

BEITRÄGE ZUR SOZIALEN SICHERHEIT

*Konzeptualisierung und Messung des
gesellschaftlichen Werts von
Generationenbeziehungen*

Forschungsbericht Nr. 4/10



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Eidgenössisches Departement des Innern EDI
Département fédéral de l'intérieur DFI
Bundesamt für Sozialversicherungen BSV
Office fédérale des assurances sociales OFAS

Das Bundesamt für Sozialversicherungen veröffentlicht in seiner Reihe "Beiträge zur Sozialen Sicherheit" konzeptionelle Arbeiten sowie Forschungs- und Evaluationsergebnisse zu aktuellen Themen im Bereich der Sozialen Sicherheit, die damit einem breiteren Publikum zugänglich gemacht und zur Diskussion gestellt werden sollen. Die präsentierten Folgerungen und Empfehlungen geben nicht notwendigerweise die Meinung des Bundesamtes für Sozialversicherungen wieder.

Autor/innen: Nollert, Michael; Budowski, Monica; Kersten, Anne
Universität Fribourg
Bereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit
Route des Bonnesfontaines 11
CH-1700 Fribourg
E-mail: annegret.kersten@unifr.ch
Internet: www.unifr.ch/travsoc

Auskunft: Ludwig Gärtner
Geschäftsfeld Familie, Generationen und Gesellschaft
Bundesamt für Sozialversicherungen
Effingerstrasse 20
3003 Bern
Tel. +41 (0) 31 322 90 76
E-mail: ludwig.gaertner@bsv.admin.ch

ISSN: 1663-4659

Copyright: Bundesamt für Sozialversicherungen, CH-3003 Bern
Auszugsweiser Abdruck – ausser für kommerzielle Nutzung –
unter Quellenangabe und Zustellung eines Belegexemplares
an das Bundesamt für Sozialversicherungen gestattet.

Vertrieb: BBL, Vertrieb Publikationen, CH-3003 Bern
<http://www.bundespublikationen.admin.ch>

Bestellnummer: 318.010.4/10d

Konzeptualisierung und Messung des gesellschaftlichen Werts von Generationenbeziehungen

Konzeptstudie im Auftrag der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften und dem Bundesamt für Sozialversicherungen

Prof. Dr. Michael Nollert, Prof. Dr. Monica Budowski und Lic. phil. Anne Kersten

Universität Fribourg, Departement für Sozialwissenschaften

Bereich Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit

März 2010

Vorwort des Bundesamtes für Sozialversicherungen

Anlass für die vorliegende Studie zum gesellschaftlichen Wert von Generationenbeziehungen war die Tatsache, dass zwar Analysen zum ökonomischen Wert von Generationenbeziehungen in Form von Generationenbilanzen vorhanden sind, aber kaum Analysen zum nicht-ökonomischen Wert der Generationenbeziehungen existieren. Um soziale Beziehungen in all ihren Facetten zu erfassen und nicht auf ökonomische Relationen zu reduzieren, bemühten sich das Netzwerk Generationenbeziehungen, die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) und das Bundesamt für Sozialversicherungen gemeinsam um die Realisierung einer Studie zur „Konzeptualisierung und Messung des gesellschaftlichen Werts von Generationenbeziehungen“. Die Studie hatte überdies zum Ziel, staatliche Massnahmen zur Förderung von Generationenbeziehungen zu begründen. Konkret geht es darum, wie der politische Auftrag der Generationenverträglichkeitsprüfung umgesetzt werden kann.

Die Studie bietet einen breiten Überblick über Konzepte zur Bestimmung des immateriellen Werts von intergenerationellen Beziehungen und verknüpft diese mit der Messung des gesellschaftlichen Werts von Generationenbeziehungen über Indikatoren. Aus der Vielfalt von Konzepten vertieften die Autorinnen und der Autor den Ansatz des Sozialkapitals, um den Wert von Generationenbeziehungen zu bestimmen. Im Besonderen interessiert der Beitrag des intergenerationellen Sozialkapitals zur Wohlfahrt, welche neben materieller Prosperität auch immaterielle Werte wie Lebenszufriedenheit und Glück umfasst.

In der Forschungsliteratur wird gemeinhin zwischen dem individuellen und dem gesellschaftlichen Wert von Generationenbeziehungen unterschieden. Während Individuen prototypisch in der Familie mit Sozialkapital ausgestattet werden, welches sie individuell für ihre eigenen Interessen einsetzen können, bemisst sich der gesellschaftliche Wert der Beziehungen, auf den die Studie ausgerichtet ist, an den Lebensbedingungen aller. Individuellen Generationenbeziehungen, die in der Regel zwar nützlich für die Beteiligten sind, fehlt oft der gesellschaftliche Nutzen und sie können sich sogar als schädlich für die Gesellschaft erweisen.

Mit der vorliegenden Studie können zwar klare Aussagen zum gesellschaftlichen Wert von Generationenbeziehungen für den Aufbau und den Erhalt des Sozialkapitals und damit zur sozialen Wohlfahrt getroffen werden. Die Forschenden betonen aber immer die Ambivalenz der Beziehungen und weisen klar darauf hin, dass sich der „Nettowert“ nur bestimmen lässt, wenn sowohl die positiven und die negativen Wirkungen „als auch die intra- und extrafamilialen Kontakte“ berücksichtigt werden. Generationenbeziehungen sind vor allem dann wertvoll, wenn sie keine Ausschlüsse zur Folge haben, sondern „brückenbildend“ zum Aufbau von offenen, sozialen Netzwerken beitragen.

Noch schwieriger zu bestimmen ist die Messung von Generationenbeziehungen. Zum einen sind qualitative Beziehungen generell sehr schwer zu messen, zum anderen fehlt es an spezifischen Indikatoren zur Messung des Werts von Generationenbeziehungen. Eine Stärke der Studie liegt nun gerade im präzisen Aufzeigen der mangelhaften Datenlage in Bezug auf Datenbestände und geeignete Indikatoren. Auch die Messung der sozialen Nachhaltigkeit beschränkt sich deshalb meistens auf das Engagement in freiwilligen Asso-

ziationen und die Einbindung ins direkte Umfeld. Dagegen findet der intergenerationelle Aspekt und damit das Aufrechterhalten sozialer Beziehungen über Generationen hinweg auf gesellschaftlicher Ebene wenig Beachtung.

Als Grundlage für eine Generationenverträglichkeitsprüfung ist das Konzept des Sozialkapitals, wie es sich in der aktuellen Diskussion präsentiert, deshalb kaum zweckdienlich. Denn der Wert von Generationenbeziehungen kann über das Sozialkapitalkonzept nicht ausreichend differenziert erfasst werden, um daraus Dimensionen der Generationenverträglichkeit abzuleiten. Ebenso fehlt es an geeigneten Indikatoren zur Messung, welche die Dimension der Nachhaltigkeit miteinbeziehen. Um diese Fragen weiterzutreiben ist Grundlagenforschung notwendig. Es ist an den entsprechenden Forschungsinstitutionen, diese zu leisten.

L. Gärtner

Leiter Geschäftsfeld Familie, Generationen und Gesellschaft (FGG)

Préface de l'Office fédéral des assurances sociales

La réflexion à l'origine de la présente étude sur la valeur sociale des relations entre générations est qu'il existe déjà des analyses de leur valeur économique sous forme de « bilans intergénérationnels », mais guère d'analyses de leur valeur non économique. En vue de saisir toutes les facettes des relations sociales et de ne pas les réduire à leur dimension économique, le réseau « Relations intergénérationnelles », l'Académie suisse des sciences humaines et sociales (ASSH) et l'Office fédéral des assurances sociales (OFAS) ont uni leurs forces pour faire réaliser une étude intitulée « Conceptualisation et mesure de la valeur sociale des relations entre générations ». Cette étude devait également offrir une base à des mesures étatiques d'encouragement desdites relations. Plus précisément, il s'agit ici de la mise en œuvre du mandat politique demandant d'analyser les conséquences des projets d'actes pour les générations futures.

L'étude offre une vue d'ensemble des concepts pouvant servir à déterminer la valeur immatérielle des relations intergénérationnelles et fait le lien entre eux et la mesure de la valeur sociale de ces relations au moyen d'indicateurs. Parmi tous ces concepts, les auteurs approfondissent dans cette perspective celui de capital social. Ils s'intéressent en particulier à la mesure dans laquelle le capital social intergénérationnel contribue au bien-être, qui ne se limite pas à la prospérité matérielle mais comprend aussi des valeurs immatérielles comme le bonheur et la joie de vivre.

La littérature spécialisée fait en général la distinction entre la valeur individuelle et la valeur sociale des relations entre générations. Alors que les individus sont dotés au sein de la famille d'un capital social qu'ils peuvent investir individuellement pour leurs propres intérêts, la valeur sociale de ces relations – qui fait l'objet de l'étude – se mesure aux conditions de vie de tous. Les relations intergénérationnelles individuelles, qui sont en règle générale utiles aux intéressés, manquent souvent d'une utilité sociale et peuvent même s'avérer nuisibles pour la société.

La présente étude autorise des affirmations claires sur la valeur sociale que les relations entre générations ont pour la constitution et le maintien du capital social, et donc sur le bien-être social. Les chercheurs soulignent cependant l'ambivalence de ces relations et relèvent sans équivoque que leur « valeur nette » ne peut être évaluée que si l'on prend en compte les effets tant positifs que négatifs des contacts intrafamiliaux et extrafamiliaux. Les relations intergénérationnelles sont utiles surtout lorsqu'elles ne débouchent pas sur des exclusions, mais jettent des ponts et favorisent la constitution de réseaux sociaux ouverts.

Plus difficile encore à déterminer que la valeur de ces relations est la manière de les mesurer. De façon générale, la qualité des relations est très difficile à mesurer, faute d'indicateurs spécifiques pour en chiffrer la valeur. L'un des points forts de l'étude est justement d'indiquer avec précision les lacunes dans les données disponibles et les indicateurs possibles. Ce manque est aussi la raison pour laquelle la mesure de la durabilité sociale se limite la plupart du temps à considérer l'engagement dans des associations bénévoles et l'intégration dans l'environnement immédiat. Par contre, l'aspect intergénérationnel et le maintien des relations sociales d'une génération à l'autre n'est guère pris en compte au niveau de la société.

Voilà pourquoi le concept de capital social, tel qu'il se présente dans la discussion actuelle, ne peut guère servir de base à l'analyse des conséquences des projets d'actes pour les générations futures. Il ne permet pas de chiffrer la valeur des relations intergénérationnelles de façon suffisamment nuancée pour que l'on puisse en déduire les dimensions de cette analyse. On ne dispose pas non plus d'indicateurs appropriés pour inclure dans la mesure la dimension de la durabilité. Il appartient aux instituts de recherche concernés de mener les investigations nécessaires.

L. Gärtner

Chef du domaine Famille, générations et société (FGG)

Premessa dell'Ufficio federale delle assicurazioni sociali

Il presente studio sul valore sociale delle relazioni intergenerazionali è stato condotto perché disponiamo di analisi sul valore economico di queste relazioni ma non sul loro valore non monetizzabile. Per comprendere tutti gli aspetti delle relazioni sociali, evitando di ridurre alla sola dimensione economica, la rete «Relazioni intergenerazionali», l'Accademia svizzera di scienze morali e sociali (ASSMS) e l'Ufficio federale delle assicurazioni sociali hanno collaborato alla realizzazione di uno studio sulla concettualizzazione e la misurazione del valore sociale delle relazioni intergenerazionali. Lo studio intendeva anche porre le basi per l'introduzione di misure statali per la promozione delle relazioni intergenerazionali. Si è trattato, concretamente, di stabilire come potrebbe essere attuata la richiesta del mondo politico di procedere a un esame della sostenibilità per le generazioni future.

Lo studio offre un'ampia panoramica dei metodi per la determinazione del valore immateriale delle relazioni intergenerazionali e li collega alla misurazione del valore sociale di queste relazioni mediante indicatori. Tra i vari concetti esaminati, le autrici e l'autore si soffermano su quello del capitale sociale, concentrando il loro interesse, in particolare, sul contributo del capitale sociale intergenerazionale al benessere, il quale include non soltanto la prosperità materiale ma anche valori immateriali quali la soddisfazione per la propria situazione di vita e la felicità.

La letteratura scientifica fa generalmente una distinzione tra il valore individuale e quello sociale delle relazioni intergenerazionali. Se di regola gli individui acquisiscono in famiglia un capitale sociale che possono impiegare individualmente nel proprio interesse, il valore sociale delle relazioni, oggetto dello studio, è misurato in funzione del loro influsso sulle condizioni di vita di tutta la società.

Le relazioni intergenerazionali individuali, che di solito sono utili per tutte le parti coinvolte, sono spesso prive di utilità o possono addirittura rivelarsi dannose per la società.

Il presente studio permette sì di fare affermazioni precise sul valore sociale delle relazioni intergenerazionali per la costituzione e il mantenimento del capitale sociale e quindi per il benessere sociale. I ricercatori sottolineano però sempre l'ambivalenza di queste relazioni, segnalando chiaramente che il loro «valore netto» può essere determinato soltanto tenendo conto degli effetti positivi e negativi e dei contatti intrafamiliari ed extrafamiliari. Le relazioni intergenerazionali sono utili soprattutto se non producono esclusione ma, al contrario, sono un ponte che permette di instaurare relazioni aperte e sociali.

Ancora più difficile è stabilire come misurare il valore delle relazioni intergenerazionali. Se la misurazione delle relazioni qualitative è infatti già di per sé molto difficile, per il valore delle relazioni intergenerazionali non esistono indicatori specifici. Uno dei punti forti dello studio è proprio il fatto che mette chiaramente in evidenza la carenza di collezioni di dati e indicatori adatti. Anche la misurazione della sostenibilità sociale si limita pertanto perlopiù all'impegno in seno a associazioni di volontariato e al coinvolgimento nell'ambiente circostante. L'aspetto intergenerazionale e in particolare l'intrattenimento di relazioni con le altre generazioni all'interno della società sono invece poco considerati.

Per questa ragione, il concetto di capitale sociale così come è inteso attualmente nel dibattito scientifico è inadeguato come base per un esame della sostenibilità per le future generazioni. Il concetto di capitale sociale, infatti, non permette di rilevare il valore delle relazioni intergenerazionali in modo sufficientemente differenziato per ricavarne dimensioni della sostenibilità per le generazioni future. Inoltre, non esistono indicatori di misurazione adatti, che includano anche la dimensione della sostenibilità. Per progredire in questo campo sono necessarie ricerche di base: starà alle istituzioni competenti eseguirle.

L. Gärtner

Responsabile dell'Ambito Famiglia, generazioni e società (FGS)

Foreword by the Federal Social Insurance Office

The reason behind the present study was the lack of analyses on the non-economic value of intergenerational relationships for society. The vast majority of studies have hitherto focused exclusively on their economic value. Therefore, in order to cover the many different facets of social relationships and to move beyond economic measurements, the Netzwerk Generationenbeziehungen (intergenerational relationships network), the Swiss Academy of Humanities and Social Sciences (SAGW) and the Federal Social Insurance Office (FSIO) together laid the foundations for a study on the “Conceptualisation and measurement of the societal value of intergenerational relationships“. A further aim of this research was to provide justification for national efforts to foster such relationships, and in particular how to execute the political mandate of analyzing the consequences of present actions for future generations.

The study offers a broad overview of the concepts that are currently used to determine the nonmaterial value of intergenerational relationships and combines these with concepts that measure the societal value of intergenerational relationships according to a given set of indicators. The authors focus specifically on the social capital approach, specifically the contribution that intergenerational social capital makes to the welfare of a society, a notion which encompasses not only material prosperity but also nonmaterial values such as life satisfaction and happiness.

The literature tends to differentiate between the individual and societal value of intergenerational relationships. While individuals tend to be endowed with a family and its social capital which each member of the family can use for their own individual purposes, the societal value of relationships in contrast is determined by the living conditions of society as a whole. Regarding individual intergenerational relationships, these generally have a utility exclusively for those involved, and therefore often have little utility for society and can even affect it adversely.

The present study reaches explicit conclusions on the societal value of intergenerational relationships for the accumulation and preservation of social capital and thus for the welfare of society. However, the researchers stress the ambivalent nature of relationships and clearly point to the fact that the “net value“ can only be determined when their negative and positive effects, as well as intrafamily and non-family contacts are taken into account. Intergenerational relationships above all have value if they are bridge building, facilitate the creation of open social networks and do not lead to exclusion.

It is even more difficult to measure intergenerational relationships. First, it is generally hard to assess them in qualitative terms. Second, certain indicators which are necessary to measure their value are often lacking. One of the strengths of the present study is that it precisely pinpoints this dearth. In addition, most studies tend to use only membership of voluntary associations and integration in one's immediate circle as indicators to measure social sustainability. Yet, little attention is given at societal level to the intergenerational aspect of these relationships and thus their sustainability across generations.

Given these findings, the concept of social capital, as described in the current debate, is an unsuitable basis for an analysis of generation compatibility, because it does not sufficiently differentiate between the different values that intergenerational relationships can have, which in turn makes it impossible to identify the dimensions of intergenerational compatibility. Furthermore, suitable indicators which factor in the sustainability dimension are lacking. In order to move this subject forward, the appropriate research institutes need to step up their fundamental research activities.

L. Gärtner

Head of Family, Generations and Society Domain (FGS)

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis	III
Tabellenverzeichnis	III
Kurzfassung	V
Version abrégée	XI
Versione abbreviata	XVII
Abridged version	XXIII
1. Einleitung	1
2. Generationenbeziehungen als Quelle von Sozialkapital	3
2.1 Generation und Generationenbeziehungen – begriffliche Variationen	3
2.2 Sozialkapital – Konzept und Forschung	6
2.2.1 Mikrosoziale Ebene: Sozialkapital als individuelle Ressource	7
2.2.2 Makrosoziale Ebene: Sozialkapital als kollektive Ressource	9
2.2.3 Die Dimensionen des Sozialkapitals und ihre Wechselwirkungen	10
2.2.4 Formen von Sozialkapital und ihre Wirkungen	17
2.2.5 Der Kapitalcharakter des Sozialkapitals	21
2.2.6 Eine kritische Würdigung des Sozialkapitalkonzepts	23
2.3 Intergenerationelles Sozialkapital	25
2.3.1 Intergenerationelles Sozialkapital innerhalb der Familie	27
2.3.2 Intergenerationelles Sozialkapital ausserhalb der Familie	40
2.4 Der gesellschaftliche Wert des intergenerationellen Sozialkapitals	45
3. Generationenbeziehungen als Quelle sozial nachhaltiger Entwicklung... 47	47
3.1 Das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung	47
3.2 Die soziale Dimension nachhaltiger Entwicklung	48
3.2.1 Funktionale Voraussetzungen für das Überleben von Gesellschaften	49
3.2.2 Das Grundbedürfniskonzept	51
3.2.3 Das Konzept der Lebensqualität	53
3.2.4 Sozialkapital als Bestandteil sozialer Nachhaltigkeit?	55
3.2.5 Schlüsselemente und Indikatoren sozial nachhaltiger Entwicklung	57

3.2.6 Wechselwirkungen zwischen den Dimensionen nachhaltiger Entwicklung ..	62
3.3 Generationenbeziehungen und soziale Nachhaltigkeit	64
3.3.1 Generationenbeziehungen in der Theorie sozialer Nachhaltigkeit	64
3.3.2 Generationenbeziehungen und subjektives Wohlbefinden.....	66
3.3.3 Generationengerechtigkeit als Voraussetzung für soziale Nachhaltigkeit	68
4. Messung der Qualität intergenerationeller Beziehungen	71
4.1 Messkonzepte der Sozialkapitalforschung	71
4.1.1 Soziale Netzwerke	72
4.1.2 Vertrauen.....	74
4.1.3 Normen der Reziprozität	75
4.1.4 Vorläufiges Fazit	76
4.2 Messung von intergenerationellen Kontakten und Hilfeleistungen	76
4.3 Messkonzepte der (sozialen) Nachhaltigkeitsforschung	80
4.3.1 UNPD: Human Development.....	81
4.3.2 CSD: Indicators of Sustainable Development	83
4.3.3 Weltbank und OECD	84
4.3.4 Europäische Union.....	84
4.3.5 Messkonzepte sozialer Nachhaltigkeit in der Schweiz.....	86
4.4 Soziale Indikatoren, Sozialbericht, Beobachtung der Wohlfahrtsentwicklung	88
4.4.1 Sozialberichterstattung in der Schweiz.....	88
4.4.2 System Sozialer Indikatoren für Deutschland	89
4.4.3 Europäisches System Sozialer Indikatoren.....	90
4.4.4 Vorläufiges Fazit	92
4.5 Gesamtgesellschaftliche Quantifizierung der Ressource Generationenbeziehungen.....	93
5. Schlussfolgerungen	95
5.1 Das Verhältnis zwischen Generationen- und Ungleichheitsforschung	95
5.2 Fazit und Ausblick: sieben Thesen.....	96
Literaturverzeichnis.....	99
Anhang.....	107

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Dimensionen und Wirkungen von Sozialkapital	11
Abbildung 2: Intra- und extrafamiliäre Intergenerationenbeziehungen.....	17
Abbildung 3: Statuszuweisung zwischen meritokratischem Ideal und sozialer Realität	24
Abbildung 4: Orte intergenerationeller Kontakte als Quellen von Sozialkapital	27
Abbildung 5: Dimensionen und Wirkungen von intrafamiliärem Sozialkapital in der Familie	34
Abbildung 6: Folgen und Wirkungen von intrafamiliärem Sozialkapital	39
Abbildung 7: Mögliche Dimensionen und Wirkungen des innerbetrieblichen Sozialkapitals	43
Abbildung 8: Wechselbeziehungen zwischen den drei Nachhaltigkeitssäulen	63
Abbildung 9: Kategorien freiwilliger Tätigkeiten	77
Abbildung 10: Differenzierung der intra- und extrafamiliären Intergenerationenbeziehungen	80
Abbildung 11: Konzeptueller Bezugsrahmen und Zieldimensionen des Europäischen Systems Sozialer Indikatoren	91

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Latente Generationenkonflikte in Betrieben	42
Tabelle 2: AGIL-Schema	50
Tabelle 3: Unverzichtbare Grundbedürfnisse	52
Tabelle 4: Wohlfahrtspositionen	54
Tabelle 5: Theoretische Bezugspunkte sozial nachhaltiger Entwicklung.....	57
Tabelle 6: Indikatoren zur Befriedigung der Grundbedürfnisse, zur Lebensqualität und Zufriedenheit	59
Tabelle 7: Indikatoren für die Sozialressourcen	60
Tabelle 8: Indikatoren für Chancengleichheit	61
Tabelle 9: Indikatoren für die Partizipation.....	62
Tabelle 10: Sozialindikatoren mit möglichem Bezug zu Intergenerationenbeziehungen	92

Kurzfassung

Seit einigen Jahren wird den ökonomischen Aspekten von Generationenbeziehungen grosse Beachtung geschenkt. Ungleich weniger Resonanz als die so genannten Generationenbilanzen fand bislang der nicht-ökonomische bzw. nicht monetarisierbare, gesellschaftliche Wert von Generationenbeziehungen. Dabei geht es um die Frage, inwiefern gute Generationenbeziehungen eine gesellschaftliche Ressource bilden. Das vorliegende Projekt versucht, diese Lücke zu schliessen: Die Forschung zum Themenbereich, insbesondere mit Bezügen zu den Konzepten der „nachhaltigen Entwicklung“, des „Sozialkapitals“, des „Humanvermögens“ und zur Frage, inwiefern intergenerationelle Beziehungen zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten beitragen, wird kritisch gewürdigt und miteinander verknüpft. Des Weiteren werden Ansätze und Indikatoren zur Messbarkeit des nicht-monetarisierbaren, gesellschaftlichen Werts von Generationenbeziehungen, z.B. Lebensqualität, präsentiert. Die Ergebnisse sind im Folgenden gegliedert nach den forschungsleitenden Fragen, welche von der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften formuliert wurden.

1. Welche Konzepte bieten sich für die empirische Erfassung des gesellschaftlichen Werts von Generationenbeziehungen an?

Mit dem soziologischen Konzept des *Sozialkapitals* wird die Bedeutung der Beziehungen aktuell miteinander lebender Generationen als gesellschaftliche Ressource betont. Das Konzept ist zentral für diese Studie, weil darin die Vorstellung enthalten ist, dass „gute“ soziale Beziehungen gleichermassen die wirtschaftliche Prosperität und das subjektive Wohlbefinden (z.B. Zufriedenheit, Glück) fördern. Obwohl intergenerationelle Beziehungen auch im Erwerbsleben und der Freizeit stattfinden, betrachtet die Generationenforschung die Familie als zentralen Ort der Sozialkapitalgenese.

Der gesellschaftliche Wert von Generationenbeziehungen lässt sich bestimmen anhand des Beitrags des intergenerationellen Sozialkapitals zur Wohlfahrtsproduktion einer Gesellschaft. Der Begriff der *Wohlfahrtsproduktion* verweist darauf, dass sich einerseits Wohlfahrt nicht auf wirtschaftliche Prosperität reduzieren lässt, sondern auch immaterielle Dimensionen wie Lebenszufriedenheit und Glück umfasst, und andererseits nicht nur Privatunternehmen, sondern auch der Staat und eine Vielzahl weiterer privater Organisationen und Gruppen (z.B. Nonprofitorganisationen, soziale Bewegungen) und nicht zuletzt viele kleinere soziale Netzwerke wie etwa die Familie zur sozialen Wohlfahrt beitragen.

Das Konzept des *Humanvermögens* stellt ein alternatives Konzept zum Sozialkapital dar. Es liegt semantisch zwischen den Begriffen Sozialkapital und Humankapital, zumal es gleichermassen häufig ökonomistisch verkürzt wird (Vermögen = Kapital). Humanvermögen beinhaltet in sozialen Netzwerken erworbene soziale Kompetenzen (z.B. Soziabilität), Vertrauen, bürgerliche Tugenden sowie fachliche Kompetenzen. Im Unterschied zum Konzept des Sozialkapitals fokussiert der Humanvermögen-Diskurs jedoch auf die Funktionalität der Familie und blendet dabei deren Beitrag zur intergenerationellen Reproduktion sozialer Ungleichheiten aus.

Das Konzept der (*sozial*) *nachhaltigen Entwicklung* bezieht neben aktuell lebenden Generationen auch zukünftige ein und fragt nach den Möglichkeiten und Bedingungen für die dauerhafte Existenzsicherung von Gesellschaften. Im Mittelpunkt steht die Verteilung ökologisch, ökonomisch und sozial relevanter Güter, die sich auf dreifache Weise darstellt: a) als Ausgleich zwischen menschlichen Bedürfnissen und der Leistungsfähigkeit der Natur (Vernetzungsproblematik); b) als Ausgleich zwischen den Bedürfnissen der gegenwärtigen und der künftigen Generationen (intergenerationelle Verteilungsproblematik) und c) als Ausgleich zwischen den Bedürfnissen Armer und Reicher (intragenerationelle Verteilungsproblematik).

Der Beitrag intergenerationeller Beziehungen an eine sozial nachhaltige Entwicklung wird in der sozialen Nachhaltigkeitsthematik eher indirekt und am Rande diskutiert und steht in engem Zusammenhang mit dem Sozialkapital- und dem Lebensqualitätskonzept. *Lebensqualität* gliedert sich in objektive Lebensbedingungen und Wohlbefinden (subjektive Bewertung der Lebensbedingungen). So tragen soziale Beziehungsnetzwerke zwischen Bekannten, Freund/innen, Familie und/oder Verwandte zum individuellen Wohlbefinden/Glück/Zufriedenheit bei.

Ausserdem sind intergenerationelle Beziehungen in der Familie vor dem Erziehungs- und Sozialisationshintergrund per se sozial nachhaltig. So impliziert das Konzept des Humanvermögens, dass Kinder von ihren Eltern die Grundlagen der *Soziabilität* bzw. die Fähigkeit lernen, selbst soziale Beziehungen einzugehen, zu erhalten und kooperativ zu handeln. Dabei liegt es auf der Hand, dass ungünstige Familienverhältnisse, wie zum Beispiel häusliche Gewalt, ökonomische, psychische und physische Belastungen negative Auswirkungen auf die Bildung des Humanvermögens der nachfolgenden Generation haben können. Dies gilt auch für Ungleichheiten innerhalb von Familien, wie sie sich z.B. in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und Wertschätzung der Arbeit manifestieren. Da die Humanvermögensgenese und die Verteilung von Ressourcen zwischen den Geschlechtern und Generationen von sozialen Institutionen abhängen, sind vor allem auch die sozialpolitischen Rahmenbedingungen bedeutsam.

2. Wie können die verschiedenen Argumentationsstränge (soziale Dimension der Nachhaltigkeit und Akkumulation von Sozialkapital durch intergenerationelle Beziehungen) konzeptionell miteinander verknüpft werden?

In der Nachhaltigkeitsforschung wird erwartet, mit dem Sozialkapitalkonzept könne die soziale Dimension der Nachhaltigkeit erfasst werden. Damit verbunden ist die Hoffnung, dass sich im Sozialkapitalbegriff und den entsprechenden Operationalisierungen Analogien zu den anderen Kapitalsorten eröffnen (Sach- und Naturkapital) und dadurch die drei Dimensionen der Nachhaltigkeit (ökonomisch, ökologisch, sozial) integrierbar gemacht werden können. Das Sozialkapitalkonzept erfüllt diese Erwartungen nur zum Teil. Zum einen sind kulturelles und Wissenskapital (Humankapital) als wichtiger Aspekt sozialer Nachhaltigkeit nicht im Konzept des Sozialkapitals enthalten. Im Unterschied dazu scheint das Konzept des Humanvermögens mit seinem Fokus auf individuellen Kompetenzen durchaus anschlussfähig. Zum anderen werden die institutionellen Aspekte wie etwa die Rolle des Staats in den meisten Konzeptualisierungen von Sozialkapital und auch im Ansatz des Humanver-

mögens vernachlässigt, stellen jedoch einen wichtigen Bereich sozialer Nachhaltigkeit dar. Trotz dieser Beschränkungen bildet intergenerationelles Sozialkapital eine gesellschaftliche Ressource, die innerhalb sozialer Beziehungsnetzwerke und durch soziale Kontakte zwischen Mitgliedern unterschiedlicher Generationen entsteht und sich insofern sozial nachhaltig auswirkt, als es Humanvermögen schafft und sich in einer verbesserten Lebensqualität niederschlägt (vgl. auch Beantwortung der vorherigen Frage). So gesehen ist (intergenerationelles) Sozialkapital eine wichtige Komponente einer an Nachhaltigkeit ausgerichteten Wohlfahrt, die sich nicht eindimensional an Wirtschaftswachstum, sondern an der Lebensqualität orientiert.

3. Lässt sich die gesellschaftliche Ressource der intergenerationellen Beziehungen über Indikatoren operationalisieren und was fehlt bei einer solchen Betrachtung?

Obwohl Generationenbeziehungen in vielen Lebensbereichen stattfinden, konzentriert sich die Messung intergenerationeller Kontakte auf die Kontakte innerhalb der Familie. Bei vielen Indikatoren der Sozialkapitalforschung, wie etwa Vereinsmitgliedschaften oder freiwilligen und/oder unbezahlter Tätigkeiten, werden zwar auch intergenerationelle Kontakte mitberücksichtigt. In der Regel lassen die Datenquellen aber keine Differenzierung zwischen inter- und intragenerationellen Kontakten zu. Die Validität der Messung des Werts von Generationenbeziehungen ausschliesslich mittels intergenerationellen Kontakten, z.B. Hilfe-, Pflegeleistungen und finanzielle Transfers gemäss SHARE (Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe), ist allerdings insofern problematisch, als nicht alle intrafamilialen Kontakte gesellschaftlich wertvoll sind. Denken wir nur an psychische und physische Gewaltanwendung zwischen Familienmitgliedern, aber auch an die Tendenz von Familien, den sozialen Status über Generationen hinweg zu reproduzieren, wodurch die Mobilitätschancen Dritter behindert werden.

Von daher muss bei der Messung des gesellschaftlichen Werts intergenerationeller Beziehungen einerseits den ausserfamilialen Kontakten Rechnung getragen werden. Andererseits sind die intra- als auch extrafamilialen Kontakte dahingehend zu untersuchen, ob sie sich eher positiv oder negativ auf die Gesellschaft auswirken. Entsprechend drängt sich die Frage auf, welcher Typus von Familie bzw. welche Erziehungsstile, aber auch welche ausserfamilialen Assoziationen Sozialkapital und Humanvermögen erzeugen, die als gesellschaftliche Ressourcen dienen können. Im Hinblick auf die soziale Nachhaltigkeit (Wandlungs- und Lernfähigkeit einer Gesellschaft) stehen hier zweifellos Kontakte im Vordergrund, die u.a. Toleranz, Vertrauen, Offenheit gegenüber Neuem und aktives gesellschaftliches Engagement ermöglichen. Indes darf bei der Messung nicht vernachlässigt werden, dass es auch intergenerationelle Kontakte gibt, die ausgrenzend, sozial desintegrativ wirken und/oder die gesellschaftliche Kohäsion gefährden. Nicht zu vergessen ist auch, dass gesellschaftliche Rahmenbedingungen im Allgemeinen und sozialpolitische Massnahmen im Besonderen solche Kontakte fördern oder behindern können.

4. Lässt sich die gesellschaftliche Ressource allenfalls besser qualitativ erfassen und wie sähe ein entsprechendes Messkonzept aus? Welchem Ansatz, quantitativ oder qualitativ, ist der Vorzug zu geben, resp. welcher Zugang dient welcher Konzeption?

Die Versuche das Sozialkapital einer *sozialen* Entität (Gemeinde, Organisation, National-

staat etc.) zu bestimmen, gehen in der Regel davon aus, dass soziale Kontakte eine positive Ressource bilden. So wird z.B. angenommen, dass soziale Entitäten mit einer grossen Häufigkeit von Kontakten bzw. vielen aktiven und passiven Mitgliedschaften in freiwilligen Assoziationen über ein grosses Sozialkapital verfügen. Diese Annahme ist jedoch nur partiell plausibel. Kontakthäufigkeit per se sagt nichts darüber aus, ob diese Kontakte letztlich den Zugang zu einer wichtigen Ressource eröffnen. Des weiteren werden, im Sinne des Thomas-Theorems, soziale Prozesse und Strukturen nicht nur von objektiven Faktoren sondern auch von subjektiven Wahrnehmungen und Bewertungen beeinflusst. Folglich müssten bei der Beurteilung des gesellschaftlichen Werts von Generationenbeziehungen neben „objektiven“ Daten auch Indikatoren für die Wahrnehmung der Kontakte als Ressource und der Nutzen der Kontakte berücksichtigt werden. Andernfalls könnten keine gültigen Grenz- und Schwellenwerte für die positiven Auswirkungen intergenerationeller Beziehungen festgelegt werden.

Einen fruchtbaren Ausgangspunkt, um den nicht-ökonomischen Wert sozialer Kontakte abzuschätzen, bieten die Messkonzepte des Lebensqualitätsansatzes, wie sie in der Sozialberichterstattung verwendet werden. „Lebensqualität“ wird zum einen bestimmt durch die Konstellation einzelner *Lebensbedingungen* (objektive Indikatoren), zu denen auch Familienbeziehungen und soziale Kontakte zählen. Zum anderen ist sie beeinflusst durch das *Wohlbefinden* (subjektive Indikatoren), worunter die subjektiven Einschätzungen der Betroffenen über die spezifischen Lebensbedingungen und über das Leben allgemein zu verstehen sind (auch emotive Gehalte wie Hoffnungen, Ängste, Glück, Einsamkeit).

Ob sich Generationenbeziehungen in einer Gesellschaft positiv auswirken, hängt massgeblich von ihrer Ausgestaltung ab. Dabei spielt die Frage der Geschlechterbeziehungen eine wichtige Rolle. Es geht aber auch um die Frage nach dem Typus bzw. den Typen (meist intrafamiliärer) intergenerationeller Beziehungen, die – neben der Förderung des Wohlbefindens – das Entstehen von Wertschätzung und Toleranz gegenüber anderen Menschen, Offenheit für Neues, Vertrauen in die Mitmenschen/Gesellschaft und gesellschaftliches Engagement begünstigen. Solche Typen von Beziehungen lassen sich eher qualitativ als quantitativ erfassen. Für die Erfassung dieser „Tiefendimension“ intergenerationeller Beziehungen erscheinen also qualitative Messkonzepte geeigneter.

5. Welche Indikatoren stehen zur Verfügung? Gibt es Messprobleme und wie sind diese einzuschätzen?

Bei Erhebungen, die sich am Sozialkapital- und Lebensqualitätskonzept orientieren, stehen in der Regel die sozialen Kontakte, Unterstützungsleistungen sowie soziale Integrationsdaten im Vordergrund. Während Sozialkapitalstudien meist zwischen formellen Netzwerken (Vereine) und verschiedenen informellen Netzwerken (Freund/innen, Kolleg/innen, Verwandte) unterscheiden, steht in Lebensqualitätsstudien mehr die Frage nach Unterstützung/Einbindung im privaten bzw. engen Umfeld in Vordergrund, wozu Freund/innen und Verwandte/Familie ohne weitere Differenzierung gezählt werden. Informationen über intergenerationelle Kontakte werden am ehesten von Sozialkapitalindikatoren erfasst, wobei jedoch in der Regel nicht differenziert wird, ob die Kontakte zu Verwandten bzw. innerhalb der Familie Menschen anderer Generationen betreffen oder eher die gleiche Generation. Eine Aus-

nahme bildet der 2004 erstmals durchgeführte SHARE-Survey im Hinblick auf die Hilfe-, Pflegeleistungen und finanziellen Unterstützungsleistungen zwischen familialen Generationen. Allerdings bietet dieser Survey keine Informationen über das Ausmass an intergenerationellen Unterstützungsleistungen im Rahmen freiwilliger Assoziationen und unbezahlter Arbeit. Darüber hinaus geht die Tendenz in der Sozialberichterstattung, zumindest in der Schweiz und in Deutschland, eher in die Richtung, dass die Erhebungen zu Indikatoren von Sozialkapital zugunsten anderer Bereiche gekürzt und nicht in Richtung der Erfassung intergenerationaler Kontakte erweitert werden.

6. Was vermögen die vorhandenen Sozialindikatoren in der Schweiz zur Messung der gesellschaftlichen Ressource intergenerationelle Beziehungen beizutragen?

Intergenerationelle Kontakte werden weder mit den MONET-Indikatoren noch mit den Indikatoren im Rahmen des Cercle Indicateurs erfasst. Innerhalb der Erhebungen des Schweizer Haushaltspanels werden u.a. Daten zur Netzwerkausgestaltung und Unterstützung innerhalb der Familie erhoben. Weitere Datenquellen für die Schweiz bieten zum einen der SHARE-Survey, in dem u.a. materielle und immaterielle Unterstützungsleistungen zwischen Eltern und Kindern erfasst werden. Zum anderen sind im World Values Survey (WVS) einige Sozialkapitalindikatoren (Mitgliedschaften, Vertrauen in Personen/Institutionen und Normen/Werte [Fairness, Reziprozität]) zu finden. Im Eurobarometer, European Social Survey (ESS) und im International Social Survey Programme (ISSP) existieren neben diesen Sozialkapitalindikatoren auch noch Informationen zu Netzwerkkontakten und Netzwerkressourcen. Allerdings muss darauf hingewiesen werden, dass kaum ein Survey alle genannten Sozialkapitalindikatoren innerhalb der gleichen Erhebungswelle erfasst. Darüber hinaus gelten die bei der Beantwortung der vorherigen Frage festgestellten Einschränkungen bzw. fehlen häufig intergenerationelle Differenzierungen innerhalb der gebräuchlichen Indikatoren in der Sozialkapitalforschung.

7. In welchem Verhältnis stehen Indikatoren zum Sozialkapital und Indikatoren zur Messung der sozialen Dimension von Nachhaltigkeit?

Sozialkapitalindikatoren stellen einen wichtigen Aspekt sozialer Nachhaltigkeit dar (vgl. Frage 2). Allerdings muss festgehalten werden, dass sich die Sozialkapitaldimension in Messkonzepten sozialer Nachhaltigkeit – wenn überhaupt vorhanden – beschränkt auf Engagement in freiwilligen Assoziationen und Einbindung ins direkte Umfeld (Beziehungen zu Freund/innen und Partnerschaft). Obwohl prominente Soziologen wie Bourdieu oder Coleman in ihren Schriften die intergenerationellen Aspekte von Sozialkapital betonen, findet der intergenerationelle Aspekt sozialer Beziehungen auf der makrosozialen Ebene kaum Berücksichtigung.

8. Welche Indikatoren (vgl. OECD) stehen über die nationalen Indikatoren zur Messung der sozialen Dimension von Nachhaltigkeit hinaus zur Verfügung?

Auf globaler Ebene existieren verschiedene Messkonzepte, welche die Nachhaltigkeitsthematik aufgreifen. Zu nennen sind die Human Development Indizes der UNPD, die *Indicators of Sustainable Development* der UN-Commission of Sustainable Development. Auch die Weltbank und die OECD beteiligen sich an der Messung der Nachhaltigkeit, allerdings mit mehr wirtschaftlichen, technischen und ökologischen Schwerpunkten. Auf der Ebene der

Europäischen Union wird nachhaltige Entwicklung vom Statistischen Amt der Europäischen Gemeinschaften erfasst (Eurostat). Für die Erfassung der sozialen Dimension von Nachhaltigkeit innerhalb der konventionellen Messkonzepte gilt jedoch Folgendes zu beachten: Obwohl der soziale, gesellschaftliche Zusammenhalt, die soziale Struktur der Gesellschaft oder auch eine tolerante, sozial integrierte/vernetzte Gemeinschaft als wesentliche Grundpfeiler sozialer Nachhaltigkeit in den Leitprinzipien und Grundlagen der Messkonzepte genannt werden, finden sie in der konkreten Ausgestaltung der Messkonzepte keinen Niederschlag. Weder die Einbindung in formelle oder informelle Netzwerke noch bestimmte Werte wie Toleranz und Vertrauen werden erhoben. Damit sind keine Dimensionen vorhanden, welche die soziale Einbindung und bestimmte Normen und Werte erfassen (wie Vertrauen und Toleranz) und den Aspekt der intergenerationellen Beziehungen entweder berücksichtigen oder um diesen erweitert werden könnten. Für die Erfassung intergenerationaler Beziehungen muss also auf die Sozialkapital- und Sozialindikatorenforschung zurückgegriffen werden (siehe Frage 6).

9. Lässt sich die Quantität der gesellschaftlichen Ressource in Form eines Kapitalstockes ähnlich wie ökonomisches Kapital (z.B. Bruttoinlandprodukt) überhaupt gesamtgesellschaftlich messen und wie hoch ist die Aussagekraft zu bewerten? Kann von einem Basisniveau der gesellschaftlichen Ressource, auf dem eine Gesellschaft aufbaut, ausgegangen werden oder braucht es eine Übersetzung von sozialem Kapital in ökonomisches Kapital z.B. in Form volkswirtschaftlicher Kosten-Nutzen-Analysen?

An sich liesse sich die Quantität analog zum Bruttoinlandprodukt (BIP) bestimmen, vorausgesetzt der positive und negative Nutzen von Sozialkapital lässt sich überhaupt quantifizieren. Eine Messung dieses Kapitalstocks mittels eines Index wäre allerdings ähnlich problematisch wie die Messung des BIP. So wird am BIP beispielsweise kritisiert, dass es nichts über seine Verteilung aussagt, dass es nur spezifische Dimensionen der sozialen Entwicklung misst und last but not least auch viele negativ konnotierte soziale Entwicklungen zu einer Erhöhung des BIP beitragen, z.B. Verkehrsunfälle, Krankheiten, Drogenkonsum, Eigentums- und Gewaltkriminalität, Militärausgaben, Umweltverschmutzung. So ist nochmals in Erinnerung zu rufen, dass intergenerationelle Beziehungen wie alle anderen sozialen Beziehungen nicht per se positiv sind, reicht das Spektrum der möglichen Ausprägungen doch von der harmonischen Grosseltern-Enkel-Beziehung bis zur gewalttätigen Beziehung in der Familie oder der Mafia.

Version abrégée

Depuis quelques années, une grande attention est portée aux aspects économiques des relations intergénérationnelles. Leur valeur sociale non économique ou non monétarisable, en revanche, a eu nettement moins de résonance que les « bilans intergénérationnels ». La question traitée ici est de savoir dans quelle mesure de bonnes relations intergénérationnelles peuvent représenter une ressource pour la société. Le présent projet tente de combler cette lacune : il s'agit d'apprécier d'un point de vue critique la recherche dans ce domaine, se référant notamment aux concepts de « développement durable », de « capital social » et de « potentiel humain », et celle visant à établir dans quelle mesure les relations entre générations contribuent à reproduire les inégalités sociales, et de faire le lien entre les deux. Les auteurs présentent en outre des approches et des indicateurs relatifs à la possibilité de mesurer la valeur sociale non monétarisable des relations intergénérationnelles, p. ex. la qualité de vie. Les résultats de l'étude sont présentés ci-après en réponse aux questions de recherche formulées par l'Académie suisse des sciences humaines et sociales.

1. Quels concepts s'offrent pour saisir empiriquement la valeur sociale des relations intergénérationnelles ?

Le concept sociologique de *capital social* souligne l'importance des relations entre générations vivant ensemble en tant que ressource pour la société. Ce concept est essentiel pour la présente étude, car il comprend l'idée que de « bonnes » relations sociales favorisent à la fois la prospérité économique et le bien-être subjectif (p. ex. satisfaction, bonheur). Bien que les relations intergénérationnelles soient présentes aussi dans la vie professionnelle et les loisirs, la recherche en la matière considère la famille comme le lieu central de la genèse du capital social.

La valeur sociale des relations entre générations peut se déterminer d'après la mesure dans laquelle le capital social intergénérationnel contribue à la production de bien-être d'une société. Le concept de *production de bien-être* souligne deux choses : d'une part, que le bien-être ne peut se réduire à la prospérité économique, mais comprend aussi des dimensions immatérielles telles que la joie de vivre et le bonheur ; d'autre part, que le bien-être social résulte non seulement des entreprises privées, mais aussi de l'Etat et d'une multitude de groupes et d'organisations privées (p. ex. les organisations à but non lucratif et les mouvements sociaux), ainsi que des réseaux sociaux plus petits tels que la famille.

Le concept de *potentiel humain* (*Humanvermögen*) offre une alternative à celui de capital social. Du point de vue sémantique, il se situe entre les concepts de capital social et de capital humain, d'autant qu'il est souvent réduit à la dimension économique (*Vermögen* = fortune ou capital). Le potentiel humain comprend les compétences sociales acquises dans les réseaux sociaux (p. ex. la sociabilité), la confiance, les vertus civiques, ainsi que les compétences techniques et professionnelles. Mais à la différence du concept de capital social, le discours sur le potentiel humain se focalise sur la fonctionnalité de la famille, sans s'interroger sur la contribution de cette dernière à la reproduction intergénérationnelle des inégalités sociales.

Le concept de *développement (social) durable* inclut non seulement les générations actuelles mais aussi les générations futures et s'interroge sur les possibilités et les conditions de survie durable des sociétés. Il est centré sur la répartition des biens importants du point de vue écologique, économique et social, répartition qui se présente sous trois aspects : a) l'équilibre entre les besoins humains et la capacité de régénération de la nature (problématique de l'interconnexion) ; b) l'équilibre entre les besoins des générations présentes et ceux des générations futures (problématique de la répartition intergénérationnelle) ; et c) l'équilibre entre les besoins des pauvres et ceux des riches (problématique de la répartition intragénérationnelle).

Etroitement liée aux concepts de capital social et de qualité de vie, la contribution que les relations intergénérationnelles peuvent apporter à un développement social durable n'est discutée que de façon plutôt indirecte et marginale dans le discours sur la durabilité sociale. La qualité de vie s'articule en conditions de vie objectives et en bien-être (appréciation subjective des conditions de vie). Ainsi, les réseaux sociaux de relations entre connaissances, amis, famille ou parenté contribuent au bien-être (bonheur, joie de vivre) individuel.

Par ailleurs, les relations intergénérationnelles au sein de la famille, dans le contexte de l'éducation et de la socialisation, sont par elles-mêmes socialement durables. Ainsi, le concept de potentiel humain implique que les enfants apprennent de leurs parents les bases de la sociabilité, autrement dit la capacité de créer eux-mêmes et de maintenir des rapports sociaux et d'agir de manière coopérative. Cela dit, il est évident qu'un contexte familial défavorable, fait par exemple de violence domestique ou de difficultés économiques, physiques ou psychiques, peut se répercuter négativement sur la constitution du potentiel humain des générations suivantes. On peut en dire autant des inégalités au sein des familles, qui se manifestent p. ex. dans la répartition des tâches entre l'homme et la femme et dans l'appréciation du travail respectif. Etant donné que la genèse du potentiel humain et la répartition des ressources entre les sexes et les générations dépendent d'institutions sociales, les conditions de base de la politique sociale jouent aussi un rôle de premier plan.

2. De quelle manière pourrait-on relier entre eux dans une conception commune les différents fils de l'argumentation (dimension sociale de la durabilité et accumulation de capital social grâce aux relations intergénérationnelles) ?

La recherche sur la durabilité attend du concept de capital social qu'il permette de saisir la dimension sociale de la durabilité. Cette attente est liée à l'espoir que ledit concept et les opérationnalisations correspondantes offrent des analogies avec les autres sortes de capital (moyens de production, capital naturel) et qu'ainsi les trois dimensions de la durabilité (économique, écologique et sociale) puissent être intégrées dans un modèle unique. Mais le concept de capital social ne répond que partiellement à cette attente. D'une part, il ne comprend pas le capital culturel et cognitif (capital humain), qui représente un aspect important de la durabilité sociale, à la différence du concept de potentiel humain, avec sa focalisation sur les compétences individuelles. D'autre part, les aspects institutionnels tels que le rôle de l'Etat sont négligés dans la plupart des conceptualisations du capital social, de même que dans l'approche du potentiel humain, alors même qu'ils représentent un

élément important de la durabilité sociale. Malgré ces limitations, le capital social intergénérationnel constitue une ressource sociétale : il est généré au sein de réseaux de relations et par les contacts sociaux entre les membres de différentes générations et il a des effets de durabilité sociale en tant qu'il crée du potentiel humain et se reflète dans une meilleure qualité de vie (voir aussi la réponse à la question précédente). Vu sous cet angle, le capital social (intergénérationnel) est une composante importante d'un bien-être axé sur la durabilité, qui ne se réfère pas de façon unidimensionnelle à la croissance économique, mais prend pour repère la qualité de vie.

3. La ressource sociétale que constituent les relations intergénérationnelles peut-elle être opérationnalisée au moyen d'indicateurs, et en quoi cette façon de voir est-elle insuffisante ?

Bien que les relations intergénérationnelles soient présentes dans maints domaines de la vie, la mesure des contacts entre générations se concentre sur ceux qui se nouent dans le cadre familial. Il est vrai que de nombreux indicateurs de la recherche sur le capital social, comme l'appartenance à une association ou l'exercice d'activités bénévoles ou non rémunérées, prennent aussi en considération les contacts entre les générations ; mais, en règle générale, les sources de données ne permettent pas de faire la distinction entre contacts intergénérationnels et contacts intragénérationnels. Il est toutefois problématique de mesurer la valeur des relations entre générations uniquement sur la base des contacts intergénérationnels, p. ex. la fourniture d'aide ou de soins et les transferts financiers au sens de l'enquête SHARE (Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe), car tous les contacts intrafamiliaux n'ont pas une valeur positive pour la société. Il suffit de penser à la violence physique ou psychologique qui peut s'exercer au sein de la famille, mais aussi à la tendance que les familles ont à reproduire leur statut social d'une génération à l'autre, ce qui réduit pour les autres les chances de mobilité.

Il s'ensuit que, d'une part, la mesure de la valeur sociale des relations intergénérationnelles doit prendre en compte les contacts extrafamiliaux. D'autre part, il faut examiner si les contacts, intrafamiliaux et extrafamiliaux, ont des répercussions positives ou négatives sur la société. Du coup, la question suivante se pose : quel type de famille ou quels styles éducatifs, mais aussi quelles associations extrafamiliales, produisent du capital social et du potentiel humain pouvant servir de ressource sociétale ? Sous l'angle de la durabilité sociale (capacité d'une société à évoluer et à apprendre), on pensera d'abord, assurément, à des contacts qui permettent notamment la tolérance, la confiance, l'ouverture à la nouveauté et l'engagement social actif. Mais la mesure ne doit pas non plus négliger le fait qu'il existe également des contacts intergénérationnels qui ont un effet d'exclusion, de désinsertion sociale, et/ou qui mettent en péril la cohésion de la société. De même, le contexte social en général, et les politiques sociales en particulier, peuvent favoriser ou empêcher ce type de contacts.

4. Une approche qualitative serait-elle mieux à même de mesurer cette ressource sociétale, et à quoi ressemblerait un tel concept de mesure ? Quelle approche, quantitative ou qualitative, faut-il privilégier, ou quelle approche est utile à quelle conception ?

Les tentatives de déterminer le capital social d'une entité sociale (commune, organisation,

Etat, etc.) partent en général de l'hypothèse que les contacts sociaux constituent une ressource positive. On admet ainsi que les entités sociales multipliant les contacts, ou comptant de nombreux membres actifs et passifs dans des associations bénévoles, bénéficient d'un capital social important. Cette hypothèse n'est pourtant que partiellement plausible. En soi, la fréquence des contacts ne dit pas si ces contacts permettent d'accéder à une ressource importante. Par ailleurs, comme le montre le théorème de Thomas, les processus sociaux et les structures sociales ne sont pas influencés que par des facteurs objectifs, mais aussi par des perceptions et des appréciations subjectives. En conséquence, l'évaluation de la valeur des relations intergénérationnelles pour la société devrait se baser non seulement sur des données « objectives », mais aussi sur des indicateurs de la perception des contacts en tant que ressource et sur l'utilité des contacts. Sinon, il serait impossible de fixer des valeurs (seuil et limite) aux effets positifs des relations intergénérationnelles.

Un point de départ fécond pour évaluer la valeur non économique des contacts sociaux s'offre avec les concepts de mesure de la qualité de la vie appliqués dans les rapports sociaux. La « qualité de vie » est déterminée, d'une part, par le concours de différentes *conditions de vie* (indicateurs objectifs), dont font aussi partie les relations familiales et les contacts sociaux, et, d'autre part, par le *bien-être* (indicateurs subjectifs), par quoi il faut entendre l'appréciation subjective des conditions de vie spécifiques de l'individu et de la vie en général (y compris des contenus émotifs tels qu'espoirs, peurs, bonheur, solitude...).

Le fait que les relations entre générations puissent avoir un effet positif sur une société dépend dans une mesure déterminante de la structure de ces relations. La question des relations entre les sexes joue ici un rôle important. Mais il s'agit aussi de la question du ou des types de relations intergénérationnelles (le plus souvent intrafamiliales) qui favorisent – outre la production de bien-être – l'estime et la tolérance envers autrui, l'ouverture à la nouveauté, la confiance dans le prochain et la société, ainsi que l'engagement social. Les relations de ce type se prêtent plutôt à une approche qualitative que quantitative. Des concepts qualitatifs semblent donc mieux appropriés pour mesurer la « profondeur » des relations intergénérationnelles.

5. De quels indicateurs dispose-t-on ? Des problèmes de mesure se posent-ils et quelle en est l'importance ?

Les enquêtes qui se réfèrent aux concepts de capital social et de qualité de vie s'attachent en règle générale surtout aux contacts sociaux, aux prestations de soutien et aux données d'intégration sociale. Alors que les études sur le capital social font en général la distinction entre réseaux formels (associations) et réseaux informels (amis, collègues, parenté), les études sur la qualité de vie s'intéressent davantage à la question du soutien reçu ou de l'intégration dans l'environnement proche ou privé, sans faire de distinction entre amis et parenté ou famille. Les indicateurs de capital social sont le plus à même de renseigner sur les contacts intergénérationnels, bien que, pour les contacts avec la parenté ou les membres de la famille, ils ne fassent en général pas la distinction entre contacts avec les membres de la même génération et avec ceux d'une autre génération. L'enquête SHARE, menée pour la première fois en 2004, sur les prestations d'aide, de soins

et de soutien financier fournies entre générations familiales, constitue une exception. Toutefois, elle ne renseigne pas sur l'ampleur des prestations de soutien intergénérationnelles dans le cadre des associations bénévoles et du travail non rémunéré. En outre, la tendance dans les rapports sociaux, du moins ceux publiés en Suisse et en Allemagne, est à retrancher des enquêtes les indicateurs de capital social au profit d'autres domaines, plutôt que de les étendre en direction d'une saisie des contacts intergénérationnels.

6. Comment les indicateurs sociaux disponibles en Suisse peuvent-ils contribuer à la mesure de la ressource sociétale que constituent les relations intergénérationnelles ?

Les contacts intergénérationnels ne sont considérés ni par les indicateurs du système MONET, ni par ceux du Cercle indicateur. Les enquêtes du Panel suisse des ménages recueillent entre autres des données sur la formation de réseaux et sur le soutien fourni au sein de la famille. Il existe d'autres sources de données pour la Suisse avec l'enquête SHARE, qui relève notamment les prestations de soutien matériel et immatériel entre parents et enfants, et la World Values Survey (WVS), où l'on trouve quelques indicateurs de capital social (appartenance à des associations, confiance dans des personnes ou des institutions, normes ou valeurs [équité, réciprocité]). L'Eurobaromètre, l'European Social Survey (ESS) et l'International Social Survey Programme (ISSP) fournissent aussi, outre ces indicateurs de capital social, des informations sur les contacts avec des réseaux et les ressources offertes par ceux-ci. Il faut néanmoins souligner qu'il est très rare qu'une enquête recueille simultanément tous les indicateurs de capital social cités. Par ailleurs, les limites relevées dans la réponse à la question précédente valent ici aussi : les indicateurs habituellement utilisés dans la recherche sur le capital social ne différencient souvent pas les types de relations intergénérationnelles dans leurs critères.

7. Quel est le rapport entre les indicateurs de capital social et ceux qui servent à mesurer la dimension sociale de la durabilité ?

Les indicateurs de capital social représentent un aspect important de la durabilité sociale (cf. question 2). Relevons toutefois que dans les concepts de mesure de la durabilité sociale, la dimension « capital social » – lorsqu'elle est considérée – se limite à l'engagement dans des associations bénévoles et à l'intégration dans l'environnement immédiat (cercle d'amis, relation avec le/la partenaire). Bien que des sociologues éminents comme Bourdieu ou Coleman soulignent dans leurs écrits les aspects intergénérationnels du capital social, l'aspect intergénérationnel des relations sociales est pratiquement ignoré au niveau macrosocial.

8. Outre les indicateurs nationaux, de quels indicateurs dispose-t-on (cf. OCDE) pour mesurer la dimension sociale de la durabilité ?

Il existe au niveau mondial différents concepts de mesure qui s'attaquent à la thématique de la durabilité. On peut citer l'indice de développement humain du PNUD et les *indicateurs de développement durable* de la *Commission du développement durable* de l'ONU. La Banque mondiale et l'OCDE participent elles aussi à la mesure de la durabilité, mais en mettant davantage l'accent sur l'économie, la technique et l'écologie. Au niveau de l'Union européenne, le développement durable fait l'objet d'enquêtes de l'Office statistique des communautés européennes (Eurostat). S'agissant de la mesure de la dimension

sociale de la durabilité dans les conceptions conventionnelles, une remarque s'impose cependant : bien que la cohésion sociale, la structure de la société ou la tolérance et l'intégration sociale dont fait preuve une communauté soient citées comme éléments essentiels de la durabilité sociale dans les bases et les principes directeurs des concepts de mesure, on ne les retrouve nulle part dans l'organisation concrète de ces concepts. Ni l'intégration dans des réseaux formels ou informels, ni des valeurs données comme la tolérance ou la confiance, ne sont enregistrées. On manque ainsi d'une dimension qui inclue l'intégration sociale et des normes ou valeurs données (comme la confiance ou la tolérance) et qui considère l'aspect des relations intergénérationnelles ou à laquelle on puisse ajouter cet aspect. Il faut donc recourir aux instruments de la recherche sur le capital social et les indicateurs sociaux pour mesurer les relations intergénérationnelles (cf. question 6).

9. Est-il possible de mesurer pour l'ensemble d'une société la quantité de la ressource sociétale sous forme de stock de capital un peu comme pour le capital économique (p. ex. produit intérieur brut), et à quel point le résultat obtenu serait-il parlant ? Peut-on supposer qu'il existe un niveau de base de la ressource sociétale, sur lequel la société se fonde, ou bien faut-il traduire le capital social en capital économique, p. ex. sous forme d'analyses économiques coût/profit ?

En soi, la quantité pourrait se calculer de manière analogue au produit intérieur brut (PIB), à supposer qu'il soit possible de quantifier l'utilité positive ou négative du capital social. La mesure de ce stock de capital au moyen d'un indice serait toutefois tout aussi problématique que la mesure du PIB. Le PIB prête en effet le flanc à différentes critiques. On lui reproche par exemple de ne rien dire sur sa répartition, de ne mesurer que des dimensions spécifiques du développement social et, last but not least, on fait observer que de nombreuses composantes négativement connotées contribuent aussi à sa hausse, comme les accidents de la circulation, les maladies, la consommation de drogue, le banditisme et la criminalité contre la propriété, les dépenses militaires ou la pollution de l'environnement. Il faut donc rappeler encore une fois que les relations intergénérationnelles, comme toutes les relations sociales, ne sont pas positives par elles-mêmes : leurs expressions possibles vont de la relation harmonieuse entre grands-parents et petits-enfants à la relation violente au sein de la famille ou dans la mafia.

Versione abbreviata

Da alcuni anni vi è grande interesse per gli aspetti economici delle relazioni intergenerazionali, che vengono espressi mediante i cosiddetti "bilanci generazionali". Molto minore è stata finora l'attenzione rivolta al valore sociale non economico / non monetizzabile di queste relazioni. Al riguardo si tratta di stabilire in che misura buone relazioni intergenerazionali possano costituire una risorsa per la società. Il presente progetto cerca di colmare questa lacuna, valutando in modo critico e collegando fra loro la ricerca svolta in quest'ambito – in particolare in relazione ai concetti di "sviluppo sostenibile", di "capitale sociale", di "patrimonio umano" – e quella tesa a definire in che misura le relazioni intergenerazionali contribuiscano alla riproduzione di disuguaglianze sociali. Lo studio illustra inoltre approcci e indicatori per misurare il valore sociale non monetizzabile delle relazioni intergenerazionali, p. es. la qualità di vita. I risultati sono presentati qui di seguito, strutturati secondo le domande di ricerca formulate dall'Accademia svizzera di scienze morali e sociali.

1. Di quali concetti si dispone per rilevare empiricamente il valore sociale delle relazioni intergenerazionali?

Il concetto sociologico di *capitale sociale* pone l'accento sull'importanza delle relazioni tra le generazioni che vivono insieme quale risorsa per la società. Questo concetto è fondamentale per il presente studio, poiché si basa sull'idea che l'esistenza di "buone" relazioni sociali contribuisca tanto alla prosperità economica quanto al benessere soggettivo (p. es. soddisfazione, felicità). Nonostante le relazioni intergenerazionali svolgano un ruolo anche nella vita professionale e nel tempo libero, la ricerca in materia considera la famiglia come il fulcro della genesi del capitale sociale.

Il valore sociale delle relazioni intergenerazionali può essere definito in base al contributo che il capitale sociale intergenerazionale fornisce alla produzione di benessere di una società. Riferendosi alla nozione di *produzione di benessere* vanno ricordati due aspetti: da un lato, il benessere non si limita alla prosperità economica, bensì include anche dimensioni immateriali come la soddisfazione e la felicità; dall'altro, al benessere sociale contribuiscono non soltanto le imprese private, ma anche lo Stato, una miriade di organizzazioni private e di gruppi (p. es. organizzazioni senza scopo di lucro, movimenti sociali) e, non da ultimo, numerose reti sociali più piccole come la famiglia.

Il concetto di *patrimonio umano* (*Humanvermögen*) è un'alternativa a quello di capitale sociale. Da un punto di vista semantico si situa tra il concetto di capitale sociale e quello di capitale umano, tanto più che è spesso interpretato riduttivamente in chiave prettamente economica (*patrimonio* = capitale). Il patrimonio umano comprende le competenze sociali acquisite nelle reti sociali (p. es. la sociabilità), la fiducia, le virtù civili e le competenze professionali. A differenza del discorso sul capitale sociale, quello sul patrimonio umano si concentra tuttavia sulla funzionalità della famiglia, trascurando il ruolo di quest'ultima nella riproduzione delle disuguaglianze sociali da una generazione all'altra.

Il concetto di *sviluppo (socialmente) sostenibile* include, oltre alle generazioni attuali, anche quelle future, chiedendosi quali siano le possibilità e le condizioni necessarie per garantire l'esistenza duratura delle società. L'aspetto centrale è la ripartizione dei beni importanti dal punto di vista ecologico, economico e sociale, ripartizione che si configura in tre modi: a) quale equilibrio tra i bisogni dell'essere umano e la capacità di produrre della natura (problematica dell'interconnessione); b) quale equilibrio tra i bisogni delle generazioni attuali e quelli delle generazioni future (problematica della ripartizione intergenerazionale) e c) quale equilibrio tra i bisogni dei poveri e quelli dei ricchi (problematica della ripartizione infragenerazionale).

Nei discorsi concernenti la sostenibilità sociale, il contributo delle relazioni intergenerazionali allo sviluppo socialmente sostenibile è analizzato in modo piuttosto indiretto e marginale ed è strettamente connesso ai concetti di capitale sociale e di qualità di vita. *La qualità di vita* è determinata dalle condizioni di vita oggettive e dal benessere (valutazione soggettiva delle condizioni di vita). Le reti di relazioni sociali tra conoscenti, amici, membri del nucleo familiare e/o parenti contribuiscono così al benessere, alla felicità e alla soddisfazione individuali.

Dato il ruolo della famiglia nel processo di educazione e socializzazione, le relazioni intergenerazionali in seno alla medesima hanno giocoforza un effetto duraturo sul piano sociale. Il concetto di patrimonio umano implica, infatti, che i bambini imparano dai genitori le basi della *sociabilità*, ossia la capacità di instaurare da soli e di mantenere relazioni sociali e di agire in modo cooperativo. È quindi evidente che l'esistenza di situazioni familiari sfavorevoli, caratterizzate per esempio da violenze domestiche o da problemi economici, fisici o psichici, può aver conseguenze negative sulla costituzione del patrimonio umano della generazione seguente. Lo stesso vale anche per le disparità all'interno della famiglia, p. es. per quanto riguarda la ripartizione dei compiti tra uomo e donna e il valore attribuito ai rispettivi lavori. Poiché la genesi del patrimonio umano e la ripartizione delle risorse tra i sessi e le generazioni dipendono da istituzioni sociali, sono molto importanti anche le condizioni quadro in materia di politica sociale.

2. In che modo i diversi elementi dell'argomentazione (dimensione sociale della sostenibilità e accumulazione di capitale sociale tramite le relazioni intergenerazionali) possono essere collegati tra loro a livello concettuale?

Con il concetto di capitale sociale la ricerca sulla sostenibilità vorrebbe poter rilevare la dimensione sociale della sostenibilità, nella speranza che esso e le relative operationalizzazioni presentino analogie con altri tipi di capitale (capitale reale, capitale naturale) in modo da potervi integrare le tre dimensioni della sostenibilità (economica, ecologica e sociale). Il concetto di capitale sociale soddisfa solo in parte le attese: da un lato, esso non include il capitale culturale e di conoscenze (capitale umano), che sono un aspetto importante della sostenibilità sociale; il concetto di patrimonio umano, essendo incentrato sulle competenze individuali, sembra invece poter rispondere a questo bisogno. Dall'altro, la maggior parte delle concettualizzazioni del capitale sociale e il concetto di patrimonio umano trascurano la dimensione istituzionale, come ad esempio il ruolo dello Stato, che pur costituisce un elemento importante della sostenibilità sociale. Malgrado queste limitazioni, il

capitale sociale intergenerazionale è una risorsa sociale che si forma in seno alle reti di relazioni e attraverso i contatti sociali tra i membri di più generazioni e produce un effetto durevole sul piano sociale, nella misura in cui crea patrimonio umano e si riflette in una migliore qualità di vita (vedi anche la risposta alla domanda precedente). Da questo punto di vista, il capitale sociale (intergenerazionale) è un elemento importante di una visione del benessere orientata alla sostenibilità, che non si basa in modo unidimensionale sulla crescita economica, bensì sulla qualità di vita.

3. È possibile operationalizzare mediante indicatori la risorsa sociale costituita dalle relazioni intergenerazionali? Quali sono le lacune in questo tipo di analisi?

Nonostante le relazioni intergenerazionali siano presenti in numerosi ambiti della vita, la loro misurazione si limita ai contatti intergenerazionali che si creano in seno alla famiglia. Se è vero che molti indicatori utilizzati nella ricerca sul capitale sociale, come l'appartenenza a un'associazione o l'esercizio di attività di volontariato o non remunerate, includono anche i contatti tra generazioni diverse, va però anche detto che in generale le fonti di dati non permettono di distinguere i contatti intergenerazionali da quelli intragenerazionali. Misurare il valore delle relazioni tra le generazioni basandosi unicamente sui contatti intergenerazionali – p. es. l'assistenza o le cure prestate a terzi o i trasferimenti finanziari secondo l'inchiesta SHARE (Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe) – si rivela tuttavia problematico, in quanto non tutti i contatti intrafamiliari hanno effetti positivi per la società. Basti pensare alla violenza psichica e fisica che si riscontra a volte all'interno delle famiglie, ma anche alla tendenza che queste hanno a riprodurre il loro statuto sociale da una generazione all'altra, riducendo così le opportunità di mobilità sociale.

Per queste ragioni, il valore sociale delle relazioni intergenerazionali dev'essere misurato, da un lato, tenendo conto anche dei contatti extrafamiliari e, dall'altro, analizzando se i contatti intra- ed extrafamiliari si ripercuotano in modo positivo o, invece, negativo sulla società. Appare pertanto logico chiedersi quale tipo di famiglia, quali forme di educazione e quali associazioni extrafamiliari generino capitale sociale e patrimonio umano utili per la società. Nell'ottica della sostenibilità sociale (capacità di una società di evolvere e d'imparare), in primo piano vi sono senz'altro i contatti che favoriscono la tolleranza, la fiducia, l'apertura nei confronti delle novità e l'impegno sociale attivo. Non si deve però dimenticare che vi sono anche contatti intergenerazionali che hanno un effetto di esclusione, di isolamento sociale e/o di erosione della coesione sociale. Va infine ricordato che le condizioni quadro sociali in generale e le misure di politica sociale in particolare possono facilitare o ostacolare questo genere di contatti.

4. Per la misurazione di questa risorsa sociale sarebbe eventualmente preferibile un approccio qualitativo? Con quale modello di misurazione? A quale approccio, quantitativo o qualitativo, va data la precedenza o qual è l'approccio adatto per le varie concezioni?

I tentativi di determinare il capitale sociale di un'entità sociale (Comune, organizzazione, Stato nazionale ecc.) partono di regola dal presupposto che i contatti sociali costituiscano una risorsa positiva. Si suppone p. es. che le entità sociali in cui i contatti sono molto frequenti o le partecipazioni volontarie (attive e passive) ad associazioni sono numerose dispongano di un ingente capitale sociale. Tale supposizione è tuttavia solo parzialmente

giustificata. Di per sé, l'elevata frequenza di contatti non dice nulla sul loro apporto di risorse utili per la società. Inoltre, secondo il teorema di Thomas, i processi e le strutture sociali non sono influenzati unicamente da fattori oggettivi ma anche da percezioni e valutazioni soggettive. Per valutare il valore sociale delle relazioni intergenerazionali non si dovrebbero dunque considerare soltanto i dati "oggettivi", ma bisognerebbe anche tenere conto di indicatori della misura in cui i contatti sono percepiti quale risorsa e dell'utilità di questi contatti. In caso contrario sarebbe impossibile definire valori limite o valori soglia in grado di confermare l'ipotesi di un effetto positivo delle relazioni intergenerazionali.

I metodi di misurazione della qualità di vita utilizzati nei rapporti sulla società sono un utile punto di partenza per valutare il valore non economico dei contatti sociali. La "qualità di vita" è determinata, da un lato, dall'insieme delle *condizioni di vita* (indicatori oggettivi), di cui fanno parte anche le relazioni familiari e i contatti sociali, e dall'altro dal *benessere* (indicatori soggettivi), da intendere come valutazione soggettiva delle condizioni di vita specifiche e della vita in generale da parte degli interessati (inclusi elementi emotivi quali le speranze, le paure, la felicità e la solitudine).

Gli effetti delle relazioni intergenerazionali sulla società dipendono in modo determinante dalla configurazione delle medesime: se la questione del rapporto tra i sessi svolge un ruolo importante, occorre anche interrogarsi sul tipo o sui tipi di relazioni intergenerazionali (nella maggior parte dei casi intrafamiliari) che favoriscono non solo il benessere, ma anche la stima e la tolleranza nei confronti degli altri, l'apertura alla novità, la fiducia nel prossimo e nella società e l'impegno sociale. Tali relazioni si prestano più facilmente a una rilevazione qualitativa che quantitativa. I metodi qualitativi sembrano dunque più adatti a misurare la "profondità" delle relazioni intergenerazionali.

5. Quali sono gli indicatori disponibili? Vi sono problemi di misurazione e, se del caso, come vanno valutati?

Le indagini riguardanti i concetti di capitale sociale e di qualità di vita si basano di regola sui contatti sociali, sulle prestazioni di sostegno e sui dati concernenti l'integrazione sociale. Mentre gli studi sul capitale sociale fanno solitamente la distinzione tra reti formali (associazioni) e reti informali (amici, colleghi, parenti), gli studi sulla qualità di vita si concentrano maggiormente sul sostegno ricevuto o sul coinvolgimento nell'ambiente privato, che include indistintamente la famiglia/i parenti e gli amici. Gli indicatori di capitale sociale sarebbero i più adatti a fornire informazioni sui contatti intergenerazionali, ma di regola, per quanto riguarda la famiglia o i parenti, non fanno alcuna differenza tra contatti intergenerazionali o intragenerazionali. L'inchiesta SHARE sulle prestazioni di aiuto, di cura e di sostegno finanziario tra le generazioni familiari, condotta per la prima volta nel 2004, è un'eccezione. Tuttavia, essa non trasmette informazioni sull'entità delle prestazioni di sostegno intergenerazionali fornite nell'ambito di associazioni di volontariato o mediante lavoro non remunerato. Inoltre, nei rapporti sulla società si ha la tendenza, perlomeno in Svizzera e in Germania, a ridurre le indagini sugli indicatori di capitale sociale anziché estenderle alla rilevazione dei contatti intergenerazionali, privilegiando altri ambiti.

6. In che modo gli indicatori sociali esistenti in Svizzera possono contribuire alla misurazione delle relazioni intergenerazionali quale risorsa sociale?

I contatti intergenerazionali non sono presi in considerazione né dagli indicatori MONET né da quelli del "Cercle indicateur". Le indagini del *panel* svizzero delle economie domestiche rilevano, tra l'altro, dati sulla configurazione delle reti di relazioni e sul sostegno in seno alla famiglia. Altre fonti di dati di rilievo per la Svizzera sono l'inchiesta SHARE, che rileva tra l'altro le prestazioni di sostegno materiali e immateriali tra genitori e figli, e la World Values Survey (WVS), che include alcuni indicatori di capitale sociale (appartenenza ad un'associazione, fiducia in persone o istituzioni, norme o valori [correttezza, reciprocità]). L'Eurobarometro, l'European Social Survey (ESS) e l'International Social Survey Programme (ISSP) forniscono, oltre a questi indicatori di capitale sociale, anche informazioni sui contatti all'interno delle reti di relazioni e sulle risorse da esse offerte. Va tuttavia segnalato che sono poche le inchieste che includono in una sola ondata di rilevazioni tutti gli indicatori di capitale sociale menzionati. Inoltre, anche in questo caso vale quanto detto nella risposta alla domanda precedente, ossia che gli indicatori solitamente utilizzati nella ricerca sul capitale sociale non fanno una distinzione tra contatti intragenerazionali e intergenerazionali.

7. Qual è il rapporto tra gli indicatori di capitale sociale e quelli utilizzati per misurare la dimensione sociale della sostenibilità?

Gli indicatori di capitale sociale sono un aspetto importante della sostenibilità sociale (cfr. la domanda 2). Va tuttavia rilevato che nei metodi di misurazione della sostenibilità sociale la dimensione "capitale sociale" – se presa in considerazione – si limita all'impegno nelle associazioni di volontariato e al coinvolgimento nell'ambiente circostante (amici e relazione con il/la partner). Nonostante eminenti sociologi come Bourdieu e Coleman, nei loro scritti, evidenzino gli aspetti intergenerazionali del capitale sociale, l'aspetto intergenerazionale delle relazioni sociali a livello macrosociale non viene praticamente mai considerato.

8. Oltre agli indicatori nazionali, di quali indicatori si dispone (cfr. OCSE) per misurare la dimensione sociale della sostenibilità?

A livello mondiale vi sono diversi metodi di misurazione applicabili alla tematica della sostenibilità, tra cui gli indici di sviluppo umano elaborati dal programma delle Nazioni Unite per lo Sviluppo (UNDP) e gli *indicatori di sviluppo sostenibile formulati dalla Commissione per lo Sviluppo Sostenibile delle Nazioni Unite*. Anche la Banca mondiale e l'OCSE partecipano alla misurazione della sostenibilità, ponendo però l'accento su aspetti economici, tecnici ed ecologici. A livello dell'Unione europea, il tema dello sviluppo sostenibile è analizzato dall'Ufficio Statistico delle Comunità Europee (Eurostat). Riguardo alla rilevazione della dimensione sociale della sostenibilità con i metodi di misurazione convenzionali va tuttavia osservato quanto segue: sebbene i principi guida e i fondamenti teorici dei metodi di misurazione menzionino la coesione sociale, la struttura della società o la tolleranza e l'integrazione sociale in seno a una comunità quali pilastri essenziali della sostenibilità sociale, questi fattori non vengono presi in considerazione nell'impostazione concreta dei metodi di misurazione, che non rilevano quindi né il coinvolgimento in reti formali o informali né determinati valori quali la tolleranza e la fiducia. Non vi è dunque alcuna dimensione che misuri il

coinvolgimento sociale e determinati valori e norme (quali la fiducia o la tolleranza) e che consideri l'aspetto delle relazioni intergenerazioni o possa essere integrato con esso. Per rilevare le relazioni intergenerazionali ci si deve dunque servire della ricerca sul capitale sociale e sugli indicatori sociali (vedi la domanda 6).

9. Il capitale sociale in quanto risorsa sociale può essere quantificato per l'insieme della società sotto forma di stock di capitale come si fa per il capitale economico (p. es. mediante il prodotto interno lordo)? I risultati potrebbero essere considerati attendibili? Si può supporre l'esistenza di un livello di base della risorsa sociale, sui cui si fonda la società, o è necessario tradurre il capitale sociale in capitale economico, p. es. mediante un'analisi costi-benefici a livello macroeconomico?

In sé, la quantità potrebbe essere stabilita analogamente al prodotto interno lordo (PIL), supposto che gli effetti positivi o negativi del capitale sociale siano veramente quantificabili. La misurazione di questo stock di capitale mediante un indice porrebbe tuttavia gli stessi problemi della misurazione del PIL. Al PIL si rimprovera per esempio di non fornire alcuna indicazione sulla sua ripartizione, di misurare solo determinate dimensioni dello sviluppo sociale e, non da ultimo, di includere tra le componenti che contribuiscono al suo aumento anche molti elementi a connotazione negativa, quali gli incidenti della circolazione, le malattie, il consumo di stupefacenti, la criminalità violenta e i crimini contro la proprietà, le spese militari e l'inquinamento ambientale. Va dunque nuovamente rammentato che le relazioni intergenerazionali, come qualsiasi altra relazione sociale, non sono per forza positive. Basti pensare alle diverse forme in cui possono manifestarsi, che vanno dalla relazione armoniosa tra nonni e nipoti alla relazione violenta in seno alla famiglia o alla mafia.

Abridged version

Over the last few years, the economics of intergenerational relationships has received a great deal of attention. The non-economic – or societal – value of intergenerational relationships, i.e. a value that cannot be expressed in monetary terms, has hitherto been overshadowed by the “generational accounting” approach. However, the question of whether good intergenerational relationships can be considered a societal resource remains unanswered. The present study endeavours to fill this gap by evaluating and bringing together existing research on the concepts of “sustainable development”, “social capital”, and “human capability”. It will also explore the role of intergenerational relationships in the transmission of social inequality and present approaches and indicators such as quality of life, which are currently used to quantify the societal value of intergenerational relationships. Below we summarise our own findings on each of the research questions formulated by the Swiss Academy of Humanities and Social Sciences.

1. Which concepts could be used for an empirical evaluation of the societal value of intergenerational relationships?

The sociological concept of *social capital* refers to the importance of relationships among current co-existing generations as a societal resource. The concept is central to this study because it contains the notion that “good” social relationships promote both economic prosperity and subjective well-being (e.g. happiness and satisfaction). Although intergenerational relationships can also be found in other economic and non-economic contexts, generational research considers the family as the main source of social capital.

It is possible to quantify the societal value of intergenerational relationships in terms of the contribution that intergenerational social capital makes to a society's welfare production. The term “*welfare production*” refers to two distinct ideas. The first idea is that welfare does not only refer to economic prosperity but also to intangibles like life satisfaction and happiness. The second idea is that welfare production is not the sole domain of the private economy but that the state, together with a multitude of private organisations and groups (e.g. non-profit organisations, social movements), as well as many smaller social networks (e.g. the family), also play an important part.

The concept of *human capability* (*Humanvermögen*) is an alternative concept to that of social capital. From a semantic point of view it is located between human capital and social capital, although the term “*Vermögen*” is often reduced to its economic understanding (“*Vermögen*” meaning fortune or capital). Human capability includes social competences acquired in social networks (e.g. sociability), trust, civility, as well as what is commonly understood by human capital, namely education, technical and professional skills. However, in contrast to social capital, the discourse on human capability focuses on the functionality of the family, without asking what the family contributes towards the intergenerational reproduction of social inequalities.

The concept of *sustainable (social) development* encompasses both current and future generations and refers to the opportunities and conditions for the sustained survival of societies. At its core is the distribution of ecological, economic and socially relevant goods. This distribution falls into three categories: a) a balance between human needs and the capacity of nature (networking problem); b) a balance between the needs of present generations and those of future generations (intergenerational distribution problem); and c) a balance between the needs of the rich and the poor (i.e. an issue of intragenerational distribution).

Social sustainability research has so far concerned itself only marginally and indirectly with the contribution of intergenerational relationships to socially sustainable development, linking it chiefly to the concept of social capital and quality of life. Since *quality of life* refers to objective living conditions and well-being (subjective assessment of living conditions), it implies that social networks (acquaintances, friends, family and/or relatives) also contribute to individual well-being, happiness and satisfaction.

As regards upbringing and socialisation, intergenerational relationships within the family are per se socially sustainable. The concept of human capability thus implies that children learn from their parents the principles of *sociability*, the ability to engage in and maintain social relations, as well as cooperation skills. Thus, adverse family relationships, such as domestic violence, or economic, psychological and physical pressures, can negatively affect the creation of human capability for the next generation. This is also true of inequalities within the family, such as the gender-specific division of labour and the value attributed to that labour. Since the creation of human capability and the gender and intergenerational distribution of resources depend on social institutions, general social policy conditions play a particularly important role.

2. How can we draw together the different strands of the argument (social dimension of sustainability and the accumulation of social capital through intergenerational relationships) at the conceptual level?

There is an assumption in sustainability research that the social capital concept captures the social dimension of sustainability. This goes hand in hand with the aspiration that the use and operationalisation of the concept will open up further analogies to other types of capital (capital goods and natural capital), thereby enabling the inclusion of the economic, ecological and social dimensions of sustainability. Ultimately, social capital lives up to only some of these expectations. To begin with, the concept does not consider cultural and knowledge capital (human capital) as key dimensions of social sustainability, unlike human capability which appears to be well linked with its focus on individual skills. Furthermore, most interpretations of the social capital concept as well as of human capability overlook the importance of institutional factors, such as the role of the state, in guaranteeing social sustainability. Despite these limitations, intergenerational social capital constitutes a societal resource that is forged within social networks and through social contact between individuals from different generations. As such, it contributes to social sustainability insofar as it creates human capability and leads to a better quality of life (cf. also the previous section). According to this view, (intergenerational) social capital is an important com-

ponent of sustainability-oriented well-being which is not aligned to economic growth alone but also considers quality of life.

3. Are there indicators which make it possible to operationalise intergenerational relationships as a societal resource, and what is lacking from such an approach?

Although intergenerational relationships exist in almost all areas of life, the quantification of intergenerational contacts mostly concentrates on intrafamily contacts. Research on social capital uses a wide range of indicators, including intergenerational contacts, membership of associations, as well as voluntary and/or unpaid work. In the majority of cases, though, the data do not differentiate between inter- and intragenerational contacts. The validity of quantifying the value of intergenerational relationships solely by means of the intergenerational contact indicator, e.g. assistance/care-giving and financial transfers as used in SHARE (Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe), is compromised because not all intrafamily contacts have a societal value. For example, psychological or physical abuse within a family and the tendency of families to perpetuate the social status quo over generations block the mobility opportunities of others.

Consequently, the quantification of the societal value of intergenerational relationships must also take account of non-family contacts. Having said that, evaluations are required to ascertain whether intrafamily and non-family contacts have a positive or a negative effect on society. This begs the question as to the type of family, childrearing styles and non-family contacts which generate social capital and human capability which can be rightly considered as a societal resource. As regards social sustainability (society's ability to change and learn), contacts are clearly an important factor because they foster tolerance, trust and openness towards the new, as well as promoting proactive participation in society. Any effort to quantify the societal value of intergenerational relationships should allow for the possibility that certain intergenerational contacts can lead to exclusion and social degeneration, and/or threaten social cohesion. Furthermore, societal conditions in general and social policy action specifically can either encourage or inhibit such contact.

4. Is it better to assess societal resources qualitatively and, if so, what methodology could be used? Which is preferable - quantitative or qualitative? And which approach is best suited to which concept?

Attempts to measure the social capital of a social entity (municipality, organisation, nation state etc.) tend to assume that social contacts are a resource for the good. For example, it is generally thought that social entities will have access to a large supply of social capital if there is a high frequency of contacts or if it has a large number of members, both passive and active, in voluntary associations. Only part of this assumption, though, stands up to closer scrutiny. Frequency of contact per se is not an expression of whether these contacts ultimately provide access to a relevant resource. Furthermore, as expressed in the Thomas Theorem, social processes and structures are influenced not only by objective factors but also by subjective perceptions and valuations. Therefore, any assessment of the societal value of intergenerational relationships must take into account "objective" data and indicators on the perception of contacts as a resource as well as the perceived benefits of

contacts. Otherwise, it will be impossible to establish a valid limit or threshold value for the positive impact of intergenerational relationships.

A good starting point for estimating the non-economic value of social contacts are the methods used in social reporting to measure variables like quality of life. On the one hand “quality of life” can be determined based on a combination of individual *living conditions* (objective indicators) that also encompass intrafamily relationships and social contacts. On the other hand, it can be expressed as *well-being* (subjective indicators), which is derived from the subjective assessment of specific living conditions and of life in general (including emotive characteristics such as hopes, fears, happiness or loneliness).

Whether intergenerational relationships have a positive impact on society largely depends on the form they take. Gender relations come into play here. Another important factor is the type of (mostly intrafamily) intergenerational relations, which – besides promoting well-being – favour the emergence of appreciation and tolerance of others, openness to the new, trust in others/society, and participation in society. It is thus easier to express such “deep dimensions” of intergenerational relationships qualitatively rather than to measure them quantitatively. This means that the use of qualitative measurement methods is better suited to such an undertaking.

5. What indicators already exist? Are there measurement problems and how should these be rated?

Surveys on social capital and quality of life tend to concentrate on social contacts, provision of support services and social integration. Although most social capital research makes a distinction between formal networks (associations) and informal networks (friends, colleagues and relatives), quality-of-life studies, in contrast, tend to focus more on support/integration in private settings, whereby friends *and* relatives/family are simply grouped together in a single category. The easiest way to gather information on intergenerational contacts is through the use of social capital indicators, even though generally they do not distinguish between whether contacts within the family are inter- or intragenerational. One exception was the inaugural 2004 SHARE survey which looked at assistance, care-giving and financial support between the different generations within a family. Yet, SHARE did not provide any information on the scale of intergenerational assistance provided by voluntary associations and through unpaid work. Moreover, there is a tendency in social reporting, at least in Switzerland and Germany, to focus more on other areas than on surveys of social capital indicators, and to exclude intergenerational contacts.

6. What contribution could current social indicators in Switzerland make to the measurement of the societal value of intergenerational relationships?

Neither MONET indicators nor Cercle Indicateurs capture intergenerational contacts. For example, the Swiss household panel surveys collect data on the design of networks and on support given within a family. Switzerland could also use other data sources like the SHARE survey, which gathers data on the material and nonmaterial support between parents and children, or the World Values Survey (WVS) which features a number of social capital indicators (memberships, trust in persons/institutions and norms/values, such as fairness or reciprocity). Eurobarometer, the European Social Survey (ESS) and the International Social Survey

Programme (ISSP) also contain information on contacts and resources within different networks. However, hardly any survey covers all of the social capital indicators mentioned above within the same data collection wave. Furthermore, the limitations observed when answering the previous question also apply here, i.e. the indicators used in social capital research tend not to consider intergenerational relationships explicitly.

7. What is the ratio between social capital indicators and indicators that measure the social dimension of sustainability?

Social capital indicators are an important aspect of social sustainability (cf. Question 2). However, their inclusion is restricted – if at all – to membership of voluntary associations and the integration of individuals in their immediate circle (friendships and partnerships). Although prominent sociologists like Bourdieu or Coleman refer to the intergenerational aspects of social capital, they are largely overlooked at the macrosocial level.

8. Which indicators (cf. OECD) can be derived from national indicators for the measurement of the social dimension of sustainability?

At the global level, various measurements exist as regards sustainability. These include the UNPD Human Development Indices, as well as the *Indicators of Sustainable Development of the UN Commission on Sustainable Development*. The World Bank and the OECD also carry out sustainability studies, although these have a more economic, technological and ecological slant. The European Union's statistical office Eurostat also collects sustainable development data. However, it is important to bear in mind that while conventional measurement concepts do include social cohesion, the social structure of society and tolerant and socially integrated communities as the cornerstones of social sustainability, they consider these only in abstract terms. The actual design of the measurement concept omits indicators such as formal and information networks, as well as set values and norms (e.g. tolerance and trust). Furthermore, they do not take account of intergenerational relationships or of how they could be integrated in the methodology. This ultimately means that we must rely on research on social capital and social indicators to evaluate intergenerational relationships (see Question 6).

9. Is it possible to quantify a societal resource as a capital stock for society as a whole just as it is possible to quantify economic capital (e.g. gross domestic product), and how valid would such a measure be? May one validly assume that the societal resource has a base level on which a society is built or does it require the conversion of social capital into economic capital, e.g. in the shape of economic cost-benefit analyses?

A societal resource can in principle be quantified in the same way as the Gross Domestic Product (GDP) provided that the positive and negative benefits of social capital can also be quantified. The use of an index to measure the capital stock, however, would be similarly problematic to the measurement of GDP. The latter is often criticized for several reasons: it says nothing about income distribution, it deals only with certain dimensions of social development and it measures also certain negative social developments which raise GDP, e.g. traffic accidents, illness, drug consumption, crime against property, violence, military expenditure, and environmental pollution. Once again, it is important to remember that intergenerational relationships, like all other social relationships are not positive per se,

and can range from the happy and loving grandparent-grandchild relationship to violent family life right up to the mafia-type family ties.

1. Einleitung

Seit einigen Jahren wird den ökonomischen Aspekten von Generationenbeziehungen grosse Beachtung geschenkt. Dabei steht in der Regel die Frage im Vordergrund, ob und inwiefern die Alterung der Wohnbevölkerung den Generationenvertrag zwischen den jüngeren Erwerbstätigen und den rentenbeziehenden älteren Kohorten belastet. Ungleich weniger Resonanz als die dafür entwickelten so genannten Generationenbilanzen fand bislang der nicht-ökonomische, nicht monetarisierbare, gesellschaftliche Wert¹ von Generationenbeziehungen. Dabei geht es um die Frage, inwiefern gute Generationenbeziehungen eine gesellschaftliche Ressource bilden und inwiefern sich der Beitrag dieser Ressource für die soziale Wohlfahrt empirisch erfassen lässt. Das vorliegende Projekt versucht, diese Lücke zu schliessen: Die Forschung zum Themenbereich, insbesondere mit Bezügen zu den Konzepten der „nachhaltigen Entwicklung“, des „Sozialkapitals“, des „Humanvermögens“ und zur Frage, inwiefern intergenerationelle Beziehungen zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten beitragen, wird kritisch gewürdigt und miteinander verknüpft. Des Weiteren werden Ansätze und Indikatoren zur Messbarkeit des gesellschaftlichen Werts von Generationenbeziehungen, u.a. verschiedene Dimensionen der Lebensqualität, präsentiert.

Der nicht-ökonomische gesellschaftliche Wert von Generationenbeziehungen lässt sich bestimmen anhand des Beitrags des intergenerationellen Sozialkapitals zur Wohlfahrtsproduktion einer Gesellschaft.

Auf den Begriff des „Sozialkapitals“ (Portes 1998) greifen wir zurück, weil sich damit leicht erläutern lässt, dass sowohl für die wirtschaftliche Prosperität als auch für die gesellschaftliche (nicht-ökonomische) Befindlichkeit nicht nur das Vorhandensein von ökonomischem Kapital und formalen Bildungsressourcen (Humankapital), sondern auch die Qualität von sozialen Beziehungen/Netzwerken, gemessen am generalisierten Vertrauen, Aktivitäten in freiwilligen Assoziationen, bürgerlichen Tugenden oder dem hauptsächlich von Familien vermittelten Humanvermögen (Kaufmann 2009), entscheidend sind.

Der Begriff „Wohlfahrtsproduktion“ (vgl. Zapf 1984a, Kaufmann 2004, Kap. 9 und 12) macht im Weiteren Sinn, da damit zum Ausdruck gebracht wird, dass sich einerseits Wohlfahrt nicht auf wirtschaftliche Prosperität reduzieren lässt und andererseits nicht nur Privatunternehmen, sondern auch der Staat und eine Vielzahl weiterer privater Organisationen und Gruppen (z.B. Nonprofitorganisationen, soziale Bewegungen) und nicht zuletzt viele kleinere soziale Netzwerke wie etwa die Familie zur sozialen Wohlfahrt beitragen.

„Wohlfahrt“ verstehen wir folglich im Sinne „sozialer“ Wohlfahrt als das Resultat aller gesellschaftlicher Institutionen und politischer Massnahmen, die auf die Gewährleistung wirtschaftlicher und sozialer Sicherheit, Lebensqualität, Chancengleichheit, Abbau wirtschaftlicher Disparitäten und Armutsbekämpfung ausgerichtet sind, wobei durchaus mit Trade-Offs bzw. Zielkonflikten zu rechnen ist. Dabei meint „Lebensqualität“, dass Wohlfahrt auch immaterielle Dimensionen einschliesst wie etwa das physische und psychische Wohlergehen der

¹ Da der wirtschaftswissenschaftliche Begriff „Nutzen“ auf die individuelle Bedürfnisbefriedigung fokussiert, ziehen wir im Hinblick auf die gesellschaftliche Ebene den Begriff „Wert“ vor.

Gesellschaftsmitglieder (z.B. Lebenszufriedenheit, Glück). Im Unterschied zu Konzepten wie etwa Prokopfeinkommen oder Wirtschaftswachstum ist „soziale Wohlfahrt“ zudem ein offener, dynamischer Begriff, dessen Inhalt sich mit der sozialen Entwicklung und dem Wertewandel verändern kann (Frey 2003).

Der Begriff „Wohlfahrtsproduktion“ bezeichnet demnach die Gesamtheit der Transaktionen sowie Organisationen, Gruppen, sozialen Netzwerke und Individuen, die zur gesellschaftlichen Wohlfahrt beitragen. Diese Transaktionen können öffentlich oder privat sein, entgeltlich oder unentgeltlich, formell oder informell. Klassische Wohlfahrtsproduzenten sind privatwirtschaftliche Unternehmen, der Staat, die Familie und intermediäre Organisationen/freiwillige Assoziationen (Kaufmann 2003). Mit anderen Worten: Die vielfältigen intergenerationalen Unterstützungsleistungen, sei es Erziehungsarbeit, Hilfe, Beratung, Betreuung, finanzielle Transfers oder Pflegeleistungen, Freiwilligenarbeit oder Ehrenamt, tragen genauso wie etwa die in der sozialstaatlichen Altersvorsorge institutionalisierte Generationensolidarität zur sozialen Wohlfahrt bei.

Der Bericht umfasst vier Teile. Kapitel 2 befasst sich mit den zentralen theoretischen Konzepten, wobei vor dem Hintergrund des Konzepts des Sozialkapitals die Beiträge der intergenerationalen Kontakte zur Wohlfahrtsproduktion im Vordergrund stehen. Kapitel 3 konzentriert sich auf die Frage, inwiefern Generationenbeziehungen eine Quelle sozialer Nachhaltigkeit bilden. In Kapitel 4 werden Ansätze zur Messung der Qualität intergenerationaler Beziehungen präsentiert. Die Schlussfolgerungen (Kapitel 5) thematisieren das Verhältnis zwischen der Generationen- und Ungleichheitsforschung und bieten sieben Thesen, die die Hauptbefunde zusammenfassen.

2. Generationenbeziehungen als Quelle von Sozialkapital

In der vorliegenden Untersuchung gehen wir davon aus, dass Generationenbeziehungen analog zu anderen sozialen Beziehungen eine Ressource bilden, die zur sozialen Wohlfahrt beiträgt. Im Anschluss an einen Überblick über zentrale Begriffe in der Generationenforschung und das Konzept des Sozialkapitals wird im Hinblick auf die Frage nach dem gesellschaftlichen Wert von Generationenbeziehungen der Stellenwert intergenerationaler Kontakte in der Sozialkapitaltheorie thematisiert.

2.1 Generation und Generationenbeziehungen – begriffliche Variationen

Eine erste konzeptionelle Schwierigkeit ist mit dem Begriff der „Generation“ verbunden, zumal dieser Begriff vieldeutig ist und je nach Kontext unterschiedlich definiert wird. In der Forschungsliteratur werden häufig mindestens die folgenden vier Kategorien von Generationen erwähnt (vgl. Höpflinger 1999, Lüscher und Liegle 2003, Lüscher, Liegle und Lange 2009, Perrig-Chiello, Höpflinger und Suter 2008: 23).

Der *genealogische bzw. familial-verwandtschaftliche Generationenbegriff* bezieht sich auf die Unterscheidung von Abstammungsfolgen in Familien mit den entsprechenden familialen Rollen. Intrafamiliäre Generationenbeziehungen sind sozialen, kulturellen und demografischen Veränderungen unterworfen und gleichzeitig geschlechtsspezifisch unterschiedlich ausgestaltet. So wird ein Hauptteil der Beziehungsarbeit in Familien über die Generationen hinweg von Frauen geleistet. In modernen westlichen Gesellschaften sind verwandtschaftliche Generationenbeziehungen gekennzeichnet von einer langen gemeinsamen Lebensspanne unterschiedlicher Generationen und von Familiensolidarität, welche durch wohlfahrtsstaatliche Absicherung flankiert wird. So sind zum Beispiel ältere Menschen für ihre Alterssicherung nicht mehr auf die Unterstützung ihrer Kinder angewiesen. Auch der Einfluss des Status der Herkunftsfamilie auf den eigenen sozialen Status ist weniger offensichtlich geworden, wobei intrafamiliäre Transfers von Human-, Sozial- und finanziellem Kapital bei der Reproduktion sozialer Ungleichheiten weiterhin eine beträchtliche Rolle spielen.

Im Mittelpunkt des *pädagogischen Generationenbegriffs* stehen Erziehungsverhältnisse. Es geht um die grundlegenden Vorgänge des Vermittelns und Aneignens von Fertigkeiten, Kenntnissen, Normen und Werten. Im Gegensatz zu in verwandtschaftlichen Zusammenhängen bestehenden Abfolgen mehrerer Generationen existieren in diesem Verständnis von Generation nur jeweils zwei Generationen, eine vermittelnde und eine aneignende. Wer zur vermittelnden und wer zur aneignenden Generation gehört ergibt sich dabei – zumindest in den von gesellschaftlichem und technischem Wandel geprägten modernen Gesellschaften – nicht unbedingt aus dem Alter oder anderen sozio-historischen Zuordnungen, sondern basiert allein auf der gesellschaftlich notwendigen Funktion der Vermittlung und Aneignung von Wissen. Der pädagogische Generationenbegriff spielt in der aktuellen Diskussion nur noch eine untergeordnete Rolle. Die eher eindimensionale Sichtweise des Vermittelns-Aneignens wird zusehend abgelöst von der Auffassung, dass sich soziale Positionen auch in Erziehungszusammenhängen wechselseitig konstituieren.

Zeitgeschichtlich-gesellschaftliche Generationen als soziale Kategorie wiederum beziehen sich auf gesellschaftliche Gruppierungen, denen soziale, kulturelle oder historische Gemeinsamkeiten zugeordnet bzw. zugeschrieben werden. Dabei wird unterstellt, dass die Gleichzeitigkeit des Aufwachsens oder gemeinsam erlebte Ereignisse zur Ausbildung einer gemeinsamen sozialen Identität führen (Generationenetikettierung). Beispiele sind die „68er-Generation“ oder die „Baby-Boomer“. Unklar bleibt dabei jedoch, nach welchen Kriterien eine gesellschaftliche Generation überhaupt zu identifizieren ist. Handelt es sich um Kollektive mit einem gemeinsamen Bewusstsein oder bloss um Aggregate von Individuen mit ähnlichem Alter? Am deutlichsten wird ein kollektives Bewusstsein von Kaufmann (2005) unterstellt, meint er doch, dass der Sozialstaat im 21. Jahrhundert vom Generationenkonflikt herausgefordert wird. So schreibt er wörtlich: „War in der Entstehungsphase des Sozialstaats und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein die Eingrenzung des Klassenkonflikts das Hintergrundthema aller sozialpolitischen Auseinandersetzungen, so scheint dies im 21. Jahrhundert die Eingrenzung des Generationenkonflikts zu sein.“ (Kaufmann 2005: 61).

Es ist sicherlich ratsam, die verschiedenen gesellschaftlichen Konfliktlinien nicht gegeneinander auszuspielen. Im Gegenteil: In Anlehnung an die von Max Weber inspirierte Theorie sozialer Schliessung (Mackert 2004) ist anzunehmen, dass in allen Gesellschaften soziale Gruppen versuchen, anderen Gruppen auf der Grundlage von zugeschriebenen (z.B. Alter, Geschlecht) oder erworbenen (z.B. Bildung) Merkmalen den Zugang zu Ressourcen zu versperren. In diesem Sinne muss sich die Generationen-Soziologie ähnlich wie schon die Klassentheorie oder die Genderforschung in Bezug auf die von ihnen thematisierten Konfliktlinien mit der Frage beschäftigen, ob sich neben einer „Generation an sich“ im Sinne einer Altersgruppe bzw. Kohorte in der Tat auch eine sich im politischen Wettkampf manifestierende „Generation für sich“ identifizieren lässt und inwiefern sich die „Generation an sich“ überhaupt in eine „Generation für sich“ transformieren lässt.

Die aktuelle Diskussion und kritische Würdigung der so genannten 68er-Generation ruft jedenfalls in Erinnerung, dass die Jugendlichen in den 1960er-Jahren keineswegs ein kollektives Bewusstsein teilten (Mehnert 1977). Im Gegenteil: Der Aufstieg des Neoliberalismus in den letzten beiden Dekaden spricht dafür, dass in allen betroffenen Ländern zumindest eine grosse Minderheit der Jugendlichen in den 1960er-Jahren die emanzipatorischen Anliegen der 68er strikte ablehnte und konforme Karrieren verfolgte, die sie in wirtschaftliche und politische Toppositionen hievte. In diesem Zusammenhang erscheint auch die Unterscheidung zwischen „Generation“, „Kohorte“ und „Altersgruppe“ hilfreich (Szydlik 2004: 8-9). Während eine zeitgeschichtlich-gesellschaftliche Generation Personen benachbarter Geburtsjahrgänge mit mehr oder weniger über das ganze Leben vorhandenen gemeinsamen Merkmalen umfasst, bezeichnet eine Kohorte (Geburtsjahrgangskohorte) lediglich die (willkürliche) Zusammenfassung von Angehörigen benachbarter Geburtsjahrgänge und eine Altersgruppe meint noch unspezifischer die Zugehörigkeit von Personen zu „den Jungen“ oder „den Alten“.

Versteht man Generationen als kollektive Entitäten, die sich in wohlfahrtsstaatlichen Verteilungskonflikten für die Interessen von Altersgruppen bzw. Geburtskohorten einsetzen, dann spricht man von *Wohlfahrtsgenerationen*. Dieses Verständnis von Generation ist sozialpolitisch geprägt und im Kontext des Ausbaus wohlfahrtsstaatlicher Sicherungssysteme (besonders der Alterssicherung) zu sehen. Es geht dabei um Generationenverhältnisse (in Abgren-

zung zu Generationenbeziehungen, siehe nächster Absatz), die durch sozialstaatliche Institutionen vermittelt sind.

Neben den skizzierten vier Kategorien von Generationen liefern Lüscher und Liegle (2003: 59-60) sowie Lüscher (2006) mit Hilfe fünf konzeptueller Basisdefinitionen eine weitere Konkretisierung des Begriffs „Generation“. So dient das Konzept der *Generation* dazu, Gruppen von Menschen mit ähnlichem Alter sozial-zeitlich zu situieren in Familie oder Gesellschaft und ihnen eine bestimmte soziale Identität zuzuschreiben. Das Konzept der *Generationendifferenz* wiederum betont, dass die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Generation immer auch damit verbunden ist, sich von Angehörigen anderer Generationen zu unterscheiden aufgrund prägender Erfahrungen bzw. Ereignisse. Das Konzept der *Generationenbeziehungen* hebt demgegenüber die wechselseitigen, interaktiven Prozesse zwischen Angehörigen von zwei oder mehr Generationen (intergenerationelle Beziehungen) oder innerhalb der gleichen Generation (intragenerationelle Beziehungen) hervor². Mit dem Konzept der *Generationenordnung* wird darüber hinaus verwiesen auf die Gesamtheit der in Brauch, Sitte und Recht bestehenden Regelungen, welche die Generationenbeziehungen in einer Gesellschaft in allen ihren Teilbereichen strukturieren. Und das Konzept des *Generationenlernens* schliesslich bezeichnet diejenigen Formen des Lernens, für welche das Lebensalter bzw. die Zugehörigkeit zu einer Generation relevant sind und die für die Vermittlung und Aneignung der Kultur und der Konstitution einer Person von Bedeutung sind.

Vergleicht man die verschiedenen Verständnisse von Generationen und Generationenbeziehungen in der Literatur, fällt auf, dass intergenerationelle Beziehungen häufig mit intrafamilialen Beziehungen assoziiert und häufig ausschliesslich positiv konnotiert werden. Ein Musterbeispiel für diese Tendenz bietet der Generationenbericht Schweiz (Perrig-Chiello, Höpflinger und Suter 2008). Genauso wie beim Begriff des Sozialkapitals, bei dem auch häufig nur die funktionalen Aspekte thematisiert werden, wird somit ausgeblendet, a) dass sich neben intrafamilialen Beziehungen noch eine Vielzahl anderer intergenerationeller Beziehungen identifizieren lassen (z.B. Schule, Erwerbsleben, Vereine) und b) dass sich die sozialen Kontakte sowohl für die Familienmitglieder als auch für die nicht der Familie angehörenden Mitglieder negativ auswirken können. Auch wenn es sich dabei um Ausnahmen von der Regel handelt, sind sie dennoch bei der Bilanzierung der Effekte intergenerationeller Beziehungen auf das Sozialkapital mit zu berücksichtigen. Auf jeden Fall liegt es für uns auf der Hand, dass der Begriff „intergenerationelle Beziehungen“ im Sinne des „Netzwerk Generationenbeziehungen“ (17. Oktober 2006) sich nicht auf Relationen zwischen Grosseltern, Eltern und Kindern, zwischen Altersgruppen oder Geburtsjahrgängen beschränkt. Von daher können wir uns durchaus der Vorstellung anschliessen, dass es sich bei Generationen um Gruppen von Menschen handelt, die sich in biologischer (Alter) und historischer (Geburtsjahr) Hinsicht, aber vor allem auch punkto individuellen und kollektiven Identitäten ähneln. Aus empirischer Sicht Mühe bereitet allerdings die Vorstellung, dass die Mitglieder von Generationen auch über ähnliche Handlungskompetenzen und Lebensperspektiven verfügen. Angesichts der gravierenden Chancenungleichheiten und sozialen Strukturen und Institutionen, die auch in der Schweiz im Sinne des Matthäus-Effekts dazu beitragen,

² Der Begriff „Generationenbeziehungen“ bezieht sich im vorliegenden Bericht nur auf die intergenerationellen Beziehungen. Diese Eingrenzung ist notwendig, um den Nutzen intergenerationeller Beziehungen überhaupt diskutieren zu können.

dass die intragenerationellen Ungleichheiten bis zur Pension und darüber hinaus, z.B. im Bereich der Vermögensverteilung und der Lebenserwartung, anwachsen, scheint dieser definitorische Zusatz problematisch.

2.2 Sozialkapital – Konzept und Forschung

Das Konzept des „Sozialkapitals“³ gewinnt seit Mitte der 1990er-Jahre in der wissenschaftlichen, politischen und öffentlichen Diskussion an Popularität (vgl. Portes 1998). In einer grossen Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten unterschiedlicher Fachrichtungen werden vorab die positiven Effekte des Sozialkapitals hervorgehoben: Sozialkapital kann Antriebskraft für die wirtschaftliche Entwicklung sein; soziale Netzwerke tragen zur Verringerung der Kriminalität bei; soziale Zugehörigkeit kann die physische und psychische Gesundheit stärken und nicht zuletzt variiert die Qualität der öffentlichen Verwaltung mit der lokalen Verfügbarkeit von Sozialkapital (vgl. Putnam und Goss 2001, Herrmann und Tillmann 2002). Allzu oft wird dabei vernachlässigt, dass Sozialkapital eine Ressource von Individuen und Kollektiven ist, welche die soziale Differenz zu den Individuen und Kollektiven, die nicht dem sozialen Netzwerk angehören, konserviert oder gar vergrössert. Nach Bourdieu (1983) kann Sozialkapital somit auch zur Produktion und Reproduktion sozialer Ungleichheit beitragen. Selbst Putnam (2000), der vornehmlich die positiven Funktionen von Sozialkapital schildert (vgl. auch Putnam und Goss 2001) betont, dass es Formen von Sozialkapital gibt, die sich negativ auf die politische und wirtschaftliche Entwicklung und die soziale Ordnung auswirken können (Vereinigungen wie Al Kaida, die Mafia, die Rote Armee Fraktion oder der Ku-Klux-Klan) (vgl. Portes und Landolt 1996, Woolcock und Narayan 2000). Nicht zu vergessen sind auch alle Formen der wirtschaftlichen Rentenabschöpfung mittels Kollusion (Kartelle, Zünfte, Oligopolle), die seit Adam Smith in der Volkswirtschaftslehre als nicht mit den Grundsätzen der freien Marktwirtschaft vereinbar und innovationsfeindlich gelten (Nollert 2008).

Es vermag daher kaum zu überraschen, dass die Konzeptualisierung des Phänomens „Sozialkapital“ sehr heterogen ist. Es existiert weder eine ausformulierte Theorie noch Übereinstimmung und Klarheit bei den Definitionen und Messungen von Sozialkapital. Der Begriff wird 1916 erstmals verwendet in Lyda J. Hanifans Analyse nachbarschaftlicher Netzwerke (vgl. Putnam und Goss 2001). Bourdieu (1983), Coleman (1988a, 1990) und Putnam (1993, 1995) haben die wissenschaftliche Diskussion mit ihren Ansätzen wesentlich mitgeprägt und dem Konzept zu seiner jetzigen Popularität verholfen. Bourdieus Erkenntnisinteresse ist klassentheoretisch ausgerichtet. Sozialkapital bildet für ihn ein Basiselement sozialer Ungleichheit, welches zur Erzeugung und Erhaltung sozialer Strukturen und Positionen beiträgt. Coleman wiederum integriert das Konzept des Sozialkapitals in eine ökonomische Theorie sozialen Handelns. Rational handelnde Individuen setzen soziale Bindungen demnach instrumentell ein, um bestimmte Vorteile zu erreichen. Putnam schliesslich führt das Konzept in die Politikwissenschaften ein. Er rückt den Gemeinwohlaspekt des Sozialkapitals in den Vordergrund und fokussiert auf dessen Bedeutung für den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

³ Die Begriffe *Sozialkapital* und *soziales Kapital* werden in dieser Arbeit synonym verwendet.

In der wissenschaftlichen Diskussion wird mit dem Konzept vor allem ein heuristischer Nutzen verbunden: verschiedene Aspekte, die mit sozialer Kooperation zu tun haben, werden unter einem begrifflichen Dach zusammengefasst (vgl. Freitag 2001, Putnam und Goss 2001, Herrmann und Tillmann 2002, Diekmann 2007). Im Mittelpunkt der unterschiedlichen Konzeptionen des Sozialkapitals steht der Gedanke, dass soziale Netzwerke Wirkungen hervorrufen sowohl auf individueller als auch auf gesellschaftlicher Ebene. Die Beteiligung und das Engagement in diesem sozialen Kontext (Familie, Freundeskreis, Vereine, Verbände usw.) haben positive Effekte für die Individuen und auch für die Gemeinschaft/Gesellschaft (vgl. Putnam und Goss 2001, Kriesi 2007). Kurzum: Die Einbettung in einen sozialen Kontext ist in der Regel sowohl für das Individuum als auch für den Kontext von Nutzen.

Die Erkenntnis, dass nicht bloss Individuen, sondern auch Familien, Gruppen, Organisationen und selbst Nationalstaaten in soziale Strukturen eingebettet sind, „Gesellschaft“ also per definitionem durch soziale Vernetzung konstituiert wird, ist aus soziologischer Sicht nicht besonders aufschlussreich. Entsprechend fand denn das Sozialkapitalkonzept vor allem auch in der Ökonomie Zuspruch. So fand vorab der wirtschaftssoziologische Befund Resonanz, dass wirtschaftliche Prosperität nicht nur auf dem optimalen Einsatz der verschiedenen Produktionsfaktoren (Kapital, Arbeit), sondern auch auf qualitativ guten sozialen Beziehungen zwischen den Marktteilnehmenden beruht.

Im Definiens von „Sozialkapital“ wird in der Regel auf drei Begriffe Bezug genommen: *Soziale Netzwerke*, *Vertrauen* und *Normen der Reziprozität* (vgl. Offe und Fuchs 2001, Ostrom und Ahn 2003, Diekmann 2007), wobei je nach analytischem Interesse eher auf die gesellschaftliche Makro- oder Mikroebene fokussiert wird. Im Folgenden werden diese drei Begriffe/Dimensionen des Sozialkapitals und ihre unterschiedliche Bedeutung auf der mikro- und makrogesellschaftlichen Ebene anhand ausgewählter Definitionen beschrieben und die wesentlichen Typologisierungen vorgestellt. Die Ausführungen stellen keine Gesamtschau auf die theoretische und empirische Auseinandersetzung mit dem Sozialkapitalkonzept dar. Sie sollen vielmehr dazu dienen, die Grundzüge des Konzeptes zu skizzieren, um es in einem zweiten Schritt für die Analyse und Messung von Generationenbeziehungen nutzbar zu machen.

2.2.1 Mikrosoziale Ebene: Sozialkapital als individuelle Ressource

Bourdieu (1983) legt den Schwerpunkt in seiner Konzeption von Sozialkapital auf die Ressourcen, über die Individuen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu einer Gruppe bzw. sozialem Netzwerk verfügen: „Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes oder Anerkennens verbunden sind; oder anders ausgedrückt, es handelt sich dabei um Ressourcen, die auf der Zugehörigkeit zu einer Gruppe beruhen“ (Bourdieu 1983: 190-191). Diese Ressourcen verhelfen einerseits den Individuen dazu, ihre ökonomische Stellung zu halten bzw. zu verbessern. So sind die Funktionen von Sozialkapital besonders gut nachweisbar, wenn Personen mit gleichwertigem ökonomischem und kulturellem Kapital durch ihre Netzwerkkontakte (Familie, Ehemaligen-Zusammenschlüsse, Clubs, Vereine, Parteien usw.) höhere Erträge aus den beiden Kapitalsorten erzielen als Personen ohne derartige Netzwerkkontakte. Andererseits

tragen die Ressourcen dazu bei, gesellschaftliche Ungleichheitsstrukturen zu erzeugen bzw. zu erhalten, da sie in der sozialen Realität immer in Verbindung mit dem verfügbaren ökonomischen und kulturellen Kapital und deren Ungleichverteilung zwischen den Individuen wirken.

Die netzwerkbasierte, mikrosoziale Dimension von Sozialkapital ist durch verschiedene Merkmale gekennzeichnet. Ausgangspunkt bildet die Vorstellung, dass *face-to-face*-Kontakte in sozialen Netzwerken oder Organisationen spezifisch Vertrauen zwischen den Mitgliedern des Netzwerks schaffen und die Bereitschaft erhöhen, sich gegenseitig zu unterstützen. Diese Unterstützung bezieht sich nicht nur auf ökonomische sondern auch auf soziale Bereiche, sei das in Form praktischer Hilfeleistungen, Austausch von Informationen oder emotionalem Beistand in persönlichen Krisensituationen (Diewald 1991). Diese individuellen Ressourcen stellen jedoch kein privates Gut dar. Die Verfügungsmöglichkeiten hängen ab von der Verfügbarkeit von Mitgliedern der Gruppe, welche um bestimmte Unterstützungsleistungen angefragt werden.

Sozialkapital in dieser Form ist aber auch kein öffentliches Gut, da es nicht automatisch von anderen genutzt werden kann, sondern an bestimmte nicht austauschbare Beziehungen gebunden ist. Franzen und Pointner (2007: 68) sprechen in diesem Zusammenhang von *semi-privatem Sozialkapital* (in Abgrenzung zum Sozialkapital als *Zustand eines Aggregats* im Sinne von Gemeinden/Gesellschaften, Franzen und Pointner 2007: 70). Darüber hinaus hängen die Verfügungsmöglichkeiten über die Ressourcen, welche andere Gruppenmitglieder besitzen, wesentlich ab von der *Art und Umfang des Netzwerkes* und der *Stellung des/der Akteur/in* innerhalb des Netzwerkes. Weiter spielen die *Stärke der Verbindungen*, *Macht*, *Verpflichtungsgefühl*, das *Ausmass an Reziprozitätsnormen* und das gegenseitige *Vertrauen* der Akteur/innen eine wesentliche Rolle beim Transfer bestimmter Ressourcen (Franzen und Pointner 2007). Und nicht zuletzt kann die Zugehörigkeit zu Netzwerken an sich schon einen Vorteil bzw. eine Ressource darstellen, weil sie identitätsstiftend ist und das psychische Wohlbefinden erhöht. Lin (1999, 2001a/b), der inzwischen zu den wichtigsten Sozialkapitalforschern gehört, unterscheidet in diesem Zusammenhang den *instrumentellen*, *eher auf ökonomische Vorteile gerichteten*, und den *expressiven*, *eher auf das persönliche Wohlbefinden gerichteten*, Aspekt des Sozialkapitals. Auch Putnam und Goss (2001: 22) verweisen auf viele Untersuchungen, welche zum Schluss kommen, dass Glücksempfinden und Lebenszufriedenheit viel mehr vom Zugang zu Sozialkapital als vom Zugang zu Finanzkapital bestimmt werden.

Auch Coleman (1988a, 1990) geht bei der Definition von Sozialkapital von der Zugehörigkeit zu Netzwerken aus. Sein Konzept enthält sowohl mikro- als auch makrosoziologische Elemente und betont die Produktivität des Sozialkapitals. Es erlaubt Ziele zu erreichen, die sonst nicht erreicht werden können (Kriesi 2007). Coleman verknüpft die soziologische Strukturanalyse mit der in der Ökonomie vorherrschenden rationalen Handlungstheorie. Seine Definition von Sozialkapital lautet: „Social Capital inheres in the structure of relations between persons and among persons“ (Coleman 1990: 302). Sozialkapital stellt hier sozialstrukturelle Ressourcen dar, welche sowohl Individuen als auch Körperschaften die Durchsetzung ihrer Interessen erleichtern. Wesentlich in dieser Konzeption ist das kollektive Vertrauen in die Strukturen. Coleman weist bei seiner Konzeption auf die ähnliche Verwendung des Begriffes Sozialkapital bei Bourdieu hin, ohne jedoch auf dessen Konzept näher einzu-

gehen. Beiden und dem Netzwerkansatz ist gemeinsam, dass Sozialkapital als instrumentell einsetzbare, individuelle, jedoch nicht unabhängig von anderen Personen verfügbare Ressource aufgefasst wird (Haug 1997).

2.2.2 Makrosoziale Ebene: Sozialkapital als kollektive Ressource

Gemessen am Ausmass der Rezeption ist zweifellos Putnam (1993, 1995, 2000) der Pionier der empirischen Sozialkapitalforschung. Im Unterschied zu Bourdieu konzentriert er sich von Beginn an auf die makrosoziale Ebene (Nollert 2003). Obwohl er davon ausgeht, dass „the most fundamental form of social capital is the family“ (Putnam 1995: 73), stehen bei ihm Gemeinschaften wie Städte, Regionen, Länder und nicht mehr Individuen und deren familiäres Umfeld im Vordergrund. Sozialkapital stellt für Putnam eine für die Gesellschaft vorhandene, wertvolle Ressource dar. Wesentlich in seiner Konzeption sind die Dichte und der Umfang lokaler, freiwilliger Vereinigungen, deren Mitglieder durch face-to-face-Kontakte das gegenseitige Vertrauen schaffen und damit die soziale Kooperation ermöglichen: „Social capital refers to connections among individuals – social networks and the norms of reciprocity and trustworthiness that arise from them...‘social capital’ calls attention to the fact that civic virtue is most powerful when embedded in a dense network of reciprocal social relations“ (Putnam 2000: 19). Die Vorstellung, dass Vertrauen eine Grundlage von wirtschaftlicher Prosperität ist (vgl. auch Fukuyama 1995), fand in der Folge vor allem auch in der Makroökonomie Anklang. Das zeigt sich nicht zuletzt darin, dass auch die Definition der Weltbank vornehmlich die Auswirkungen des Sozialkapitals auf die Kooperationsbereitschaft innerhalb eines Gemeinwesens im Auge hat: „Social Capital refers to the norms and networks that enable collective action“ (Weltbank 2008).

Im Unterschied zu soziologischen Analysen, die sich auf die Sozialkapitalgenese auf der Ebene von Familien, Freundschaften und des Arbeitsplatzes konzentrieren, betont Putnams Konzeption des Sozialkapitals den Beitrag zivilgesellschaftlicher Organisationen (Putnam 1993, 1995, 2000), und zwar vor allem deshalb, weil in ihnen nicht spezifisches, auf die Mitglieder des Netzwerks beschränktes Vertrauen, sondern generalisiertes soziales, für die Lösung kollektiver Handlungsprobleme unerlässliches Vertrauen generiert würde. Freiwillige Assoziationen fördern demnach den Gemeinsinn und tragen zum Gemeinwohl bei, womit Putnam an Tocquevilles Idee anknüpft, wonach die Funktionstüchtigkeit einer Demokratie nicht vom Staat, sondern von der Vitalität des Vereinslebens abhängt (Tocqueville 2003). In diesem Sinne dokumentieren Putnams vergleichende Analysen, dass ein hoher Grad an Aktivitäten in freiwilligen Assoziationen Gesellschaften eher befähigt, gesellschaftliche Probleme zu überwinden, politische Stabilität zu erlangen/erhalten und ökonomische Prosperität zu fördern. Vice versa seien starke familiäre Strukturen und damit eine schwache Verbreitung generalisierten Vertrauens, wie sie Putnam in Süditalien diagnostiziert, ein Hemmschuh sowohl für die Demokratie als auch die wirtschaftliche Entwicklung.

Putnam (1993) differenziert im Weiteren zwischen vertikalen und horizontalen Netzwerken der interpersonellen Kommunikation und des Austausches. Horizontale Netzwerke bringen Individuen mit vergleichbarem Machtstatus zusammen, während die Individuen in vertikalen Netzwerken über ungleichen Machtstatus verfügen. Nur horizontale Netzwerke haben

nach Putnam vertrauensbildende und kooperationsfördernde Wirkungen. In vertikalen Netzwerken dagegen ist der Informationsfluss zu wenig gewährleistet und die Wahrscheinlichkeit von Sanktionen gegen opportunistisches Verhalten hierarchisch übergeordneter Mitglieder eher gering. Reziproke Verpflichtungen und wechselseitiger Tausch sind zwar vorhanden, haben jedoch asymmetrischen Charakter und beeinträchtigen die horizontale Solidarität. Auch wenn die meisten freiwilligen Assoziationen nicht auf vertikale Organisationsstrukturen verzichten können, ist für Putnam klar, dass in ihnen ungleich mehr Horizontalität vorhanden ist als etwa in Privatunternehmen und Staatsbetrieben.

Eine weitere Differenzierung Putnams fokussiert auf die Ziele der Organisation (vgl. Nollert 2004, Pena Lopez und Sanchez Santos 2007). So unterscheidet er zwischen kulturellen, wertorientierten Organisationen wie Kirchen, religiösen Organisationen, Sport-, Freizeit-, Musik- und Kunstclubs sowie Organisationen, die sich vornehmlich auf die Durchsetzung ihrer politischen und wirtschaftlichen Interessen konzentrieren. Da Putnams Theorie einen positiven Effekt kultur- bzw. wertorientierter Organisationen auf die wirtschaftliche Entwicklung und in Anlehnung an Olson (1965, 1982) einen wachstumshemmenden Effekt von Interessenverbänden wie Gewerkschaften, Parteien, Umwelt- und Berufsverbänden postuliert, hat sich in der Diskussion die Dichotomie zwischen Putnam- und Olson-Gruppen durchgesetzt. Putnams (1993) Argumentation folgend kreieren nur die Putnam-Gruppen (horizontale, kultur- bzw. wertorientierte Netzwerke) Sozialkapital, wogegen sich die partikularistischen Olson-Gruppen (vornehmlich Interessenverbände) wachstumshemmend, innovations- und wettbewerbsfeindlich für die Gesellschaft auswirken. Verschiedene empirische Befunde widersprechen jedoch den Erwartungen Putnams. So weist Bornschie (2000) nach, dass ein starkes Gewicht der Putnam-Gruppen sich eher wachstumshemmend auf Gesellschaften auswirkt. Nollert (2004) fügt bei, dass der Grad an generalisiertem Vertrauen nicht mit dem Gewicht der Putnam-, sondern der Olson-Gruppen zusammenhängt.

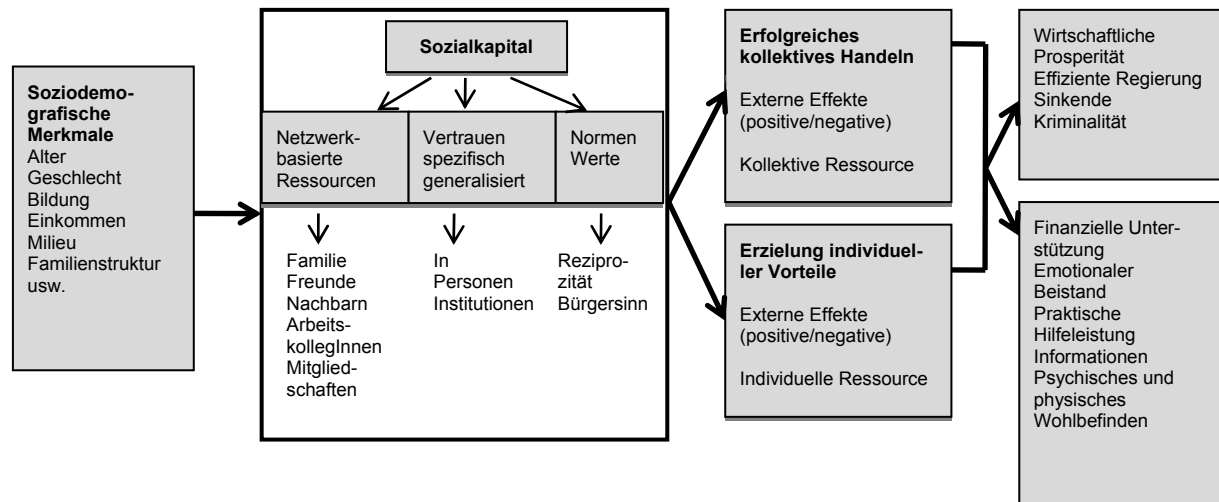
Die Beschreibungen verdeutlichen, dass bei der Konzeption des Sozialkapitals auf der makrosozialen Ebene – ähnlich wie für die mikrosoziale Ebene – Art und Umfang der Netzwerke, Macht, Reziprozitätsnormen, Verpflichtungsgefühle und Vertrauen eine wesentliche Rolle spielen, allerdings nicht so sehr für den Transfer bestimmter Ressourcen, sondern vielmehr für die Schaffung sozialer Kooperation, die Lösung gesellschaftlicher Probleme und damit für das Funktionieren der Demokratie. Ausserdem betont Putnam, dass Sozialkapital als Ressource mit seinem Gebrauch nicht ab- sondern zunimmt und sich erschöpft, wenn es nicht gebraucht wird (Putnam 1993: 169), was sowohl für die Mikro- als auch für die Makroebene zutrifft.

2.2.3 Die Dimensionen des Sozialkapitals und ihre Wechselwirkungen

In den verschiedenen, oben vorgestellten Beschreibungen und Definitionen von Sozialkapital werden vor allem drei verschiedene Dimensionen angesprochen: netzwerkbasierte Ressourcen, soziales (spezifisches bis generalisiertes) Vertrauen und bestimmte Normen/Werte. Diese drei Dimensionen werden in der wissenschaftlichen Diskussion als wesentliche Aspekte von Sozialkapital wahrgenommen (vgl. Herrmann und Tillmann 2002, Diekmann

2007, Franzen und Pointner 2007). Sie sind im Folgenden graphisch dargestellt und werden in ihren Zusammenhängen erläutert.

Abbildung 1: Dimensionen und Wirkungen von Sozialkapital



(vgl. Offe/Fuchs 2001: 430, Franzen/Pointer 2007: 72)

a) Soziale Netzwerke

Wie aus den oben dargestellten Definitionen hervorgeht, bilden soziale Netzwerke die zentrale Dimension des Sozialkapitals. Auf der mikrosozialen Ebene geht es dabei um den erwarteten Nutzen (Erzielung individueller Vorteile) der Beziehungen innerhalb der Netzwerke bei Tauschprozessen, während soziale Netzwerke auf makrosozialer Ebene als Bedingung für die Entstehung und Reproduktion von Vertrauen und bestimmten Normen/Werten angesehen werden, welche wiederum für das Kollektiv von Nutzen sind (erfolgreiches kollektives Handeln). Die Aussagen darüber, wie Netzwerke beschaffen sein müssen, um Sozialkapital zu generieren, unterscheiden sich dementsprechend auf der mikro- und makrosozialen Ebene. Putnam (1993), der den gesellschaftlichen Nutzen vor Augen hat, betont die aktive Mitgliedschaft in informellen oder formellen *horizontalen* Netzwerken (hauptsächlich Vereine, Verbände, Parteien) als wichtige Grundlage für die Entstehung von Vertrauen (gegenüber Fremden und öffentlichen und privaten Institutionen), Reziprozität und Bürgersinn. Bourdieu (1983) interessiert sich dagegen vorwiegend für den individuellen Nutzen des Sozialkapitals und dessen Funktion im Hinblick auf die Reproduktion sozialer Ungleichheiten. Dieser Nutzen bemisst sich an der Größe des Netzwerkes, der Fähigkeit/Möglichkeit des Individuums, die Gruppenmitglieder für seine Anliegen zu mobilisieren und nicht zuletzt am Bestand des ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitals der Mitglieder des Netzwerkes. Im Blickfeld sind hier unterschiedliche Arten von Netzwerken (horizontal und vertikal), u.a. Familie, Freund/innen, Arbeitskolleg/innen, Clubs, Vereine usw.

Die kurze, vereinfachte Gegenüberstellung der netzwerk-basierten Dimension von Sozialkapital auf mikro- und makrosozialer Ebene verdeutlicht den spannungsgeladenen Doppelcharakter des Konzepts. Bourdieu (1983: 192) führt aus, dass (individuelles) Sozialkapital gerade

durch Exklusivität einer Mitgliedschaft (möglichst homogene und geschlossene Gruppe) entsteht bzw. erhöht wird. Diese exklusiven Mitgliedschaften, welche vor allem die Interessen der eigenen Mitglieder vor Augen haben, können jedoch im Widerspruch stehen zu dem von Putnam fokussierten zivilgesellschaftlichen Engagement. Darüber hinaus können sie – wie oben erwähnt – die Produktion und Reproduktion von sozialen Ungleichheiten fördern. Ihr Beitrag für die Gesellschaft ist also zu hinterfragen. Putnam (2001: 29) weist zudem darauf hin, dass die meisten Menschen eher in kleinen, bindenden/geschlossenen Gruppen Unterstützung finden als in grossen, brückenbildenden Gruppen. Und der weiter oben dargestellte expressive Aspekt des Sozialkapitals (Lin 2001a/b), der sich in erhöhtem psychischen und physischen Wohlbefinden durch die Identifikation mit einer (eher kleinen, geschlossenen) Gruppe ausdrückt und die individuelle Lebensqualität stärkt, kann durchaus externe, positive Effekte auf gesellschaftlicher Ebene bewirken.

b) Vertrauen

Auf makrosozialer Ebene bildet das „generalisierte Vertrauen“ (in Personen/Institutionen) den zentralen Faktor, welcher erfolgreiche soziale Kooperation ermöglicht und zur Lösung kollektiver Handlungsprobleme (der Demokratie) beiträgt (Putnam 1993: 170). Putnam und Goss (2001: 21) bezeichnen dieses „brückenbauende“ Vertrauen (bridging) als „Gleitmittel“ des gesellschaftlichen Lebens. „Generalisiert“ ist das Vertrauen, wenn Individuen positive Erfahrungen aus bestimmten Lebensbereichen auf andere Lebenssituationen übertragen, in denen sie mit Fremden interagieren (vgl. auch Diekmann 2007). Vertrauen meint die subjektive Einschätzung, dass eine andere Person kooperiert, auch wenn sie materiell höhere Auszahlungen aus eigennützigem Verhalten erzielen könnte (vgl. Ostrom und Ahn 2003: 57, Diekmann 2007: 54). Die Struktur der Gruppe/des Netzwerkes entscheidet darüber, ob Individuen generalisiertes Vertrauen entwickeln. Die entsprechenden Netzwerke zeichnen sich eher durch Offenheit nach aussen (bridging, aussenorientiert) und geringe Dichte (siehe Kap. 2.2.4) aus, die einzelnen Akteur/innen kennen sich weniger gut bzw. gar nicht alle persönlich. Die Netzwerke fungieren als Träger von Informationen über die Vertrauenswürdigkeit von Personen (vgl. Coleman 1990, Putnam 2000, Franzen und Pointner 2007). Voraussetzung dafür bilden der aktive Austausch der Informationen und eine dauerhafte und wiederholte Interaktion zwischen den Mitgliedern der Gruppe bzw. nach aussen. Je höher die Transparenz innerhalb eines Netzwerkes, desto leichter ist der Informationstransfer zwischen den Mitgliedern möglich und desto geringer ist folglich der Anreiz, sich nicht kooperativ zu verhalten. Verfügbare Informationen über die jeweilige Vertrauenswürdigkeit (Reputation) fremder Personen/Organisationen/Institutionen gestattet es, Transaktionen mit unbekannten bzw. kaum bekannten Individuen oder Kollektiven einzugehen, ohne die Transaktionen vorher durch aufwendige Verträge abzusichern. So können die Transaktionskosten vermindert und die wirtschaftliche Prosperität gesteigert werden. Diekmann (2007: 54) differenziert in diesem Zusammenhang. Soziale Kooperation kann seiner Meinung nach zum einen durch (generalisiertes) Vertrauen, zum anderen jedoch auch durch private oder staatliche institutionelle Regelungen erreicht werden. Von einem geringen Ausmass an generalisiertem Vertrauen in einer Gemeinschaft/Gesellschaft kann also nicht per se auf eine geringe soziale Kooperation geschlossen werden. Auch effiziente institutionelle Regelungen können ein hohes Ausmass an Kooperation garantieren.

Mikrosoziologische Sozialkapitaltheorien argumentieren, dass soziale Netzwerke Vertrauen erzeugen und damit die soziale Kohäsion der Gruppe untermauern. Dieses gegenseitige (spezifische) Vertrauen bestimmt maßgeblich mit darüber, inwiefern Gruppenmitglieder andere Mitglieder für ihre Anliegen mobilisieren und von deren Ressourcen profitieren können. Nebeneffekt dieses spezifischen Vertrauens kann ein Misstrauen gegenüber den Nicht-Mitgliedern bzw. fremden Institutionen sein. Auf die makrosoziale Ebene bezogen ist es fraglich, ob diese Art des Vertrauens zur sozialen Kooperation und Überwindung gesellschaftlicher Probleme beiträgt oder eher soziale Ungleichheit verstärkt (vgl. auch Bourdieu 1983).

Auch in Bezug auf die Dimension des Vertrauens wird der spannungsgeladene Doppelcharakter des Sozialkapitalskonzeptes auf mikro- und makrosozialer Ebene deutlich. Es stellt sich die Frage nach dem (kausalen) Zusammenhang zwischen Vertrauen und aktiver Teilnahme in sozialen Netzwerken und nach den Möglichkeiten und Grenzen des Transfers von in bestimmten Kontexten erworbenem Vertrauen in andere Lebensbereiche/gesellschaftliche Bereiche bzw. fremde Individuen oder Gruppen. Ein bestimmter „Grundstock“ sozialen Vertrauens erscheint notwendig, damit sich Menschen überhaupt in freiwilligen Assoziationen engagieren, welche dann wiederum das schon vorhandene soziale Vertrauen verstärken bzw. in generalisiertes Vertrauen transformieren. Es ist zu vermuten, dass dieser „Grundstock“ an Vertrauen – ähnlich wie der soziale Rückhalt – eher in kleineren, geschlosseneren Gruppen erworben wird (siehe auch Konzept des Humanvermögens in Kap. 2.3.1.1)

c) Reziprozität/Bürgersinn

Reziprozität stellt einen sozialen Verhaltenskodex dar, der das Handeln von Menschen in sozialen Beziehungen bestimmt. Ihr liegen subjektive Einschätzungen und Erwartungen über gegenseitige Hilfeleistungen und Pflichten zugrunde. Reziprozität ist bestimmt durch den Grundsatz der möglichst weitgehenden Ausgewogenheit von Leistung und Gegenleistung. Wesentlich ist, dass für eine geleistete Gefälligkeit/Hilfestellung erst in der Zukunft eine entsprechende Gegenleistung erwartet wird. Die gesammelten Verpflichtungen von Personen stellen Guthaben auf Gefälligkeitskonten dar, welche die Personen gegenüber denjenigen Personen besitzen, denen sie geholfen haben (Coleman 1990). Durch dauerhaft unausgeglichene Gefälligkeitskonten wird die grundsätzliche Kooperationsbereitschaft von Personen erhöht. Coleman (1990) und Putnam (1993) gehen davon aus, dass die Produktivität von Gesellschaften zunimmt, wenn ein soziales Umfeld existiert, welches von einem hohen Bestand tatsächlich einzulösender Verpflichtungen geprägt ist und den gesellschaftlichen Mitgliedern ein hohes Mass an Zuverlässigkeit zugetraut wird, die Verpflichtungen im Bedarfsfall tatsächlich zu erfüllen. Soziale Netzwerke, Reziprozität und Vertrauen sind eng miteinander verbunden. Dichte soziale Interaktionen führen nach Putnam und Goss (2001) zur Entstehung generalisierter und robuster Normen der Reziprozität, welche über die Grenzen der jeweiligen sozialen Netzwerke hinaus wirksam sind. Dadurch werden Menschen ermutigt bzw. verpflichtet, sich in unterschiedlichen (auch unbekannten) Handlungskontexten vertrauensvoll zu verhalten, auch wenn sie nicht sofort eine Gegenleistung erhalten. Diese Dynamik beschreibt die positiven, externen bzw. öffentlichen Effekte des Sozialkapitals.

Auch auf mikrosozialer Ebene spielt die Reziprozität in Verbindung mit dem Vertrauen eine wesentliche Rolle dabei, ob und in welchem Umfang einzelne Gruppenmitglieder mögliche individuelle Netzwerkressourcen auch tatsächlich für die eigenen Anliegen nutzbar machen können. Wie schon ausgeführt steht in dieser Sichtweise der Transfer von Reziprozitätsnormen in andere (gruppenexterne) Handlungskontexte jedoch nicht im Vordergrund. Auch in diesem Zusammenhang ist die Frage von Interesse, wie soziale Netzwerke beschaffen sein müssen, damit der Transfer von Reziprozitätsnormen und Vertrauen über die Netzwerkgrenzen hinaus möglich wird. Bei der Beschreibung der Formen von Sozialkapital im nächsten Kapitel wird darauf näher eingegangen.

Nach Putnam (1993, 1995) trägt Sozialkapital mit einem hohen Bestand an generalisiertem Vertrauen und Reziprozität nicht automatisch zur Demokratisierung bei. Vertrauen und Reziprozität stellen zwar eine notwendige, jedoch nicht hinreichende Bedingung dar. Vonnöten ist überdies Bürgersinn (Civic Engagement), also eine aktive, interessierte und informierte Bürgerschaft, welche sich für öffentliche, demokratische und politische Anliegen interessiert, Interessenkonflikte im Sinne des Gemeinwohls löst und Mehrheitsentscheidungen akzeptiert. Bei der Schulung/Ausbildung dieses Bürgersinns kommt den freiwilligen Assoziationen eine wichtige Rolle zu. Sie werden auch als Schulen der Demokratie bezeichnet (Kriesi 2007), in denen demokratischen Denken und Handeln geübt bzw. vertieft werden kann.

Der zentrale Beitrag freiwilliger Assoziationen zur Entstehung von Sozialkapital – wie ihn Putnam skizziert – wird in der wissenschaftlichen Diskussion kritisch hinterfragt (Kriesi 2007). So wird angezweifelt, dass Vereine (wie Kegel- und Fussballklubs) die ihnen zugedachte Aufgabe überhaupt erfüllen können (Levi 1996). Der Blickwinkel Putnams, dass Sozialkapital ein Produkt der Zivilgesellschaft ist, wird als einseitig kritisiert. Putnam lasse dabei sowohl die Rolle der politischen Institutionen bei der Strukturierung des Vereins- und Verbandwesens ausser Acht als auch die unweigerliche Verflechtung von Staat, Politik und Gesellschaft (Kriesi 2007).

Auch wenn die Meinungen teilweise diametral auseinanderklaffen, wird vor allem der Rolle des Wohlfahrtsstaats Beachtung geschenkt. Eine beliebte Argumentationsfigur, die an der klassischen Sozialstaatskritik anknüpft (Hirschman 1995), unterstellt, dass wohlfahrtsstaatliche Leistungen die Bereitschaft unterminieren, soziale Netzwerke zu knüpfen, zu pflegen und sich in Notlagen gegenseitig unter die Arme zu greifen. Kurzum: Der Sozialstaat treibe die Erosion der Reziprozitätsnorm und der bürgerlichen Tugenden voran. Diese vor allem in neoliberalen Milieus beliebte Crowding-Out-Hypothese ist indes mit dem Argument konfrontiert, dass Wohlfahrtsstaaten einerseits freiwillige Assoziationen begünstigen und mit ihnen kooperieren und andererseits den Menschen erst die Gelegenheit verschafft haben, ihre sozialen Netzwerke zu entwickeln, zu pflegen und gegebenenfalls Hilfeleistungen anzubieten. In diesem Sinne argumentieren Kumlin und Rothstein (2005), dass die liberalen bedürfnisorientierten Wohlfahrtsregimes soziales Vertrauen eher reduzieren, die sozialdemokratisch geprägten universalistischen Regimes dieses hingegen eher verstärken.

Gegen die Crowding-Out-Hypothese sprechen allerdings auch die empirischen Fakten. So zeigen die detaillierten multivariaten Analysen von Van Oorschot und Arts (2005) auf der Grundlage von Daten zur Entwicklung des Wohlfahrtsstaats und zahlreichen Sozialkapitalindikatoren, dass mit Ausnahme der Variable „people's trustworthiness“ für alle Indikatoren

eine positiv-lineare Korrelation zwischen dem Umfang des Wohlfahrtsstaats und dem Sozialkapital zu beobachten ist. In Frage gestellt wird die Crowding-Out-Hypothese auch durch die Zusammenhänge zwischen der Sozialleistungsquote und Unterstützungsindikatoren aus dem Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE). So nimmt die Hilfe mit zunehmender Quote tendenziell zu und erreicht in Dänemark und Schweden die höchsten Werte (Brandt 2009). Bei den finanziellen Transfers ist indes einzuräumen, dass bei zunehmender Sozialleistungsquote zwar die monetäre Transferbereitschaft der Eltern zunimmt, die Transferbereitschaft der Kinder hingegen abnimmt (Deindl 2009). Mit anderen Worten: Obwohl mit dem Ausbau des Wohlfahrtsstaats in der Tat viele intrafamiliäre Unterstützungsleistungen durch staatliche ersetzt wurden (Lessenich und Mau 2005) fördert eine grosszügige Sozialpolitik offensichtlich sowohl das kollektive Sozialkapital als auch die intergenerationale Solidarität. Küneman und Rein (1999: 6) meinen gar: "Increasing levels of welfare society spending for older people do what was originally intended: it provides more welfare for elderly people. This in turn strengthens family solidarity". Von daher scheint die Politik gut beraten, die Hilfeaktivitäten in der Bevölkerung nicht durch einen Abbau des Sozialstaats fördern zu wollen.

Dieser empirisch fundierte Einwand gegen die Crowding-Out-Hypothese verdeutlicht, dass öffentliche (und auch private) Institutionen einen nicht zu unterschätzenden Beitrag auf die Ausbildung von Sozialkapital ausüben. Dabei ist der Wohlfahrtsstaat offensichtlich nicht der Totengräber des Sozialkapitals, wie manch populäre Sozialstaatskritik suggeriert. Im Gegenteil: Wohlfahrtsstaaten bieten vielmehr gerade auch die Chance, nicht nur rein instrumentelle soziale Beziehungen zu knüpfen und zu pflegen. Auf diesen Zusammenhang verwies schon die Marienthal-Studie von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel (1975). So hielt die Studie fest, dass in der wohlfahrtsstaatlich nur marginal versorgten österreichischen Kleinstadt nach der Schliessung der Werktoere das Vereinsleben schrumpfte, das Familienleben arg strapaziert wurde und Apathie und Resignation um sich griffen. Mit anderen Worten: Die wohlfahrtsstaatlich nicht abgedeckte Wirtschaftskrise führte zu einer extremen Erosion des sozialen Kapitals der Gemeinde.

Studien, die sich mit der Auswirkung des Wohlfahrtsstaats auf die Sozialkapitalbildung befassen, untermauern unsere Ansicht, dass gesellschaftliche Institutionen keine Dimension des Sozialkapitals bilden (z.B. Ostrom und Ahn 2003). Mit anderen Worten: Institutionen können sowohl zum Aufbau von Sozialkapital beitragen als auch – wie u.a. totalitäre Regimes dokumentieren – die soziale Vernetzung und damit die Entfaltung der darin eingelagerten Normen des Vertrauens und der Reziprozität behindern (vgl. Diekmann 2007).

d) Doppelcharakter des Sozialkapitals und Spezifika intergenerationaler Beziehungen

Der wiederholt ausgeführte spannungsgeladene Doppelcharakter des Konzeptes entsteht aus der Anwendung der gleichen Begrifflichkeiten für mikro- und makrosoziale Prozesse. Individuen können ihr Sozialkapital besonders effizient einsetzen, wenn sie persönliche Kontakte nutzen, um meritokratische Auswahlverfahren zu umgehen. Dadurch werden allerdings das öffentliche Interesse/Gemeinwohl und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit untergraben. Vertreter/innen, welche Sozialkapital auf der makrosozialen Ebene verorten und/oder in der politischen Debatte propagieren, sehen das Ergebnis effizient genutzten Sozialkapitals jedoch vornehmlich in einer guten wirtschaftlichen Entwicklung und einer

demokratischen, aufs Gemeinwohl ausgerichteten Regierung und Verwaltung. Eine löbliche, weil differenzierte Ausnahme bildet der Beitrag von Woolcock und Narayan (2000), in dem auch die entwicklungspolitischen Schattenseiten bestimmter Sozialkapitalformationen beleuchtet werden (siehe auch Kap. 2.2.6).

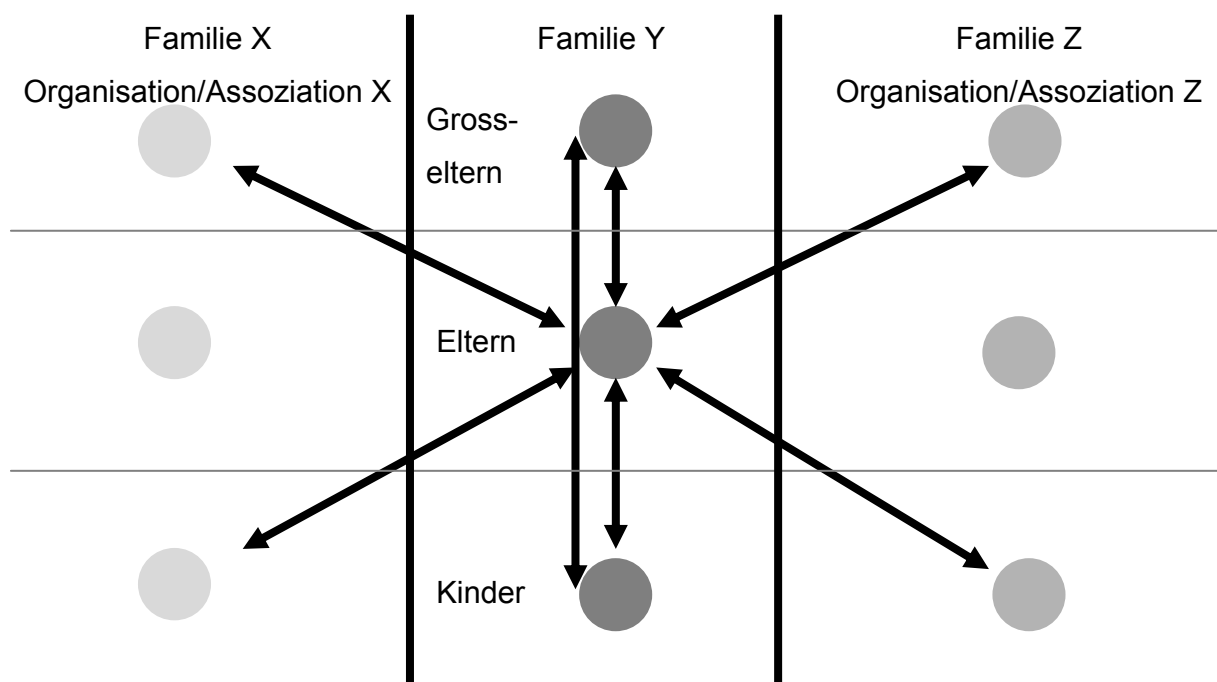
Auch die Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge werden kontrovers diskutiert. Führen zum Beispiel soziales Vertrauen, Normen der Reziprozität und Bürgersinn zu einer aktiven Mitgliedschaft in Vereinen oder entstehen sie erst durch diese Mitgliedschaften? Es scheinen enge, sich gegenseitig verstärkende Wechselwirkungen zwischen den Dimensionen des Sozialkapitals zu bestehen. In Bezug auf das Untersuchungsthema der vorliegenden Arbeit müssen die Entstehungszusammenhänge von intergenerationellem Sozialkapital (zumindest theoretisch) klar getrennt werden von den Auswirkungen des intergenerationellen Sozialkapitals. Darüber hinaus erscheint die Differenzierung in mikro- und makrosoziales intergenerationelles Sozialkapital wesentlich für die Beurteilung des Beitrags intergenerationeller Beziehungen an die Wohlfahrtsproduktion einer Gesellschaft. Mit anderen Worten: Intergenerationelle Beziehungen, die ausgrenzend wirken, den Insidern einen Wettbewerbsvorsprung gegenüber Outsidern verschaffen und damit soziale Ungleichheiten konservieren, wenn nicht ausbauen, fördern wohl kaum das kollektive Sozialkapital, im Gegenteil.

Bei der Analyse inter- und intragenerationeller Beziehungen gilt es auf jeden Fall zu beachten, dass die Ungleichheiten zwischen den Menschen hinsichtlich des kulturellen und ökonomischen Kapitals über den Lebenszyklus ansteigen (z.B. Dannefer 1987, Bonfadelli 1994, DiPrete und Eirich 2006, Wanner 2008, Fiscella und Kitzman 2009, Rigney 2010). Wir haben es also mit einem sozialstrukturellen Matthäus-Effekt zu tun, der durch sozialstaatliche Transfers und progressive Besteuerung nur unzureichend gebremst wird. Auch wenn quer durch alle Schichten hindurch ab einem bestimmten Alter damit zu rechnen ist, dass die Zahl der Beziehungen infolge des Todes von älteren oder gleichaltrigen Freund/innen, Verwandten und Bekannten nicht mehr ansteigt, sondern sinkt, bildet das individuelle Sozialkapital diesbezüglich keine Ausnahme. Beispiele für institutionalisierte intragenerationelle Beziehungen sind Einkommenstransfers durch Besteuerung und Sozialversicherungen. Bei diesen Transfers wird implizit unterstellt, dass sich innerhalb einer Generation Wohlhabende solidarisch gegenüber anonymen ärmeren Teilen der Bevölkerung verhalten. Bei intergenerationellen Beziehungen stehen in der Regel die intrafamilialen Beziehungen im Vordergrund. So thematisiert die soziologische Forschung u.a. Unterstützungsleistungen (Pflege, Erziehung) (Brandt und Szydlik 2008, Haberkern und Szydlik 2008, Haberkern 2009) sowie Transfers von Vermögen (z.B. Erbschaften) (z.B. Deindl 2009), kulturellem und sozialem Kapital (Bourdieu, Coleman). Intergenerationelle Beziehungen werden allerdings auch durch den Sozialstaat institutionalisiert, indem beispielsweise von den erwerbstätigen Generationen verlangt wird, sich an den Kosten für die Ausbildung der noch nicht erwerbstätigen Generation und dem Lebensunterhalt der aus dem Erwerbsleben ausgeschiedenen Generationen zu beteiligen.

Ein Blick auf die Forschung vermittelt indes den Eindruck, dass bei den intragenerationellen Beziehungen vornehmlich ausserfamiliale, anonyme schichtübergreifende vom Staat strukturierte Reziprozität im Vordergrund steht, wogegen bei den intergenerationellen Beziehungen der Fokus eher auf den intrafamilialen Transferleistungen liegt. Mit anderen Worten: Die mit dem Konzept der „intergenerationellen Beziehungen“ operierende Forschung scheint sich, abgesehen von sozialstaatlich organisierten intergenerationellen Umverteilungsprozes-

sen, bislang nur marginal für Familiengrenzen überschreitende intergenerationelle Reziprozität zu interessieren. Ein Musterbeispiel dafür ist der Generationenbericht Schweiz (Perrig-Chiello, Höpfinger und Suter 2008). Dieser Bericht konzentriert sich in seiner inhaltlichen Gewichtung eindeutig auf die intrafamiliären Beziehungen (siehe Teil II). Nur am Rande (Teil III) werden auch wohlfahrtsstaatliche Umverteilungsprozesse, Generationenverhältnisse in der Politik, Kontakte am Arbeitsplatz und explizite Generationenprojekte thematisiert. Abbildung 2 dokumentiert verschiedene Typen der intergenerationellen Beziehungen, wobei wie erwähnt, in der Generationen-Beziehungsforschung bislang die mit vertikalen Pfeilen symbolisierten intrafamiliären Unterstützungsleistungen (Hilfe, finanzielle Transfers) im Vordergrund stehen. Die Ergebnisse der Sozialkapitalforschung weisen jedoch darauf hin, dass sowohl die extrafamiliären Beziehungen als auch die negativen makrosozialen Auswirkungen der intrafamiliären Beziehungen mit zu berücksichtigen sind.

Abbildung 2: Intra- und extrafamiliäre Intergenerationenbeziehungen



2.2.4 Formen von Sozialkapital und ihre Wirkungen

Die Wirkungen des Sozialkapitals auf mikro- und makrosozialer Ebene werden massgeblich bestimmt von der Art der Beziehungen bzw. des Beziehungsnetzes. In der wissenschaftlichen Diskussion werden in diesem Zusammenhang mehrere Formen des Sozialkapitals unterschieden (vgl. Putnam und Goss 2001, Herrmann und Tillmann 2002, Freitag 2004, Kriesi 2007). Eine kohärente und empirisch fundierte Typologie der verschiedenen Formen des Sozialkapitals existiert jedoch (noch) nicht. Die einzelnen Formen überschneiden sich teilweise und schliessen sich nicht gegenseitig aus. Sie müssen vielmehr als Achsen gedacht werden, auf welchen der Grad der spezifischen Sozialkapitalform für das jeweilige Untersuchungsthema theoretisch und empirisch festgelegt werden kann. In der Literatur wird eine

Reihe von Aspekten sozialer Netzwerke im Hinblick auf ihre Auswirkungen auf Individuum und Sozialstruktur diskutiert. Folgende fünf Aspekte werden häufig erwähnt:

a) Formell versus informell

In formellen Netzwerken existieren unter anderem offizielle Funktionäre, Mitgliedschaftsbedingungen, Beiträge und regelmässige Versammlungen. Dazu gehören z.B. Elternvereinigungen und Gewerkschaften (vgl. Putnam und Goss 2001, Herrmann und Tillmann 2002, Freitag 2004). Informelle Netzwerke kommen ohne derartige Formen und Regelungen aus wie z.B. Nachbarschaftsnetzwerke oder auch Gruppen von Personen, die sich einmal in der Woche zum Kegeln treffen. Beide Beziehungsarten können sowohl privaten als auch öffentlichen Nutzen stiften. In formellen Vereinigungen erscheint der Fortbestand der sozialen Beziehungen durch den vorgegebenen institutionell-regelnden Kontext jedoch eher garantiert und opportunistisches Verhalten einzelner Mitglieder kann wirkungsvoller sanktioniert werden (Freitag 2004). Putnam und Goss (2001) weisen darauf hin, dass der Beitrag von formellem und informellem Sozialkapital klar vom Zweck abhängt, den es erfüllen soll. Viele Forschungsarbeiten konzentrieren sich aus dem Grund auf formelle Netzwerke, weil sie methodisch besser zu erfassen sind. Die Entwicklung neuer Methoden zur Identifizierung und Messung von informellem Sozialkapital ist notwendig.

Auf der Achse „formell-informell“ sind familiäre Netzwerke – wenn überhaupt – am ehesten in der Mitte anzusiedeln. Sie erfüllen nicht die oben genannten Kriterien für formelle Netzwerke, generieren jedoch trotzdem sehr beständiges Sozialkapital, welches sogar meist auf lebenslange Solidarität ausgelegt ist. Für Familien gelten zwar nicht die oben beschriebenen formellen Kriterien, sie gründen jedoch auf anderen ebenso formellen Kriterien, die zum Teil auch rechtlich verankert sind (Unterstützungspflicht der Eltern gegenüber ihren Kindern, Eherecht usw.). So gesehen könnten familiäre Netzwerke sogar zu den formellen Netzwerken gezählt werden. Generationenbeziehungen ausserhalb der Familie finden dagegen entweder in formalen Organisationen oder in freiwilligen Assoziationen statt, stellen also sowohl formelles als auch informelles Sozialkapital dar. Ob soziale Netzwerke eher privaten oder mehr öffentlichen Nutzen stiften, scheint jedoch weniger vom Formalisierungsgrad als vielmehr vom Zweck des Netzwerkes abzuhängen. Somit ist diese Differenzierungsachse für das Thema der vorliegenden Forschungsarbeit wenig relevant.

b) Dichte des Netzwerks und Stärke der Beziehungen

Dichte, vielschichtige soziale Netzwerke zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Mitglieder viel Zeit für die unterschiedlichsten Aktivitäten miteinander verbringen (z.B. Familie). Flüchtige Grussbekanntschaften dagegen stellen ein Netzwerk mit sehr geringer Dichte dar, fast unsichtbar (Putnam und Goss 2001). Auch für diese fast unsichtbaren Formen von Sozialkapital konnte eine positive Wirkung nachgewiesen werden: Die Wahrscheinlichkeit einer Hilfeleistung unter Fremden in einer plötzlich eintretenden Notsituation steigt, wenn die eine Person der anderen zuvor kurz zugenickt hat. Sehr eng verbunden mit dieser Form der Differenzierung ist Granovetters (1973) Unterscheidung zwischen starken und schwachen Beziehungen. Die Stärke der Bindungen wird durch die Häufigkeit, Intensität, Intimität und Aus-

schliesslichkeit der Kontakte definiert. In einer Gemeinschaft, in der alle Mitglieder untereinander befreundet sind und viel Zeit miteinander verbringen, entstehen starke Bindungen. Derartige Netzwerke tendieren zur sozialen Schliessung. Zwischen flüchtigen Bekannten dagegen, die keine oder nur wenige gemeinsame Freunde haben, besteht nur eine schwache Bindung. Granovetter weist darauf hin, dass schwache Bindungen bei der Jobsuche wichtiger sind als starke. Sie eröffnen eher Zugang zu neuen Möglichkeiten/Informationen/Gruppen. Kriesi (2007) wendet in diesem Zusammenhang ein, dass man zwar eher durch Bekannte als enge Freunde über freie Arbeitsplätze (oder andere wichtige Informationen) erfährt. Für den Erfolg der Stellensuche ist jedoch weitere aktive Unterstützung fördernd, welche vom gegenseitigen Vertrauen abhängig ist, das wiederum eher in (kleinen) Netzwerken mit starken Bindungen erworben wird.

Familiale Netzwerke sind charakterisierbar als dichte Netzwerke mit meist starken Beziehungen und neigen demnach zur sozialen Schliessung. Damit bleibt die Solidarität eher auf die Familienmitglieder beschränkt, was u.a. soziale Ungleichheiten reproduziert. Die Dichte des Netzwerkes bzw. die Stärke der Beziehungen erscheint also als wesentliches Kriterium hinsichtlich des gesellschaftlichen Werts von Generationenbeziehungen. Extrafamiliale Generationenbeziehungen ereignen sich dagegen in ganz unterschiedlichen Kontexten (z.B. Arbeit, Vereine), sind daher in ihrer Stärke und Dichte verschieden.

c) Innenorientiert versus aussenorientiert

Innenorientierte soziale Netzwerke sind vorwiegend darauf ausgerichtet, die materiellen, politischen oder sozialen Interessen ihrer Mitglieder zu verfolgen und zu wahren (z.B. Herrenclubs, Handelskammern, bestimmte Studentenvereinigungen). Sie werden oft auf der Basis von Klassenzugehörigkeit, Geschlecht oder ethnischer Zugehörigkeit gegründet und sollen die durch Geburt oder Umstände geschaffenen Bindungen erhalten und stärken. Aussenorientierte soziale Netzwerke befassen sich dagegen eher mit öffentlichen Gütern, wie zum Beispiel die karitativen Service Clubs oder Bürgerrechtsbewegungen (vgl. Freitag 2001, Putnam und Goss 2001). Putnam und Goss (2001) weisen darauf hin, dass der positive Beitrag des aussenorientierten Sozialkapitals für das Gemeinwesen nicht per se höher bewertet werden darf als derjenige des innenorientierten Sozialkapitals. Eine Kreditgemeinschaft für den wirtschaftlichen Erfolg einer bestimmten Einwanderergemeinde kann sehr wohl auch öffentlichen Nutzen stiften.

Familiale Netzwerke sind in erster Linie innenorientiert, also darauf ausgerichtet, die Bedürfnisse der Familienmitglieder zu befriedigen. Wie im vorherigen Absatz ausgeführt, kann daraus nicht per se auf einen geringeren Beitrag für die Gesellschaft geschlossen werden. Denn die Bedürfnisbefriedigung der minderjährigen und erwachsenen Familienmitglieder stellt eine Voraussetzung für die Funktionsfähigkeit von Gesellschaften dar. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach den Bedingungen, unter denen Familien der Aufgabe der Bedürfnisbefriedigung auf nutzbringende Weise nachkommen können. Extrafamiliale Generationenbeziehungen können dagegen je nach Kontext innen- oder aussenorientiert sein.

d) Brückenbildend (bridging) versus bindend (bonding)

Eng verbunden mit der vorherigen Dichotomie ist die Unterscheidung zwischen brückenbildendem (bridging) und bindendem (bonding) Sozialkapital. „Brückenbildend“ sind soziale Netzwerke, die völlig unterschiedliche Menschen zusammenbringen. Von „bindendem“ Sozialkapital wird dagegen gesprochen, wenn Netzwerke Menschen zusammenbringen, die sich in einigen Punkten ähnlich sind (z.B. Alter, Geschlecht, Ethnizität, soziale Klasse). Putnam und Goss (2001) gehen davon aus, dass die positiven öffentlichen Effekte bei brückenbildenden Gruppen wahrscheinlicher sind. In bindenden (kleinen und homogenen) Gruppen kann indes der Austausch unterschiedlicher Perspektiven fehlen. Dieser Umstand birgt die Gefahr, „...sich ‚dunklen‘ Zielsetzungen zuzuwenden...“ (ebd. 2001: 29). Überdies ist bindendes Sozialkapital häufig mit der Neigung verbunden, anderen Marktteilnehmenden den Zugang zu gesellschaftlichen Privilegien zu versperren (Mackert 2004).

Putnam und Goss (2001) weisen allerdings darauf hin, dass soziale Unterstützung meist auf bindenden Netzwerken beruht, Bindendes Sozialkapital ist also nicht per se „schlechtes“ Sozialkapital, zumal es auch kollektive Identitäten stiftet. Darüber hinaus sind die meisten Gruppen/Gemeinschaften in der Realität gleichzeitig bindend und brückenbildend: Eine an das Geschlecht bzw. die Ethnizität gebundene Gruppe kann zum Beispiel Menschen unterschiedlicher sozio-ökonomischer Schichten zusammenbringen. Dass brückenbildendes Sozialkapital eine wichtigere gesellschaftliche Ressource ist als bindendes Sozialkapital, wird jedoch in entwicklungspolitischen und -soziologischen Studien belegt. So argumentieren Woolcock und Narayan (2000), dass sich eine ethnische Fragmentierung kombiniert mit sozialer Ausgrenzung und einer schwachen staatlichen Infrastruktur ungünstig auf die wirtschaftliche Entwicklung auswirken (vgl. auch Portes und Landolt 1996). Die Abgrenzung des bindenden/brückenbildenden Sozialkapitals (Putnam) vom Konzept der schwachen/starken Beziehungen nach Granovetter erscheint nicht eindeutig. Bindendes Sozialkapital entsteht eher in kleinen, homogenen Gruppen, in denen die Mitglieder viel Zeit miteinander verbringen und eben Granovetter zufolge „starke Bindungen“ (strong ties) entwickeln.

Familiale Netzwerke erscheinen auf den ersten Blick als „bindende“ Netzwerke und weniger als brückenbildend. Sie stellen eher kleine und homogene Netzwerke dar. Dabei muss aber berücksichtigt werden, dass sie zumindest Menschen ganz unterschiedlichen Alters zusammenbringen, was sehr wohl als brückenbildendes Element zu sehen ist, nämlich Brückenbildung zwischen Generationen. Kaum ein anderes soziales Netzwerk schlägt so eindeutig Brücken zwischen Menschen unterschiedlicher Generationen wie die Familie. Extrafamiliäre Generationenbeziehungen können je nach Kontext dagegen sowohl brückenbildend als auch bindend sein. Von daher lässt sich schlussfolgern, dass die Gesellschaft darauf angewiesen ist, dass die familiäre Sozialisation den Kindern die Fähigkeit und Bereitschaft vermittelt, brückenbildendes Sozialkapital, sei das innerhalb der Familie, in der Schule, im Privat- oder Erwerbsleben zu generieren.

e) Vertikal versus horizontal

Beachtung findet in den Analysen auch Putnams Unterscheidung zwischen vertikalem und horizontalem Sozialkapital. Damit wird eingeräumt, dass es einen Unterschied macht, ob

das Netzwerk hierarchisch oder egalitär strukturiert ist. Putnam zufolge sind Patron-Klient-Beziehungen ein Musterbeispiel für vertikales Sozialkapital, ein informelles Freundschaftsnetzwerk dagegen ein Musterbeispiel für horizontales Sozialkapital. Dabei räumt er ein, dass in realen Netzwerken in der Regel eine Mischung von vertikalen und horizontalen Beziehungen vorliegt. So ist nicht ad hoc entscheidbar, ob die Institution Familie eher vertikales oder horizontales Sozialkapital generiert. Idealistische Familien-Konzepte betonen zweifelsohne eher die horizontalen Elemente, wogegen kritische Konzepte einwenden, dass selbst in modernen Familien immer noch eine deutliche Asymmetrie zwischen der (in der Regel männlichen) einkommensbeziehenden Person, der (in der Regel weiblichen) haushaltsführenden Person und den abhängigen Kindern erkennbar ist. Putnam (1993: 130) selbst nimmt an, dass horizontales Sozialkapital ungleich mehr zur sozialen Wohlfahrt beiträgt als vertikales Sozialkapital, wobei er auf das Entwicklungsgefälle zwischen dem von horizontalen Netzwerken geprägten Norditalien und dem von vertikalen Netzwerken geprägten Süditalien verweist. Beizufügen ist schliesslich, dass Bourdieu und Coleman im Unterschied zu Putnam betonen, dass der individuelle Nutzen von Sozialkapital unter anderem auf asymmetrischen gegenseitigen Abhängigkeiten zwischen den Netzwerkmitgliedern beruht.

Die Mehrdimensionalität und die unterschiedlichen Ausprägungen des Sozialkapitals machen deutlich, dass das Konzept nur schwer zu quantifizieren ist, auch wenn der Begriff „Kapital“ das vermuten lässt (Herrmann und Tillmann 2002). So ist es schwierig, auf der Grundlage von Surveys zu eruieren, ob soziale Netzwerke aussenorientiert oder horizontal strukturiert sind oder brückenbildend wirken. Putnam und Goss (2001: 28) gelangen daher zum Schluss, dass Sozialkapital jeder Quantifizierung widersteht. Die Tatsache allein, dass alle Individuen, Familien, Gruppen, Organisationen in soziale Netzwerke eingebunden sind und damit über soziales Kapital verfügen, erlaubt also nicht automatisch einen Rückschluss auf den mehr oder weniger positiven Nutzen für die Einzelnen bzw. die Gesellschaft. In diesem Sinne stellt sich bei jedem sozialen Netzwerk, sei das eine freiwillige Assoziation, ein Zwangsverband oder eine Familie, die Frage, ob das generierte Sozialkapital die soziale Wohlfahrt fördert oder schädigt.

2.2.5 Der Kapitalcharakter des Sozialkapitals

Der Begriff „Kapital“ hat aus ökonomischer Perspektive bestimmte Kernmerkmale (Ostrom/Ahn 2003):

1. Das Investitionsmotiv der Handelnden (Individuen oder Kollektive)
2. Der Konsumverzicht in der Gegenwart
3. Die Renditeerwartung für die Zukunft

Die Sozialkapitalkonzepte von Bourdieu (1983), Coleman (1988a, 1990) und Putnam (1993, 1995, 2000) enthalten Merkmale, die mit dem ökonomischen Kapitalbegriff verbunden sind.

Investitionsmotiv: Die ökonomisch Handelnden *investieren* Zeit und Anstrengung in soziale Beziehungsnetzwerke.

Konsumverzicht: Zeit, die in Beziehungen investiert wird, steht nicht zur sofortigen Bedürfnisbefriedigung in Form von Konsum zur Verfügung. Der Konsumverzicht wird in der Gegenwart

geleistet, denn die Zeit und Anstrengung, welche für das soziale Beziehungsnetzwerk eingesetzt wird, steht nicht zur unmittelbaren und direkten Bedürfnisbefriedigung zur Verfügung.

Renditeerwartung: Die ökonomisch Handelnden investieren in Erwartung, daraus in der Zukunft bestimmte Erträge/Vorteile zu erzielen. Sie erwarten konkret, dass die Gruppe zu wiederkehrenden und verlässlichen Handlungen veranlasst wird, welche die Option auf Kooperationserträge beinhalten. Der Ertrag besteht in der Reduzierung von Transaktionskosten (= alle Kosten, die im Zusammenhang mit der Übertragung von Rechten, Gütern, Dienstleistungen zwischen privaten und juristischen Personen entstehen) (Ostrom und Ahn 2003). Die ökonomisch Handelnden erzielen aus ihren Investitionen eine Art Verzinsung in Form positiver individueller und/oder öffentlicher Effekte (Erhöhung des individuellen Wohlbefindes, *return on investment*, erhöhte Wirtschaftsleistung). Am deutlichsten werden diese Renditeerwartungen in den Schriften von Lin (2001a/b). Für ihn ist das Sozialkapital die Rendite der Investitionen in soziale Beziehungen. Auf der makrosoziologischen Ebene zählt sich das Sozialkapital als „Gleitmittel des gesellschaftlichen Lebens“ aus (Putnam und Goss 2001: 21).

Sozialkapital kann wie Humankapital und im Unterschied zu physischem Kapital aktiv (z.B. durch social networking) und/oder passiv (als Nebenprodukt regelmässiger sozialer Interaktionen, z.B. bei familiären Anlässen, in der Schule, in Vereinen oder am Arbeitsplatz) gebildet werden (Ostrom und Ahn 2003). Ausserdem sieht der Kapitalbegriff an sich bereits vor, dass Investitionen sowohl Gewinne als auch Verluste abwerfen können.

Das Sozialkapital unterscheidet sich jedoch auch vom Humankapital und vor allem vom physischen Kapital. Viele dieser Unterschiede resultieren aus geteilten kognitiven Auffassungen, die für die Existenz und Weitergabe von Sozialkapital an nachfolgende Generationen entscheidend sind (Ostrom und Ahn 2003: 50):

- a) Sozialkapital verbraucht sich bei Nicht-Gebrauch und wächst an bei Gebrauch (das trifft zum Teil auch auf Humankapital zu, wenn Fertigkeiten nicht regelmässig geübt werden). Diesem Wachstum sind aber Grenzen gesetzt, da sich in einem bestimmten Kontext entstandenes Sozialkapital sich nicht immer einfach auf andere Zusammenhänge übertragen lässt.
- b) Sozialkapital ist nicht leicht erkennbar und somit auch nicht leicht messbar. Es hat wesentlich zu tun mit dem Prozess der Selbstorganisation von Gruppen, den daraus erwachsenen Rechten und Pflichten, welche das Handeln der Einzelnen bestimmen. Sozialkapital kann oft nur schwer artikuliert werden, da es implizit in die Beziehungsstrukturen eingelagert ist.
- c) Sozialkapital kann nur schwerlich durch äussere Eingriffe gebildet werden. Es ist kontextabhängig und ohne Wissen des spezifischen Kontextes kann es nicht gefördert werden. Darüber hinaus hat es, wie unter b) ausgeführt, wesentlich zu tun mit der Selbstorganisation von Gruppen. Komparative Untersuchungen sprechen gleichwohl dafür, dass sozioökonomische Ungleichheiten ein entscheidender Erklärungsfaktor sind. So ist es wohl kein Zufall, dass in Ländern mit geringen Ungleichheiten in der Regel mehr „generalisiertes Vertrauen“ (siehe auch Kap. 4.1.2) vorhanden ist als in Ländern mit starken Ungleichheiten (Knack und Keefer 1997).
- d) Öffentliche (nationale, regionale, örtliche) Institutionen haben einen starken Einfluss auf die Art und das Niveau des Sozialkapitals von individuellen und kollektiven Akteur/innen. Lassen sie viel Raum zur Selbstorganisation, erleichtern sie die Bildung von Sozialkapital,

während sie seine Entstehung erschweren, wenn sie die meiste Verantwortung für grosse Bereiche menschlicher Tätigkeiten übernehmen (wie schon oben erwähnt, gibt es zur Crowding-Out-Hypothese Gegenargumente, die sich insbesondere am Fall Schweden illustrieren lassen, siehe Kümlin und Rothstein 2005, Kriesi 2007).

Es macht zweifellos Sinn, den Sozialkapitalbegriff vornehmlich dort zu verwenden, wo es um die Einbettung von Individuen in Netzwerke geht. Viele Analysen dokumentieren in der Tat nur eine schwache Korrelation zwischen den drei Dimensionen (z.B. Franzen und Pointner 2007). Das empirische Ergebnis untermauert die im Kapitalbegriff enthaltene Vorstellung, dass man in soziale Beziehungen investieren kann. Weniger plausibel erscheinen Investitionen in Bezug auf die Sozialkapitaldimensionen *Vertrauen* bzw. *Reziprozität/Bürgersinn*. Für eine analytische Trennung spricht auch, dass die Korrelationen zwischen bestimmten Netzwerkkontakten und den Typen bestimmter daraus resultierender Normen besser untersucht werden können, wenn die dazugehörigen Begrifflichkeiten nicht unter ein gemeinsames konzeptuelles Dach (= Sozialkapital) gefasst werden.

2.2.6 Eine kritische Würdigung des Sozialkapitalkonzepts

Auch wenn kaum zu bestreiten ist, dass das Sozialkapitalkonzept die mikro-, meso- und makrosoziologische Forschung bereichert hat und heute zusammen mit dem Konzept des „sozialen Netzwerks“ zum soziologischen Grundvokabular gehört, ist die Sozialkapitalforschung schon früh Kritik ausgesetzt gewesen. In Anlehnung an den Beitrag von Durlauf (1999) können wir folgende Hauptmängel benennen: die konzeptuelle Ambivalenz, die einseitige Konzentration auf die positiven Effekte sozialer Beziehungen sowie die Vernachlässigung der strukturellen Determinanten inkl. der Rolle des Sozialstaats. Entsprechend macht es zweifellos auch im Hinblick auf Generationenbeziehungen Sinn, Durlaufs Empfehlung zu beherzigen:

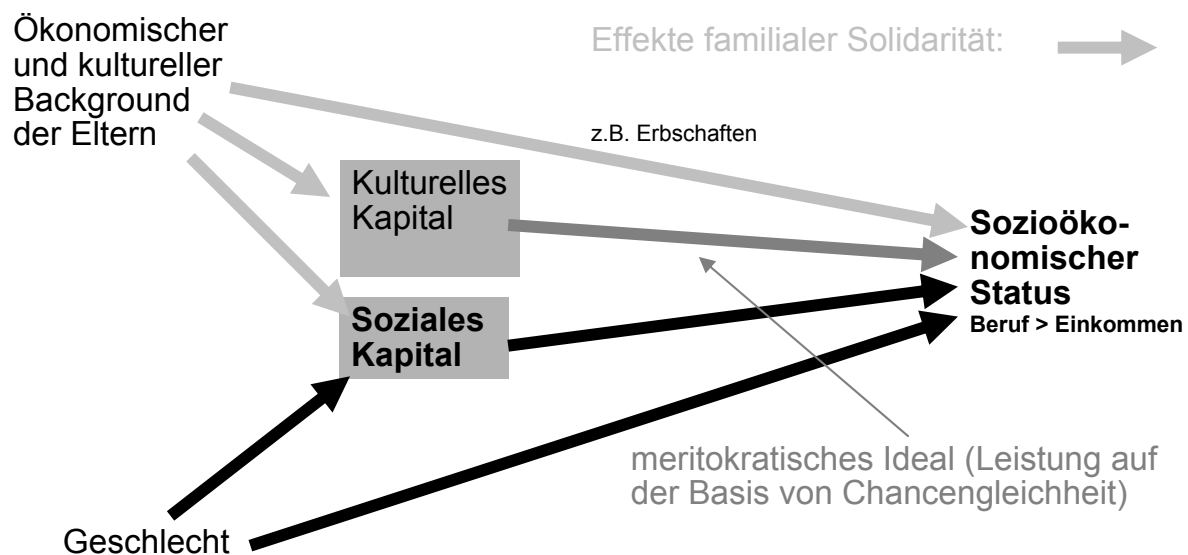
“Relative to the current research on social capital, I believe that new theoretical and empirical work is needed on (1) the meaning of social capital, (2) its net effect on societal welfare, with appropriate attention to the possibility of its generating negative outcomes, (3) its empirical significance in influencing individual decisions, and (4) a balanced assessment of intergroup as well as intragroup relations, so that the adverse effects of group identity on both members and others are properly assessed” (Durlauf 1999: 5).

Da inzwischen in zahlreichen Schriften die negativen Aspekte/Auswirkungen von Sozialkapital bzw. die Kritik an einer blauäugigen Verwendung des Konzepts erwähnt werden, sollen diese hier zum Abschluss der Ausführungen zum Sozialkapital noch einmal zusammengefasst werden. In vielen politischen Plädoyers für mehr Sozialkapital stehen die positiven Aspekte/Wirkungen im Vordergrund: Vereinfacht gesagt hat eine Gesellschaft viel Sozialkapital, wenn die Familien Humanvermögen generieren, der Staat über eine aktive Zivilgesellschaft im Sinne eines öffentlichen Diskurses verfügt, an dem unabhängige freiwillige Assoziationen partizipieren und eine gut funktionierende Demokratie und Wohlstand vorhanden sind. Ist das nicht der Fall, verfügt die Gesellschaft über wenig Sozialkapital. Dennoch sind die sozialwissenschaftlichen Konzepte an sich wertneutral angelegt und berücksichtigen folglich sowohl positive als auch negative Wirkungen (Ostrom und Ahn 2003). Viel

Sozialkapital kann zudem gleichermassen von Vorteil für die *Insider* sein als auch soziale Exklusion für die *Outsider* implizieren. Mit anderen Worten drängt sich bei allen Analysen die folgende Frage auf: Wer profitiert von welcher Sozialkapitalform in welcher Art und Weise und wer profitiert nicht davon bzw. wird geschädigt?

Bourdieu (1983) zieht das Konzept des Sozialkapitals heran, um die soziale Ungleichheit und die Klassenverhältnisse zu erklären. Sozialkapital kann dazu beitragen, soziale Ungleichheit zu produzieren/reproduzieren. So wird ein Grossteil des sozialen Kapitals genauso wie des kulturellen und ökonomischen Kapitals (z.B. Erbschaften) vererbt und stellt somit – wie die Effekte des Geschlechts und anderer zugeschriebener sozialer Merkmale auch – das meritokratische Selbstverständnis moderner „Leistungsgesellschaften“ in Frage. Abbildung 3 illustriert diesen von Bourdieu betonten und empirisch fundierten Zusammenhang in Form eines soziologischen Statuszuweisungsmodells (vgl. ausführlich dazu Lin 1999).

Abbildung 3: Statuszuweisung zwischen meritokratischem Ideal und sozialer Realität



Auch Putnam (2000) diskutiert negative Aspekte des Sozialkapitals. Er untersucht Zusammenhänge zwischen dem Grad an Sozialkapital einer Gesellschaft (in Form des Eingebundenseins in bestimmte soziale Netzwerke) und der Toleranz gegenüber anderen Personen/Gruppen, der individuellen Freiheit und der Gleichberechtigung (in Wirtschaft und im öffentlichen Leben). Er kommt zum Schluss, dass gewisse bindende Formen von Sozialkapital (Extrembeispiele: Mafia, Al Kaida, Ku-Klux-Clan, gemässigtere Formen: Kartelle, Studentenverbindungen, Seilschaften im Berufsleben) die individuelle Freiheit einschränken, Toleranz und Gleichberechtigung zerstören und der Demokratie Schaden zufügen. Trotzdem hält er fest: "The most intolerant individuals and communities in America today are the least connected, not the most connected (Putnam 2000: 358).

Portes und Landolt (2002) halten indes ähnlich wie Bourdieu oder die Theorie sozialer Schliessung (Mackert 2004) fest, dass Sozialkapital als Netzwerkressource immer bestimmte

Akteur/innen begünstigt, damit aber häufig zugleich andere Akteur/innen benachteiligt. Positive und negative Aspekte existieren also synchron. Sie können sogar für dieselben Akteur/innen gleichzeitig existieren. So ist die Zugehörigkeit zu bestimmten Netzwerken mit daraus resultierenden Vorteilen oft auch verbunden mit der Reduktion der persönlichen Freiheit und Druck zur Konformität in verschiedenen Bereichen (wirtschaftlich, sozial usw.). Wirtschaftliche Konformität wiederum kann wirtschaftliche Initiative untergraben. Der gesellschaftliche Wert von Sozialkapital ist dabei nicht immer leicht feststellbar, nur schwer in quantitative Begriffe zu fassen und ergibt sich nicht einfach aus der Summe des individuellen Sozialkapitals (vgl. Hermann und Tillmann 2002, Portes und Landolt 2002).

Ein weiterer Kritikpunkt am Konzept ergibt sich aus der oben schon diskutierten Vermischung der Quellen von Sozialkapital und seiner Funktionen. Die zirkuläre Argumentation hat eine gewisse Nähe zur Tautologie und wird von Gabriel et al. pointiert auf den Punkt gebracht: "Sozialkapital entsteht in sozialen Netzwerken; Mitgliedschaft in Netzwerken ist Sozialkapital" (Gabriel et al. 2002: 97). Werden Quellen und Funktionen von Sozialkapital vermischt, sagt das Konzept nur noch aus, dass diejenigen, die Erfolg haben, über viel Sozialkapital verfügen und diejenigen ohne Erfolg eben nicht. Dabei wird nicht differenziert, dass zum Beispiel auch Erfolglose über beträchtliche Netzwerkressourcen verfügen können, welche jedoch – im Falle fehlender finanzieller Ressourcen innerhalb des Netzwerkes – nur beschränkt zu bestimmten Erfolgen führen können. In diesem Zusammenhang erscheint es wesentlich, zwischen der Zugehörigkeit zu Netzwerken, der Möglichkeit der Ressourcenaktivierung innerhalb dieser Netzwerke und der Qualität dieser Ressourcen zu unterscheiden. Nur durch diese Unterscheidung werden differenzierte und aussagekräftige Analysen möglich (vgl. Portes und Landolt 2002, Franzen und Pointner 2007).

Auch für eine fruchtbare Analyse des gesellschaftlichen Werts intergenerationellen Sozialkapitals ist die Berücksichtigung dieser Kritik wichtig. Die Gleichzeitigkeit von negativen und positiven Wirkungen manifestiert sich im Rahmen von intergenerationellen Beziehungen zum Beispiel dadurch, dass Transfers von kulturellem, ökonomischem und sozialem Kapital als Ausdruck familialer Solidarität mit dem (gesellschaftlichen) Anspruch auf individuelle Chancengleichheit kollidieren können (vgl. Bourdieu 1983, Beckert 2004, Nollert 2008). Wichtige Fragen schliessen sich an:

- Wo und wie entsteht intergenerationelles Sozialkapital?
- Inwiefern ist das intergenerationelle Sozialkapital geprägt von den unterschiedlichen Orten/Quellen seiner Entstehung?
- Wie wirkt sich die unterschiedliche Ausgestaltung intergenerationellen Sozialkapitals für die betroffenen Akteur/-innen aus?
- Ist der gesamtgesellschaftliche Wert intergenerationeller Beziehungen eruierbar?

2.3 Intergenerationelles Sozialkapital

Zentral für die Auseinandersetzung mit dem nicht ökonomischen, gesellschaftlichen Wert von Generationenbeziehungen ist die Frage, an welchen „gesellschaftlichen Orten“ intergenerationelles Sozialkapital entsteht. Es geht dabei um soziale Netzwerke und organisationelle/institutionelle Rahmenbedingungen, innerhalb derer unterschiedliche Generationen

regelmässig miteinander in Kontakt kommen. Auch wenn der Fokus auf den Beziehungen zwischen den Generationen liegt, darf nicht vergessen werden, dass an allen gesellschaftlichen Orten, an denen intergenerationelle Kontakte stattfinden, auch intragenerationelle Begegnungen vorkommen und dass von Wechselwirkungen zwischen den beiden Beziehungsarten ausgegangen werden muss. Zudem ist daran zu erinnern, dass intergenerationelle Beziehungen nicht a priori positives Sozialkapital generieren. So sind Kontakte zwischen Vertreter/innen von Generationen zum einen häufig konfliktiv, sei das, weil die Familie ihren Mitgliedern keine Idylle bietet oder gar von gegenseitiger Gewalttätigkeit geprägt ist, oder weil es sich dabei – im Sinne Putnams Konzept vom vertikalen Sozialkapital – etwa in Betrieben um Befehle von alten Chef/innen an die Adresse jüngerer Angestellten handelt. Zum andern ist auch immer damit zu rechnen, dass intergenerationelle Kontakte Vergemeinschaftungen konstituieren, die sich im Sinne von bindendem Sozialkapital negativ auf Dritte auswirken.

Nimmt man an, dass grundsätzlich inter- und intragenerationelle Beziehungen zu unterscheiden sind, lassen sich auf einer weiteren Ebene intra- und extrafamiliäre Interaktionen unterscheiden. Obwohl wir davor warnen, die real existierende Familie zu idealisieren (vgl. auch Putzel 1997), bilden Familien zweifellos den zentralen gesellschaftlichen Ort, an welchem intergenerationelles Sozialkapital gebildet bzw. weitergegeben wird. Ihre Struktur, Aufgaben und Funktionen unterscheiden sie von anderen gesellschaftlichen Orten, die Kontakte zwischen den Generationen ermöglichen. Innerhalb der Familie wird Sozialkapital durch die Erfüllung von Erziehungsaufgaben/Sozialisation und reziprokem Verhalten und Vertrauen zwischen den Familienmitgliedern generiert. So dokumentieren Analysen intrafamiliärer Transfers, dass Familien im Idealfall von „lebenslanger Solidarität“ geprägt sind (vgl. Szydlik 2000, Deindl 2009). Das zeige sich daran, dass im Netzwerk Familie eine spezifische Tauschlogik institutionalisiert ist: „Private monetäre Transfers fliessen in der Generationenfolge von oben nach unten, d.h. von Grosseltern und Eltern an die Kinder und Enkel; Hilfeleistungen werden häufiger in der umgekehrten Richtung geleistet.“ (Szydlik 2000: 235).

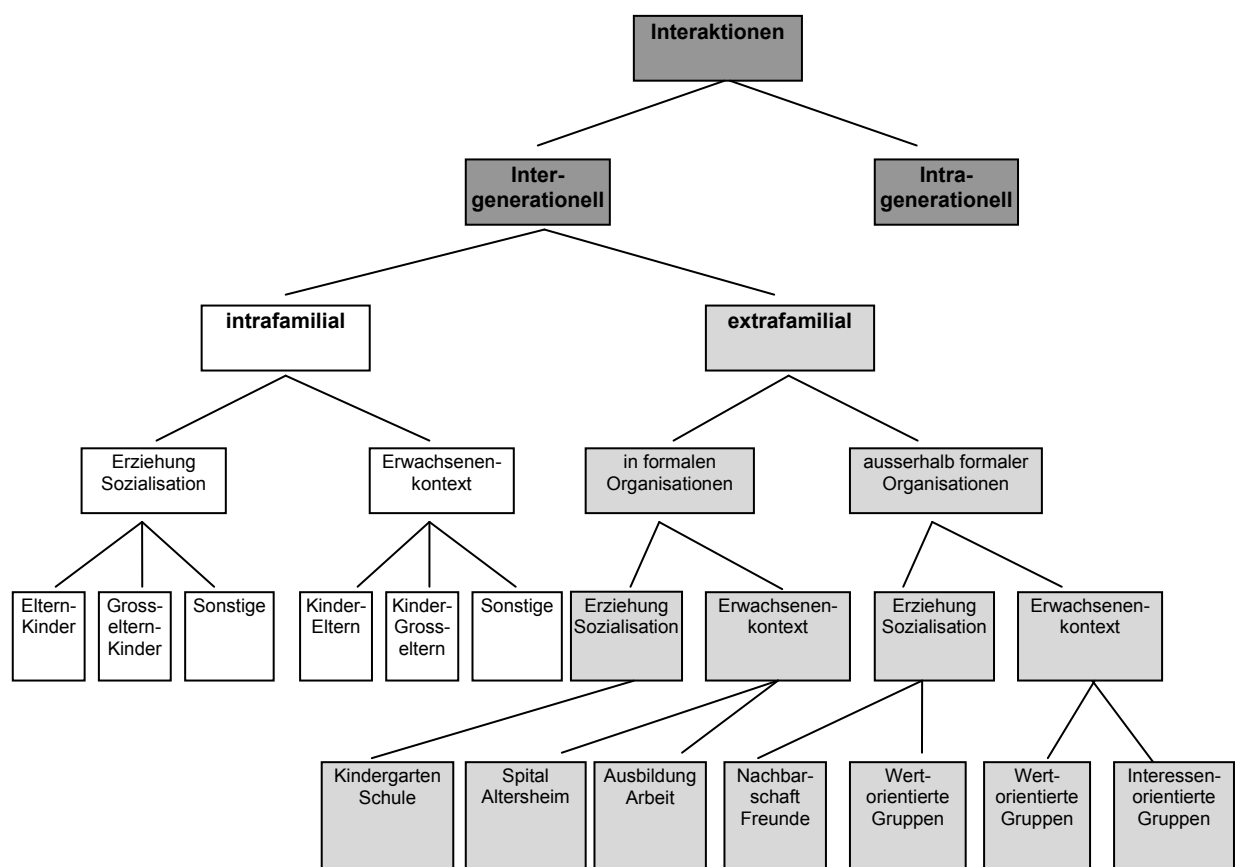
Dabei ist zu beachten, dass diese Tauschlogik je nach Land unterschiedlich akzentuiert ist. So zeigen jüngere Analysen auf der Grundlage von Daten des Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE), dass in den von starken Wohlfahrtsstaaten geprägten skandinavischen Ländern zwar mehr Kinder bereit sind, ihren Eltern zu helfen (immateriell), als in den familistisch geprägten Mittelmeerländern. In den Mittelmeerländern wenden die vergleichsweise wenigen Kinder hingegen mehr Zeit auf für die Unterstützung der Eltern (vgl. Brandt und Szydlik 2008, Haberkern und Szydlik 2008). Die Bevölkerung in der Schweiz befindet sich punkto Häufigkeit der Hilfe für die Eltern im Mittelfeld der 11 untersuchten Länder. Punkto Zeitaufwand ist die Schweiz allerdings das Schlusslicht.

Mit anderen Worten: Eine erfolgreiche Erziehung zeigt sich zum einen darin, dass sich die Familienmitglieder im Falle individueller Notlagen gegenseitig materiell und emotional unterstützen und sich nötigenfalls solidarisch gegen Bedrohung von aussen zur Wehr setzen. Zum andern besteht eine erfolgreiche Erziehung auch darin, dass – wie das Georg Simmel in seiner Schrift „Die Kreuzung sozialer Kreise“ (1908) betont hat – Kontakte zu Mitgliedern anderer Familien gepflegt und Nicht-Familien-Mitglieder respektiert werden. Sozialkapitalbildung durch Familien hat somit im Hinblick auf die Gesamtgesellschaft immer sowohl eher

negative Folgen (Exklusion, Reproduktion von sozialem Status) als auch positive Folgen (Sozialisation in einem weiten Sinne).

Diese Ambivalenz ist auch im extrafamilialen Bereich erkennbar. Dabei lassen sich intergenerationelle Kontakte innerhalb bestimmter vorgegebener institutioneller, organisationaler Rahmenbedingungen von solchen abgrenzen, die ausserhalb dieser fest vorgegebenen Organisationen stattfinden. Auch formale Organisationen strukturieren intergenerationelle Begegnungen auf besondere Art und Weise und im Hinblick auf ein bestimmtes zu erreichendes Ziel. Intergenerationelles Sozialkapital erscheint hier zum Beispiel fest eingebunden in eine organisationelle, hierarchische Struktur, was ausserhalb organisationaler Vorgaben weniger der Fall ist. Abbildung 4 gibt eine Übersicht über die unterschiedlichen „gesellschaftlichen Orte“, an denen intergenerationelles Sozialkapital gebildet wird. In den folgenden Kapiteln wird das an diesen Orten gebildete intergenerationelle Sozialkapital unter Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Unterschiede vertieft analysiert.

Abbildung 4: Orte intergenerationeller Kontakte als Quellen von Sozialkapital



2.3.1 Intergenerationelles Sozialkapital innerhalb der Familie

Der Beitrag der Familie zur Bildung von Sozialkapital wird kontrovers und widersprüchlich diskutiert (Winter 2000). Auf der einen Seite wird die Familie als Grundpfeiler der Sozialkapi-

talbildung beschrieben (Putnam 1995). Auf der anderen Seite gilt sie als der Ort mit den stärksten sozialen Beziehungen, welche Vertrauen gegenüber „Fremden“ ausserhalb der Familie behindern (Fukuyama 1995) und damit mithelfen, die intragenerationellen Ungleichheiten zu reproduzieren. Folglich wird denn auch argumentiert, dass schwache, Familiengrenzen überschreitende Beziehungen mehr zu einer funktionierenden Zivilgesellschaft bzw. Wohlfahrtsproduktion beitragen als die starken, intrafamiliären Beziehungen. Winter (2000) stellt fest, dass jenseits der skizzierten konträren Standpunkte die Rolle der Familie bei der Entstehung von Sozialkapital, sowohl innerhalb der Familie als auch über die Familiengrenzen hinaus, in der wissenschaftlichen Diskussion und Forschung zu wenig berücksichtigt wird. Dagegen würde im Sinne Putnams der Beitrag von freiwilligen Assoziationen zur Bildung generalisierten Vertrauens und Normen der Reziprozität überschätzt. Winter unterstreicht demgegenüber die Rolle der Familie, Schule und Arbeitswelt als Bereiche, in denen viel mehr Menschen unter grösserem Zeitaufwand in soziale Netzwerke eingebunden sind und denen demnach eine grössere Bedeutung bei der Bildung von Sozialkapital zukommen könnte.

Die Widersprüchlichkeit der Familie hinsichtlich der Sozialkapitalbildung spiegelt sich auch im Begriff der „Ambivalenz“ von familialen Generationenbeziehungen wider (vgl. Lüscher und Pillemer 1998, Lettke und Lüscher 2002). Ambivalenzen sind vorhanden, wenn „...gleichzeitige Gegensätze des Fühlens, Denkens, Wollens, Handelns und der Beziehungsgestaltung, die für die Konstitution individueller und kollektiver Identitäten relevant sind, zeitweise oder dauernd als unlösbar interpretiert werden“ (Lettke und Lüscher 2002: 441). So sind familiäre Generationenbeziehungen grundsätzlich geprägt von einem Spannungsverhältnis zwischen individueller Autonomie und familialer Solidarität, welches eine Herausforderung an die Beziehungsgestaltung darstellt. Das Spannungsverhältnis wird noch verstärkt durch den Charakter der Unauflösbarkeit familialer Beziehungen und durch den Wandel familialer Rollen über die Zeit.

Ähnlich wie das Konzept des Sozialkapitals (siehe Kap. 2.2.6) kann also auch das familiäre Netzwerk nicht per se als positiv im Sinne einer einseitigen Betonung des Solidaritätsaspektes interpretiert werden. Es ist vielmehr ein Grundcharakteristikum sozialer Netzwerke, dass die Zugehörigkeit positive und negative bzw. ambivalente Auswirkungen impliziert. Vorteile bzw. die Erfüllung bestimmter Bedürfnisse erscheinen verbunden mit der Reduktion der persönlichen Freiheit und einem gewissen Druck zur Konformität. In der Familie wird das Spannungsverhältnis noch dadurch verstärkt, dass sie Vertreter/innen unterschiedlicher Generationen auf mehr oder weniger schicksalhafte Weise (niemand kann sich seine Eltern oder Kinder aussuchen) zusammenbringt. Das Ringen um ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Beharren und Verändern, Kontinuität und Wandel findet hier einen Kristallisationspunkt.

Die Verknüpfung von Sozialkapital und intergenerationellen Beziehungen in Familien kann unter mikro- und makrogesellschaftlicher Perspektive beleuchtet werden (Winter 2000). Auf der mikrosozialen Ebene geht es um Sozialkapital innerhalb familialer Netzwerke und dessen Wichtigkeit für die einzelnen Familienmitglieder. Im Vordergrund stehen hier die Zusammenhänge von intrafamiliärem Sozialkapital und der kindlichen Entwicklung (Kap. 2.3.1.1) und die Bedeutung intrafamiliärer Netzwerke unter erwachsenen Familienmitgliedern unterschiedlicher Generationen (Kap. 2.3.1.2). Auf der makrogesellschaftlichen Ebene (Kap. 2.3.1.3) interessiert zum einen die Rolle der Familie bei der Bildung von brückenbildendem

Sozialkapital, welches jenseits familialer Grenzen soziale Beziehungen und Engagement im Rahmen der Zivilgesellschaft, Politik und Wirtschaft ermöglicht und Vertrauen in „Fremde“ fördert. Zum anderen stellt sich die Frage, inwiefern Familien bindendes Sozialkapital schaffen und damit den Aufbau generalisierten Vertrauens behindern und zur Produktion/Reproduktion sozialer Ungleichheit beitragen.

2.3.1.1 Sozialkapital durch Erziehung/Sozialisation

Familie als Erziehungs- und Sozialisationsinstanz stellt ein soziales Netzwerk dar, in dem minderjährige Kinder und Eltern (Grosseltern) interagieren. Intrafamiliales, intergenerationelles Sozialkapital im Rahmen der Erziehung/Sozialisation ist in seiner Form geprägt von intensiven, starken Beziehungen, eher nach innen orientiert und bindend. Bildung, Transfer und Wirkung dieses intrafamilialen Sozialkapitals können gut in Zusammenhang gebracht werden mit dem Konzept des Humanvermögens. Die in diesem Konzept betonte Soziabilität stellt eine Voraussetzung dar für die Bildung von Sozialkapital. Gleichzeitig setzt die Bildung von Humanvermögen unter anderem Sozialkapital in der Form sozialer Netzwerke und der darin eingelagerten Normen (Vertrauen/ Reziprozität) voraus. Mit anderen Worten: Die Vernetzung von Eltern und Kindern generiert Humanvermögen und -kapital, was wiederum Soziabilität gegenüber Nichtmitgliedern der Familie und damit generalisiertes Vertrauen schaffen kann.

Im Hinblick auf die Frage, inwiefern die Familie Sozialkapital generiert, sind die Begriffe Humanvermögen und Soziabilität von besonderem Interesse. So erscheint für eine Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Wert von Generationenbeziehungen der Begriff des Humankapitals in seiner ökonomischen Reduktion der Bildung und Erziehung auf die Produktivität der Erwerbskräfte zu eng gefasst. Diese ökonomistische Sichtweise wird mit dem Konzept des Humanvermögens explizit vermieden, schließt es doch neben dem ökonomischen Nutzen von Bildung und Erziehung auch deren nicht unmittelbar messbare Komponenten wie Soziabilität und Daseinskompetenzen mit ein. Das heisst: Es werden nicht nur die für die Volkswirtschaft wichtigen (Fach-)Kompetenzen der Erwerbskräfte, sondern auch die für die Gestaltung des Lebens und die soziale Kohäsion wichtigen Kompetenzen/Ressourcen betont.

Humanvermögen: Humanvermögen auf individueller Ebene umschreibt das Handlungspotential, welches Individuen dazu befähigt, sich in der komplexen, gesellschaftlichen Welt zu bewegen und das alltägliche Leben zu bewältigen. Kaufmann (2009: 97) zufolge bezeichnet „Humanvermögen“ „zum einen den Bestand an personenbezogenen Ressourcen wie Bildung, Berufs- und Lebenserfahrung, Motivationsstruktur, und zum andern deren Potenzialität, durch in der Regel rollenbezogenen Einsatz von Fähigkeiten, Nutzen für Dritte zu generieren.“ Dabei wird die Familie als zentraler Ort der Entstehung und Erhaltung von Humanvermögen angesehen. So schreibt Kaufmann weiter: „Nicht nur die Wirtschaftskraft, sondern auch die Lebendigkeit seiner politischen Institutionen und freien Assoziationen, und nicht zuletzt die Bereitschaft, neue Generationen aufzuziehen und mit dem kulturellen Erbe als Wissen und Ethos vertraut zu machen, hängen von der Quantität und Qualität der Humanvermögen der Eltern und sonstigen Bezugspersonen ab.“ (Kaufmann 2009: 112) Erst das

familial vermittelte Humanvermögen erlaubt demnach den Aufbau von Handlungsorientierungen und Werthaltungen in zwischenmenschlichen Beziehungen. Wesentlicher Bestandteil der Handlungskompetenzen bildet die Befähigung, verlässliche soziale Beziehungen einzugehen (Soziabilität). Humanvermögen umfasst Daseinskompetenz (Vitalvermögen) und Fachkompetenz (Arbeitsvermögen im weiten Sinne, Humankapital). Daseinskompetenz betrifft die Lebensführung als Ganzes, die Auseinandersetzung mit den gegebenen Lebensverhältnissen, die Erfüllung eigener Lebensvorstellungen. Fachkompetenz fokussiert auf die Befähigung zur Lösung qualifizierter gesellschaftlicher Aufgaben in einer arbeitsteiligen Gesellschaft. Ähnlich wie beim Begriff des Sozialkapitals ist in der sozialwissenschaftlichen Diskussion auch ein makrosoziales Verständnis erkennbar. Humanvermögen meint dann die Gesamtheit der Kompetenzen aller Gesellschaftsmitglieder (BMFSFJ 1995). Von daher vermag es kaum zu überraschen, dass analog zum Sozialkapitalkonzept sowohl der ökonomische als auch der nicht-ökonomische Nutzen thematisiert werden und individuelles Humanvermögen nicht a priori wohlfahrtsfördernd ist.

Soziabilität: Soziabilität meint aus soziologischer Perspektive die Fähigkeit zur Aufnahme und zum Erhalt sozialer Beziehungen (Nauck 2008). Aus entwicklungspsychologischer Perspektive wird darunter die Genese und Befriedigung des Bedürfnisses nach Gemeinschaft, Interesse und positive Affektivität gegenüber anderen verstanden (Rauh 2002). Beide Perspektiven können miteinander verbunden werden. Die Soziabilität des Kindes als Genese des Bedürfnisses nach und Interesse an Gemeinschaft wird im Rahmen des Erziehungs- und Sozialisationsprozesses (bei dem die Familie eine zentrale Stellung einnimmt) herausgebildet und dokumentiert sich bei heranwachsenden und erwachsenen Menschen als Fähigkeit, soziale Beziehungen einzugehen und zu erhalten.

Humankapital: Im Unterschied dazu bezeichnet Humankapital – ein Begriff, der inzwischen zu den Kernbegriffen der Ökonomie gehört – lediglich Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kenntnisse von Individuen, welche sich auf Produkt- und Arbeitsmärkten in ökonomisches Kapital (Umsatz, Einkommen) transformieren lassen. Die Zahl der Erwerbstätigen, ihre Qualifikation, Gesundheit und Motivation sind wichtige Bestimmungsfaktoren für die Grösse des Humankapitals einer Gesellschaft und damit auch für den gesellschaftlichen Fortschritt. Humankapital wird in erster Linie durch Bildung und Erfahrung aufgebaut. Als wichtiger Ertrag bzw. Nutzen des Humankapitals gilt der Lohn, den Erwerbstätige für ihre Arbeit erhalten (vgl. Kriesi 2003, Kaufmann 2005). Die Schlichtheit des Konzepts des Humankapitals korrespondiert mit relativ einfachen Operationalisierungsoptionen. So lässt sich das Humankapital von Individuen und Nationalstaaten z.B. anhand absolvierter Ausbildungsjahre oder Bildungszertifikaten bzw. Einschulungsquoten bestimmen.

Aus soziologischer Sicht ist das ökonomische Konzept des Humankapitals indes nicht unproblematisch. Zum einen suggeriert es, dass Humankapital ein erworbenes Merkmal ist bzw. in erster Linie die Bereitschaft anzeigt, sich Bildung und Qualifikationen anzueignen. Viele Studien, wie etwa die PISA-Studien, zeigen indes, dass auch im öffentlichen Ausbildungssystem Humankapital immer noch vererbt wird. Zum anderen weist das Konzept des „kulturellen Kapitals“ von Bourdieu darauf hin, dass bei der sozialen Statuszuweisung nicht nur Bildungsabschlüsse (Humankapital im engeren Sinne), sondern auch im familialen Kontext gelernte kulturelle Kompetenzen, z.B. Manieren, Distinktion, eine gewichtige Bedeutung haben.

Die Eltern als Quelle individuellen Human- und Sozialkapitals

In diesem Sinne betont auch Coleman (1988a, 1988b) die Wichtigkeit des intrafamilialen Sozialkapitals für die Erziehung der Kinder (vgl. auch Winter 2000). Ohne ein intaktes familiales Netzwerk wird seiner Meinung nach der Transfer von Humankapital von Eltern zu Kindern verunmöglicht: „If the human capital possessed by parents is not complemented by the social capital embodied in family relations, the human capital of the parents becomes irrelevant to the child's educational growth“ (Coleman 1988b: 384). Die zwei Schlüsselkomponenten des intrafamilialen Sozialkapitals sind familiäre Netzwerke und Normen (Vertrauen, Reziprozität), welche kooperatives Handeln in der Familie ermöglichen. Coleman (1988a) findet einen Zusammenhang zwischen Schulabbruch und diesen familialen Netzwerken. Wesentlich ist dabei das Verhältnis Eltern/Kinder (2 Elternteile-2 Kinder versus 1 Elternteil-5 Kinder, letzteres führt zu häufigerem Schulausschluss). Familiäre Normen, gemessen in der Häufigkeit der persönlichen Gespräche zwischen Eltern und Kindern, zeigen dagegen keinen Einfluss auf den Schulausschluss.

Furstenberg und Hughes (1995) untersuchen die Beziehung zwischen Sozialkapital und dem Erfolg von Kindern, deren Mütter bei ihrer Geburt minderjährig sind. Ihre Ergebnisse weisen darauf hin, dass ein günstiges soziales Netzwerk (besonders der familiäre Zusammenhalt, die Beziehung der Mutter zu ihrer eigenen Mutter, die Ambitionen/Zukunftswünsche der Mutter für ihr Kind) den Kindern hilft, die gesellschaftliche Benachteiligung zu überwinden (vgl. auch Winter 2000).

Amato (1998) untersucht mit Hilfe des Sozialkapitalkonzepts den väterlichen Einfluss auf das Leben der Kinder. Er kommt zum Schluss, dass sich väterliche Unterstützung positiv und Ehestreit/Konflikte zwischen den Eltern negativ auf die Lebenszufriedenheit und das Selbstwertgefühl der Kinder auswirken (vgl. auch Winter 2000). Vesely (2008) untersucht das Ausmaß, in welchem Sozialkapital innerhalb der Familie von einer auf die nächste Generation übertragen wird. Allerdings kommt er zum Schluss, dass es keine bzw. nur schwache Verbindungen gibt zwischen dem sozialen Vertrauen von 15-jährigen Jugendlichen und ihrem familiären Hintergrund (Schichtzugehörigkeit, sozio-ökonomischer Status der Eltern). Einfluss auf das soziale Vertrauen haben eher die Beziehungen zu Gleichaltrigengruppen und zu Lehrer/innen. Insgesamt bleiben die Ausprägungen des sozialen Vertrauens bei 15-Jährigen jedoch weitgehend ungeklärt und schwerlich auf bestimmte Faktoren rückführbar. Die Teilnahme an außerschulischen Aktivitäten – als weitere Dimension von Sozialkapital – erscheint dagegen klar beeinflusst zum einen vom kulturellen Hintergrund der Eltern, ihrem Humankapital und finanziellem Kapital und zum anderen von der Art der Schule, die besucht wird. So erscheinen die sozialen Netzwerke von 15-Jährigen weitgehend sozial geschichtet.

Inkonsistenzen im Diskurs über die Rolle der Eltern bei der Erzeugung von Sozialkapital

Die angeführten Untersuchungen dienen als Beispiele der unterschiedlichen und teilweise widersprüchlichen Möglichkeiten der gemeinsamen Konzeptualisierung und Messung des Beitrags der Familie zur Sozialkapitalgenese. Winter (2000) weist darauf hin, dass intrafamiliales Sozialkapital in Forschungen häufig fehlerhaft konzeptualisiert wird bzw. inadäquate Indikatoren für dessen Messung verwendet werden. So sagt die Häufigkeit der persönlichen

Gespräche zwischen Eltern und Kindern – wie Coleman sie zur Messung der familialen Normen (Vertrauen/Reziprozität) verwendet – als rein quantitativer Faktor (noch) nichts darüber aus, inwiefern diese Gespräche und das familiäre Netzwerk von Vertrauen, Reziprozität und Kooperation geprägt sind (qualitativer Aspekt) und folglich Sozialkapital generieren. Ein weiterer Kritikpunkt besteht darin, dass oft auf die Wirkungen des intrafamilialen Sozialkapitals für die Kinder fokussiert wird, ohne das Sozialkapital selbst differenziert zu konzeptualisieren und zu messen. Zudem ist denkbar, dass auch der Umgang mit Kindern zur Soziabilität der Eltern beiträgt. Und nicht zuletzt wird Sozialkapital als soziologisches Konzept immer wieder und fälschlicherweise psychologisiert, d.h. verengt auf eine Perspektive, die Mutter-Kind- bzw. Vater-Kind-Beziehungen auf ihre psychologischen Einflüsse auf die kindliche Entwicklung untersucht. Das Konzept des Sozialkapitals umfasst jedoch das familiäre Netzwerk als Ganzes und fokussiert sowohl auf die Ausdehnung und Intensität dieses Netzwerkes als auch auf das Ausmass, in welchem Normen der Reziprozität, des gegenseitigen Vertrauens und der Kooperationsbereitschaft gemeinschaftliches Handeln ermöglichen. Aufgrund der angeführten Kritikpunkte liefern die bis jetzt vorhandenen Untersuchungsergebnisse ein unklares und teilweise widersprüchliches Bild der Bedeutung des Sozialkapitals innerhalb der Familie.

Vorläufiges Fazit und weiterführende Annahmen/Fragen:

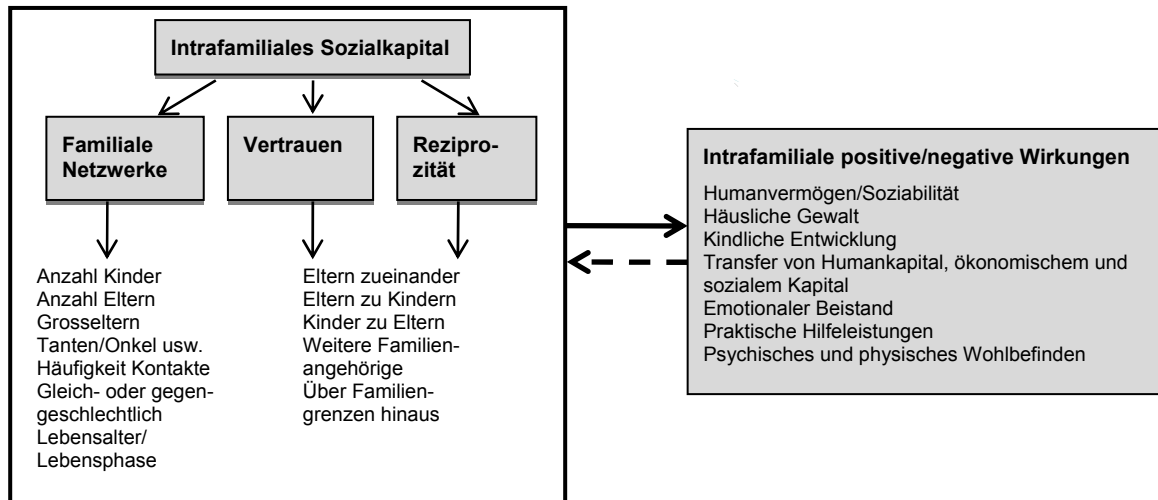
- Der bisherige Forschungsstand erlaubt (noch) keine klare Abschätzung des nicht-ökonomischen, gesellschaftlichen Werts intrafamilialen/intergenerationellen Sozialkapitals. Das rührt vor allem daher, dass die von Familien verfügbar gemachten Ressourcen, Fähigkeiten und Vertrauen nicht per se zur sozialen Wohlfahrt beitragen. Von daher ist es eminent wichtig, dass den Kindern nicht der Eindruck vermittelt wird, das Wohl der Familie sei grundsätzlich wichtiger als das Wohl der Gesellschaft.
- Diese Diagnose trifft auch für das durch familiäre Netzwerke erzeugte Humanvermögen zu. So kann auch individuelles Humanvermögen ausschliesslich dafür eingesetzt werden, um die individuelle Wohlfahrt auf Kosten der sozialen zu fördern. Entsprechend leistet das Humanvermögen nur dann einen entscheidenden Beitrag zur sozialen Wohlfahrt, wenn *alle* Familien ähnlich fähig und bereit sind, ihren Kindern Kompetenzen zu vermitteln, die über die familialen Grenzen hinaus sozialen Zusammenhalt und Wohlfahrt fördern.
- Es ist nicht zu übersehen, dass die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Sozialkapitalforschung vergleichsweise wenig Beachtung finden. Immerhin verweist die Forschung darauf, dass Frauen mehr (unbezahlte) intergenerationelle Beziehungsarbeit und einen Grossteil der (unbezahlten) intergenerationellen Vermittlung von Humanvermögen leisten (vgl. auch Baumgartner 2008).
- Wesentliche Schlüsselkomponenten des intrafamilialen/intergenerationellen Sozialkapitals sind familiäre Netzwerke und die darin erzeugten Normen des gegenseitigen Vertrauens und der Reziprozität. Diese Netzwerke und Normen manifestieren sich unter anderem in einer solidarischen Tauschlogik, wonach die monetären Transfers in der Regel von den Eltern zu den Kindern und die Hilfeleistungen in der umgekehrten Richtung flies-

sen. Dabei gilt indes zu beachten, dass der Wohlfahrtsstaat nicht – wie viele Neoliberale behaupten – zur Erosion dieser Solidarbeziehung beiträgt.

- Die beiden Schlüsselkomponenten „familiäre Netzwerke“ und „in den Netzwerken erzeugte Normen (Vertrauen und Reziprozität)“ müssen allerdings klar voneinander unterschieden und getrennt untersucht werden mit dafür geeigneten Indikatoren.
 - a) Input: Charakteristika des Netzwerks: Grösse (wie viele Kinder, Eltern, Kontakte zu Grosseltern usw.) und Dichte: physische Präsenz der Eltern, Grosseltern; Häufigkeit der Kontakte, gemeinsamen Aktivitäten usw.
 - b) Output: Vertrauen/Reziprozität: Standardindikator für Vertrauen ist „generalisiertes Vertrauen“, gemessen an der Frage, ob allen Mitmenschen vertraut wird (World Values Survey) oder bürgerliche Tugenden. Im Vergleich dazu lässt sich die Reziprozität schwerlich messen, da sie sich häufig erst nach langen Zeiträumen bemerkbar macht, z.B. dann, wenn die Eltern pflegebedürftig werden. Einen vielversprechenden Ansatz bieten Daten aus Surveys wie etwa SHARE, die Auskunft über das Ausmass der intergenerationalen Hilfeleistungen geben.
- Innerhalb von Familien besteht eine starke Wechselwirkung zwischen intragenerationellem und intergenerationellem Sozialkapital (z.B. Vertrauen/Misstrauen zwischen den Eltern wirkt sich aus auf das Vertrauen/Misstrauen zu den Kindern, bzw. deren Vertrauen/Misstrauen zu den Eltern); innerhalb der Familie kann also intergenerationelles Sozialkapital nicht unabhängig von intragenerationellem Sozialkapital untersucht werden.
- Die Unterscheidung nach Lin (2001a/b, siehe Kap. 2.2.1) in einen expressiven und einen instrumentellen Aspekt von Sozialkapital erscheint besonders hilfreich. Familien wirken zum einen auf der expressiven Ebene: Die Familie gibt emotionalen Rückhalt in Krisensituationen, vermittelt Geborgenheit, fördert den Selbstwert. Zum andern bieten intergenerationelle Beziehungen instrumentelle Hilfen wie etwa ökonomisches oder kulturelles Kapital, auf welches Kinder zur Unterstützung und Bewältigung von Entwicklungsaufgaben und konkreten Alltagsproblemen zurückgreifen können.
- Obwohl die Familie im Idealfall Humanvermögen schafft, ist vor einer Idealisierung zu warnen. Insbesondere Familien, die strukturell benachteiligt sind und/oder selbst nicht über ausreichend Vitalkompetenzen und Humankapital verfügen, sind häufig nicht in der Lage, ihren Kindern das notwendige Humanvermögen zu vermitteln. Von daher ist es unabdingbar, die Familie als mehr oder weniger gut strukturell eingebettetes Netzwerk zu begreifen. So ist beispielsweise damit zu rechnen, dass sich eine strukturelle Benachteiligung in geringem generellem Vertrauen, aber auch häuslicher Gewalt äussern kann. Vice versa dürfte häusliche Gewalt die Bildung von Soziabilität bei Kindern behindern.
- Wechselwirkungen zwischen Erziehungsstilen (demokratisch, autoritär, laissez-faire) und Formen/Ausmass an intrafamilialem Sozialkapital sind anzunehmen: So spricht z.B. die Autoritarismus-Forschung dafür, dass eine strikt autoritäre Erziehung keine besonders gute Grundlage für die Genese von brückenbildendem und horizontalem Sozialkapital bildet.

Abbildung 5 fasst die Dimensionen und die möglichen positiven und negativen Wirkungen intrafamiliär erzeugten Sozialkapitals für die Familienmitglieder zusammen.

Abbildung 5: Dimensionen und Wirkungen von intrafamiliärem Sozialkapital in der Familie



2.3.1.2 Sozialkapital durch Kontakte zwischen erwachsenen Familienmitgliedern

Auch intergenerationelles, intrafamiliäres Sozialkapital unter erwachsenen Familienmitgliedern ist in seiner Form tendenziell eher geprägt von intensiven, stärkeren Beziehungen, nach innen orientiert und bindend. In Anlehnung an Georg Simmels Metapher von der „Kreuzung sozialer Kreise“ (1908) ist zu vermuten, dass die Beziehungen mit dem Älter- bzw. Erwachsenwerden der Kinder in ihrer Intensität, Nach-innen-Orientiertheit und Bindung nachlassen und durch extrafamiliäre Beziehungen substituiert und/oder ergänzt werden. Eine wechselseitige, dauerhafte Verpflichtung bleibt jedoch mehr oder weniger stark bestehen. Sie findet ihren Niederschlag auch in verschiedenen gesetzlichen Grundlagen (z.B. Unterstützungspflicht der Eltern gegenüber ihren Kindern sowie zwischen Verwandten in einer finanziellen Notlage).

Intergenerationelle Beziehungen zwischen erwachsenen Familienmitgliedern können – wie im Erziehungs- und Sozialisationskontext auch – nicht losgelöst von intragenerationellen, intrafamiliären Beziehungen betrachtet werden. Wechselwirkungen sind vorhanden, wenn auch – aufgrund nachlassender Abhängigkeitsverhältnisse zwischen erwachsenen Kindern und ihren Eltern – nicht im gleichen Ausmass wie im Erziehungs- und Sozialisationskontext. Wirkungen der intergenerationellen Beziehungen zwischen erwachsenen Familienmitgliedern ergeben sich nicht nur für die erwachsenen Familienmitglieder selbst, sondern (indirekt) auch für die noch minderjährigen Kinder (als dritte beteiligte Generation) der Familie, wie die im vorherigen Kapitel vorgestellte Untersuchung von Furstenberg und Hughes (1995) verdeutlicht (der Schulerfolg der Kinder ist unter anderem abhängig von der Beziehung der Mutter zu ihrer eigenen Mutter).

Die Pilotstudie von Nauck und Suckow (2003) stellt ein gutes Beispiel dar, wie intrafamiliäre Generationenbeziehungen in Bezug auf ihre Netzwerkstruktur und Qualität untersucht wer-

den können unter Einbezug institutioneller, gesellschaftlicher Rahmenbedingungen. Nauck und Suckow vergleichen die Generationenbeziehungen zwischen jungen (erwachsenen) Müttern und Grossmüttern (deren Mütter) in sieben verschiedenen Ländern (Japan, Korea, China, Indonesien, Israel, Deutschland, Türkei). Die Netzwerkmitglieder der ego-zentrierten Netzwerke beider Generationen werden eruiert, indem für eine vorgegebene Liste von Aktivitäten jeweils gefragt wird, mit welcher Person sie ausgeführt werden. Die genannten Personen werden beschrieben nach Geschlecht und der verwandtschaftlichen Beziehung. Die abgefragten Aktivitäten sind unterteilt in instrumentelle (z.B. Hilfe im Alltag geben/ empfangen, Erziehungsprobleme besprechen) und expressive (z.B. Freizeit gemeinsam verbringen, persönlich wichtige Dinge besprechen). Die Qualität der Beziehungen wird mit Hilfe zweier Skalen beurteilt. Auf der Skala „emotionaler Austausch“ wird die emotionale Nähe und Empathie für die eigene Tochter bzw. Mutter erfasst. Es wird danach gefragt, in welchem Ausmass in der Beziehung Verständnis, Vertrauen, Gerechtigkeit, Respekt und Zuneigung erhalten und gegeben werden. Auf der Skala „Beziehungsqualität“ wird die Beziehung von Müttern und Grossmüttern hinsichtlich ihrer Harmonie, Nähe, Wärme und Zufriedenheit eingeschätzt. Die untersuchten Länder können hinsichtlich ihrer institutionellen Regelungen der Verwandtschaftsbeziehungen in zwei unterschiedliche Systeme eingeteilt werden. In affinalverwandtschaftlichen Regimes (Deutschland, Israel) existiert eine starke Trennung zwischen Gatten- und Herkunftsfamilie, die Solidarität gegenüber dem Ehegatten wird höher bewertet als gegenüber der Herkunftsfamilie, legitimierte, selbstständige Partnerwahl und „romantische Liebe“ sind vorherrschend. Die Erbschaftsregeln begünstigen zunächst den hinterbliebenen Ehegatten. Deszendenzverwandtschaftliche Regimes (Japan, China, Indonesien, Türkei, Korea) basieren demgegenüber primär auf intergenerationeller Solidarität in der Abstammungsgemeinschaft, hoher Einflussnahme der Eltern bei der Wahl der Ehepartner/innen und stärkerer Begünstigung der Kinder (meist der Söhne) in Erbschaftsregelungen. Die deszendenzverwandtschaftlichen Regimes unterscheiden sich wiederum erheblich im Urbanisierungsgrad und dem Ausbildungsniveau der Frauen. Wichtige Ergebnisse der Studie:

- Zusammensetzung der Netzwerke: In keiner Gesellschaft nennen die Grossmütter alle ihre Kinder als Teil ihres individuellen Netzwerkes. In allen Gesellschaften spielen gleichgeschlechtliche intergenerationelle Beziehungen eine herausragende Bedeutung in den sozialen Netzwerken von Müttern und Grossmüttern.
- Die institutionellen Regelungen üben einen nachhaltigen Einfluss aus auf die Ausgestaltung der intergenerationellen Beziehungen zwischen jungen Müttern und Grossmüttern. In affinalverwandtschaftlichen Systemen haben die intergenerativen Beziehungen deutlich weniger Gewicht im Lebensverlauf.
- Reziprozität der instrumentellen Hilfeleistungen: In affinalverwandtschaftlichen Systemen sind instrumentelle intergenerationelle Erwartungen geringer ausgeprägt als in deszendenzverwandtschaftlichen Systemen. In beiden Regimearten profitiert die jüngere Generation von den Hilfeleistungen tendenziell mehr als die ältere. Erstaunlich für deszendenzverwandtschaftliche Systeme: Erwartung und tatsächliche Hilfeleistungen werden auch nach der Einheirat der Töchter in die andere Familie nicht unterbrochen. In der Wahrnehmung der gegenseitigen Hilfeleistungen stimmen Grossmütter und Mütter in allen Ländern weitgehend überein.

- Bilanz des emotionalen Austauschs: in allen Ländern ausser China fällt die Bilanz zugunsten der jüngeren Generation aus. Diese erhält also mehr emotionale Unterstützung als sie gibt. In fast allen Gesellschaften nehmen sich die Grossmütter als vornehmlich gebend wahr (mit Unterschieden zwischen den Ländern), die Mütter jedoch nur vereinzelt als empfangend.
- Perzipierte Qualität der Generationenbeziehungen: Trotz Unterschieden in der Bilanz der Hilfeleistungen und des emotionalen Austausches bestehen bei der Wahrnehmung der Qualität der Generationenbeziehungen zwischen den Grossmüttern und Müttern kaum signifikante Unterschiede. Die Grossmütter zeigen sich in allen Ländern zufriedener mit der Qualität als die Mütter. Weder Ausmass instrumenteller Hilfeleistungen, noch wer Gebende und wer Empfangende von sozial-emotionaler Unterstützung ist, hat Einfluss auf die perzipierte Qualität der Generationenbeziehungen. Entscheidend sind vielmehr (aus beiderlei Perspektive) das Ausmass an gemeinsamen expressiven Tätigkeiten und das Ausmass des emotionalen Austausches (unabhängig davon, wer am meisten vom Austausch profitiert). Je höher diese beiden Faktoren wiegen, desto höher wird die Qualität der Generationenbeziehungen bewertet. Dies verweist auf einen kulturunspezifischen Mechanismus für die Qualität der Generationenbeziehungen. Nach den beiden genannten Faktoren spielt der jeweilige sozio-kulturelle Kontext eine entscheidende Rolle: In den affinalverwandtschaftlichen Regimen fällt die Beziehungsqualität zwischen jungen Müttern und Grossmüttern aus beiderlei Perspektive am geringsten aus.

Familiale Hilfe-, Pflege- und andere Unterstützungsleistungen gegenüber alten/kranken Familienangehörigen können folglich als Nutzung von Sozialkapital angesehen werden und sollten deswegen bei der Analyse der intergenerationellen Beziehungen innerhalb der Familie Berücksichtigung finden. Nach Baykara-Krumme (2007) werden intergenerationelle Unterstützungsleistungen selbst durch Migrationsprozesse nicht unterbunden, sondern lediglich infolge der grösseren räumlichen Distanz vermindert oder modifiziert. So zeigen Analysen transnationaler Migrationsnetzwerke, dass Hilfe- und Pflegeleistungen häufig durch finanzielle Transfers ersetzt werden. Die Hilfe- und Pflegeaktivitäten können jedoch nicht losgelöst vom jeweiligen gesellschaftlichen Sozial- und Gesundheitssystem analysiert werden. So ist anzunehmen, dass eine gesetzliche Vorschrift, seine Familienangehörigen zu unterstützen, die Pflegeaktivitäten eher fördert, eine staatliche Pflegeversicherung oder andere sozialstaatliche Unterstützungsleistungen dagegen die Pflegebereitschaft eher einschränken (vgl. Brandt und Szydlik 2008, Haberkern und Szydlik 2008). Im Gegensatz zur positiven Wirkung starker sozialer Sicherung auf intergenerationelle Beziehungen im Allgemeinen scheint im Bereich der Pflege die Crowding-Out-Hypothese also unterstützt zu werden. Im Folgenden sind stichwortartig wesentliche Ergebnisse zu intra- und intergenerationellen Unterstützungs- und Pflegeleistungen in Familien für die Schweiz aufgeführt. In der Schweiz ist eine Unterstützungspflicht von Verwandten nur in Extremfällen gegeben, die im Folgenden angeführten Leistungen werden von den Familienmitgliedern also freiwillig erbracht (vgl. Höpflinger und Hugentobler 2005, Arpagaus und Höglinger 2006):

- 60% der pflegebedürftigen Personen in der Schweiz werden von Angehörigen zu Hause gepflegt.
- Die professionelle ambulante Betreuung pflegebedürftiger Menschen nimmt mit deren Alter zu, bleibt jedoch gegenüber der familialen Unterstützung immer zweitrangig.

- 40% der Pflegebedürftigen wohnen in stationären Einrichtungen. Die Schweiz weist im internationalen Vergleich einen relativ hohen Anteil älterer Menschen in Heimen auf.
- Die Schweiz verfügt international über ein gut ausgebautes Sozial- und Gesundheitssystem und ein Familienmodell mit vergleichsweise lockeren intergenerationellen familialen Beziehungen. Es gibt grosse kantonale Unterschiede.
- Für 1999 wird der Wert der Betreuung pflegebedürftiger Angehöriger durch Familienmitglieder auf 1.12 Milliarden SFr. bzw. auf 0.3% des BIP geschätzt.
- Genaue Zahlen über Ausmass und Entwicklung der Angehörigenpflege in der Betagtenpflege sind für die Schweiz nicht vorhanden.
- Die pflegebedürftige Person ist in 65% der Fälle der Partner bzw. die Partnerin, in 23% der Fälle das eigene Kind, in 7% der Fälle handelt es sich um die Eltern/Schwiegereltern und in 5% der Fälle um sonstige Verwandte.
- Der grösste Teil der informellen Unterstützungsleistungen entfällt auf die Erledigung von Einkäufen, Haushaltsarbeiten und die Zubereitung von Mahlzeiten.
- Der grösste Teil der Pflege/Unterstützung wird von Frauen erbracht, sowohl gegenüber dem Partner, als auch gegenüber Kindern, Eltern, Schwiegereltern.

Die skizzierten Ergebnisse verdeutlichen zwei Sachverhalte. Erstens wird der weitaus grössere Teil der Unterstützung pflegebedürftiger Menschen innerhalb der Familie von *weiblichen* Familienangehörigen erbracht und nicht durch professionelle Organisationen. Diese Leistungen werden in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen. Zweitens wird nur rund ein Drittel der erbrachten Unterstützungsleistungen im Rahmen intergenerationaler Beziehungen erbracht. Zwei Drittel entfallen auf intragenerationelle, intrafamiliale Beziehungen.

2.3.1.3 Gesamtbeitrag des familialen Sozialkapitals zur Wohlfahrtsproduktion

Bevor der mögliche Gesamtbeitrag des intrafamilialen Sozialkapitals zur Wohlfahrtsproduktion erörtert wird – unter Einbezug der in den vorherigen Kapiteln beschriebenen Wirkungen und Zusammenhänge auf mikrosozialer Ebene – werden im Folgenden verschiedenen Untersuchungen angeführt, welche Bedingungen, Einflüsse und Wirkungen des intrafamilialen Sozialkapitals auf makrogesellschaftlicher Ebene analysieren.

Putnam (1995) untersucht die Zusammenhänge zwischen bestimmten familiären Umständen/Kontextbedingungen und der intrafamilialen Erzeugung von brückenbildendem Sozialkapital, welches Engagement jenseits familialer Grenzen beinhaltet und zur Entstehung robuster Normen des Vertrauens und der Reziprozität ausserhalb der Familie beiträgt (vgl. auch Winter 2000). Als wesentlich für das brückenbildende, intrafamilial erzeugte Sozialkapital erscheint ein hoher Bildungsstand, finanzieller Wohlstand, erfolgreiche Ehe (sowohl diejenigen, die nicht heiraten, als auch die Geschiedenen vertrauen ihren Mitmenschen weniger und engagieren sich weniger in Gruppen) und das Vorhandensein von Kindern (Familien mit Kindern vertrauen mehr und zeigen grösseres ziviles Engagement). Einige andere Studien bestätigen diese Ergebnisse (Winter 2000). Winter hält fest, dass es bis jetzt nur wenige Untersuchungen gibt, welche auf den Zusammenhang zwischen bestimmten familialen Umständen und intrafamilial erzeugtem, brückenbildendem Sozialkapital bzw. zivilgesellschaftlichem Engagement von Familienmitgliedern fokussieren. Dementsprechend bleiben

viele beeinflussende Faktoren unklar, wie zum Beispiel die zunehmende Berufstätigkeit von Müttern (vgl. Schulz und Häfliger Musgrove 2007) oder auch der Erziehungsstil der Eltern. Unklar bleibt aber vor allem auch die Frage, unter welchen gesellschaftlichen Umständen familiäre Netzwerke eher brückenbildendes oder bindendes Sozialkapital bilden.

In verschiedenen Forschungen konnten Faktoren isoliert werden, welche – sozusagen zwischen Familie und Gesellschaft liegend – Einfluss ausüben auf die Höhe des Sozialkapitals einer Gesellschaft und damit auch auf die Höhe des intrafamiliären Sozialkapitals (gemessen in der Mitgliedschaft in Gruppen/Vereinen und dem generalisierten Vertrauen) (Winter 2000):

- Die örtliche Lage (urban, suburban, ländlich): Nach Putnam (1995) ist das soziale Vertrauen in den 12 grössten US-amerikanischen Städten um 10% tiefer als in anderen US-amerikanischen Städten und Gebieten. Australische Forscher/innen kommen demgegenüber zum Schluss, dass in ländlichen Gebieten das Vertrauen in Nachbarn, Bekannte, Zugehörige zur ländlichen Gemeinschaft grösser ist als in städtischen Gebieten, es sich mit dem generalisierten Vertrauen in „die meisten Menschen“ jedoch umgekehrt verhält. Schilling und Wahl (2002) weisen nach, dass ältere Menschen, die in ländlichen Regionen wohnen, nicht zuletzt deshalb zufriedener sind als jene in urbanen Regionen, weil sie über mehr und engere Verwandtschaftsbeziehungen verfügen.
- Ethnische Homogenität: Der soziale nachbarschaftliche Zusammenhalt ist in ethnisch homogenen Gebieten grösser als in heterogenen.
- Kriminalitätsraten: Höhere Kriminalitätsraten gehen einher mit geringerem Sozialkapital der betreffenden Gemeinschaft/Gesellschaft.
- Einkommensungleichheit: Je höher die Einkommensungleichheit in einem Land, desto tiefer ist das Sozialkapital.
- Ausgestaltung der lokalen Dienstleistungen: Nach Coleman (1988a) gibt es in bestimmten Gemeinden mit katholischer High-School weniger Schulausschlüsse als in benachbarten Bezirken mit öffentlichen Schulen bzw. anderen privaten Schulen. Coleman führt diesen Umstand zurück auf die religiöse Gemeinschaft, welche rund um die katholischen Schulen entsteht und die Ausgestaltung von Sozialkapital beeinflusst.

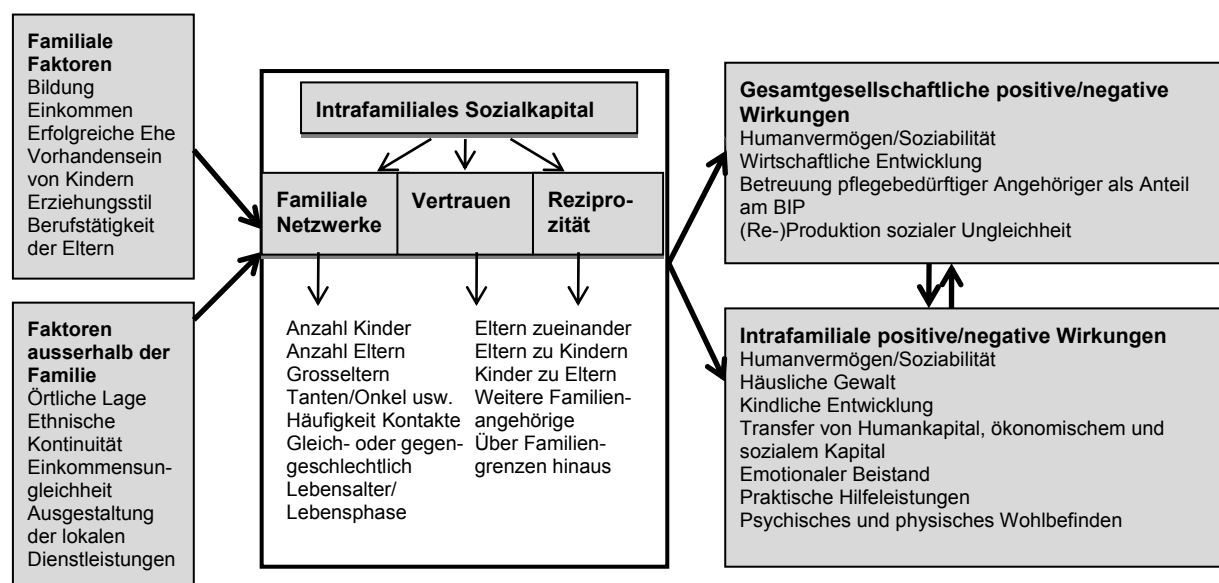
Mehrere Forschungen kommen zum Schluss, dass die Transfers von kulturellem, ökonomischen und sozialem Kapital als Ausdruck familiärer Solidarität mit dem (gesellschaftlichen) Anspruch auf individuelle Chancengleichheit kollidieren und die soziale Ungleichheit reproduzieren (vgl. Bourdieu 1983, Beckert 2004, Nollert 2008).

Fukuyama (1995) untersucht den Zusammenhang zwischen Familismus (familism) und wirtschaftlicher Entwicklung aus einer international vergleichenden Perspektive. Familismus bedeutet, dass familiäre Bindungen in einer Gesellschaft über alle anderen Formen sozialer Bindungen dominieren und sich Soziabilität und Vertrauen hauptsächlich auf Familien- und Verwandtschaftsverbände beschränkt. Fukuyama unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen traditioneller und spontaner Soziabilität. Familismus ist mit traditioneller Soziabilität verbunden (Loyalität zur „alten“, traditionellen Familiengruppe). Spontane Soziabilität meint dagegen die Fähigkeit, sich in neuen Gruppen zusammenzuschliessen, zusammenzuhalten und in innovativen organisatorischen Situationen erfolgreich zu handeln (wozu auch generalisiertes Vertrauen notwendig ist). Der Grad der spontanen Soziabilität (und damit umge-

kehrt auch der Grad des Familismus) in einer Gesellschaft lässt Schlüsse zu auf deren wirtschaftliche Leistungsfähigkeit. Kulturen bzw. Gesellschaften, in denen ein hoher Grad an Familismus besteht, tun sich schwer darin, grosse, auch international leistungsstarke, wirtschaftliche Unternehmen zu gründen bzw. Familienunternehmen in professionelle Unternehmen zu überführen. Familismus kann als bindendes Sozialkapital angesehen werden, während spontane Soziabilität brückenbildendes Sozialkapital darstellt. In Ländern mit ausgeprägtem Familismus (China, Südkorea, Italien bzw. vor allem Süditalien, Frankreich) stellt die Familie einen Puffer dar gegenüber einer eher als feindlich und unberechenbar erlebten Umwelt. Das Pflichtgefühl gegenüber Autoritäten ausserhalb der Familie ist eher niedrig, Nationalgefühl und Staatsbürgerschaft sind gegenüber der Familienzugehörigkeit sekundär. Als Folge des schwach ausgeprägten Vertrauens ausserhalb der Familie existieren nur wenig intermediäre Organisationen zwischen Individuum und Staat. Der Privatsektor wird von relativ vielen kleinen Familienunternehmen beherrscht (die einem grossen Wettbewerb unterliegen), während Grossunternehmen von staatlicher Unterstützung abhängig sind. Die Ursache für den Mangel an spontaner Soziabilität erklärt Fukuyama historisch (vgl. auch Blunden 2004). Ein früherer zentralistischer und willkürlicher Staat drängte intermediäre Organisationen in die Bedeutungslosigkeit und übernahm die Kontrolle über das gesellschaftliche Leben. Deutschland und Japan sieht Fukuyama als Staaten mit zahlreichen, starken, familienunabhängigen Vereinigungen und dementsprechend einem hohen Grad an spontaner Soziabilität bzw. brückenbildendem Sozialkapital.

Im Folgenden sind die erörterten beeinflussenden Faktoren, die Dimensionen und möglichen positiven und negativen Wirkungen von intrafamiliärem Sozialkapital auf mikro- und makrosozialer Ebene graphisch dargestellt.

Abbildung 6: Folgen und Wirkungen von intrafamiliärem Sozialkapital



Die Beurteilung des möglichen Gesamtbeitrags des intrafamilialen, intergenerationellen Sozialkapitals zur gesellschaftlichen Wohlfahrtsproduktion muss folgende Punkte/Fragen berücksichtigen:

- Wie wirken sich die mikrosozialen Generationenbeziehungen auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene aus?
- Wie können die mikrosozialen Wirkungen „hochgerechnet werden“ auf die gesamtgesellschaftliche Ebene? (zum Beispiel kann sich individuelles Wohlbefinden auf die individuelle Gesundheit und Leistungsfähigkeit auswirken, was wiederum gesellschaftliche Kosten reduziert bzw. zur gesellschaftlichen Produktivität beiträgt).
- Wirken sich qualitativ gute intrafamiliale Generationenbeziehungen (wie Nauck und Suckow sie beschreiben) sowohl auf der individuellen als auch auf der makrogesellschaftlichen Ebene positiv aus?
- Eine geringe Ausprägung an intergenerationellen, intrafamilialen Netzwerken ist nicht gleichbedeutend mit mangelndem sozialem Rückhalt. Es ist möglich, dass dieser emotionale Rückhalt durch andere soziale Netzwerke kompensiert wird (vgl. BMFSFJ 2002a, Böhnke 2005: der gesellschaftliche Wandel führt zur Veränderung der Bedeutung sozialer Beziehungen, zum Beispiel werden soziale Kontakte zu Freund/innen wichtiger).
- Ausser Frage steht die Rolle der Familie als Erziehungs- und Sozialisationsinstanz und damit bei der Vermittlung von Humanvermögen, gleichzeitig jedoch auch bei der Zerstörung von Humanvermögen (z.B. durch häusliche Gewalt, Wohlstandsverwahrlosung der Kinder usw.). Wie können hier gesamtgesellschaftliche Kosten-Nutzen gegeneinander abgewogen bzw. hochgerechnet werden?
- Ausser Frage steht die wesentliche Rolle der Familie bei der Betreuung pflegebedürftiger Familienangehöriger (wobei hier der weitaus grössere Teil innerhalb intragenerationeller Beziehungen erbracht wird).
- Intergenerationelle Beziehungsarbeit ist ganz klar unterschiedlich verteilt auf die Geschlechter. So leisten Frauen den weitaus grösseren Anteil an die intrafamiliale Humanvermögensvermittlung und auch an Unterstützungsleistungen für pflegebedürftige Angehörige.

2.3.2 Intergenerationelles Sozialkapital ausserhalb der Familie

Kontakte zwischen Vertreter/innen unterschiedlicher Generationen finden, so suggeriert zumindest die Forschungsagenda, zum grössten Teil innerhalb familialer Netzwerke statt (vgl. auch Filipp und Mayer 1999). Begegnen sich die Generationen ausserhalb des Familienverbands, handle es sich entweder um Gelegenheitskontakte von kurzer Dauer oder um Beziehungen, welche professionell-organisationell bzw. im Rahmen freiwilliger Assoziationen gestaltet sind (Perrig-Chiello, Höpflinger und Suter 2008: 273-281). Intergenerationelles, extrafamiliales Sozialkapital wird also hauptsächlich in formalen Organisationen der Arbeitswelt, der Ausbildung (Lehrer/innen und Schüler/innen) und in freiwilligen Assoziationen (Verbänden, Vereinen) gebildet und gepflegt, soweit diese altersheterogen strukturiert sind. Insge-

samt gesehen hat dieses extrafamiliäre Sozialkapital in der Forschung lange nicht den gleichen Stellenwert wie das intrafamiliäre Sozialkapital. Als der dominante Ort der Begegnungen und Gestaltung von Generationenbeziehungen wird nach wie vor die Familie angesehen.

Dafür verantwortlich ist zweifellos der populäre genealogische Generationenbegriff (siehe Kap. 2.1), der die Bestimmung der „Generationen“ innerhalb des Familienverbundes favorisiert. Auch wenn die Grenzen zwischen den familialen Generationen mit der zunehmenden Auflösung der Kernfamilie verwischen, können doch aus einer bestimmten Perspektive heraus eindeutige Rollen zugewiesen werden (Tochter, Sohn, Mutter, Vater, Grosseltern), die wiederum die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Generation definieren (auch wenn die Generationenzugehörigkeit je nach Perspektive und im Lebensverlauf wechselt). Altersheterogene Kontakte ausserhalb der Familie lassen sich dagegen nicht so ohne weiteres als Kontakte von Vertreter/innen unterschiedlicher (gesellschaftlicher) Generationen klassifizieren (siehe Kap. 2.1). Es handelt sich dabei eher um die Zugehörigkeit zu einer Kohorte bzw. zu einer Altersgruppe (jung-alt) denn zu einer bestimmten Generation. Damit wird vor allem das Alter zum Bestimmungsfaktor intergenerationellen Sozialkapitals ausserhalb der Familie und nicht so sehr die damit verbundene Rolle. Generationenbeziehungen ausserhalb der Familie erscheinen also auf den ersten Blick unbestimmbarer und vielfältiger in ihren Ausgestaltungen. Im Folgenden verweisen wir auf einige Lebensbereiche, in denen jenseits der Familie intergenerationelle Beziehungen geknüpft und gepflegt werden. Im Vordergrund steht dabei die Erwerbsarbeit.

2.3.2.1 Sozialkapital im Erwerbsleben

Die Ausgestaltung intergenerationeller Beziehungen im Erwerbsleben findet immer vor dem Hintergrund spezifischer institutionell-organisationaler Rahmenbedingungen statt und ist ausgerichtet auf ein bestimmtes Unternehmensziel. Unternehmenspolitik und -kultur spielen dabei eine grosse Rolle. Der Umgang mit Altersdifferenzen zwischen den Mitarbeitenden wird dabei kaum losgelöst vom Umgang mit anderen Differenzen (Geschlecht, Ethnie usw.) angegangen, was sich auch in dem personalpolitischen Ausdruck des „diversity management“ niederschlägt (Perrig-Chiello, Höpflinger und Suter 2008: 321). Die demografische Alterung der Gesellschaft wird sich in den kommenden Jahren auch auf die Altersgruppenzusammensetzung in den Unternehmen auswirken. Der Anteil jüngerer Erwerbstätiger (zwischen 15-29 Jahren) wird zurückgehen, während der Anteil der Gruppe der 30-49-Jährigen und noch stärker derjenige der über 50-Jährigen zunehmen wird. Personalpolitik muss sich unter diesem Gesichtspunkt in Zukunft vermehrt ausrichten auf Erhalt und Weiterbildung von Arbeitskraft und Wissen der älteren Mitarbeitenden und nicht mehr hauptsächlich auf Rekrutierung und Schulung neuer, junger Erwerbskräfte (Seitz 2004).

Generationenbeziehungen in der Arbeitswelt sind – zumindest unterschwellig – von Konkurrenz geprägt, zum einen um Arbeitsplätze und zum anderen um Aufstiegsmöglichkeiten in Betrieben. Offen zu Tage tritt diese Konkurrenz zum Beispiel im Falle von oft nicht ganz freiwillig verfüigten Frühpensionierungen (Seitz 2004: 122-126), wenn ältere Erwerbstätige bei der Stellensuche aufgrund ihres Alters benachteiligt sind (Perrig-Chiello, Höpflinger und Suter 2008: 325-332) oder auch wenn ältere Betriebsangehörige unter neu eingesetzten jüngeren

Vorgesetzten arbeiten. Das Senioritätsprinzip, welches Lohn- und Karriereaufstieg entlang Alter und Betriebszugehörigkeit gestaltet, gilt in modernen Unternehmen nicht mehr uneingeschränkt und die alte Hierarchiestruktur, in der Ältere in der Rolle des/der Vorgesetzten führen und anleiten, verliert zunehmend an Gültigkeit. Die zwei für Generationenbeziehungen in formalen Organisationen massgebenden Altersdimensionen „Lebensalter“ und „Dauer der Betriebszugehörigkeit“ fallen nicht mehr unbedingt zusammen (Perrig-Chiello, Höpflinger und Suter 2008: 316-320). So ist es durchaus möglich, dass ältere Arbeitnehmer/innen neu in Unternehmen eintreten und im Vergleich zu jüngeren Arbeitskolleg/innen die kürzere Betriebserfahrung aufweisen. Ältere Erwerbstätige besitzen meistens eine grössere Lebens- und Berufserfahrung im Vergleich zu ihren jüngeren Arbeitskolleg/innen. Auf der einen Seite macht dieses wertvolle soziale und berufliche Erfahrungswissen die betreffenden Mitarbeitenden zu hochgeschätzten Kolleg/innen und verschafft ihnen einen Vorsprung gegenüber jüngeren Erwerbstätigen. Auf der anderen Seite gilt Wissen heutzutage schnell als überholt und ältere Mitarbeitende werden oft in die Ecke „veraltet-konventionell“ gedrängt. In einer Zeit, in der „Innovation“ als Leitmaxime gilt, werden auch ältere Mitarbeitende an ihrem innovativen Potential gemessen. Lebens- und Berufserfahrung zählen nur noch im Hinblick auf die Fähigkeit, altes und neues Wissen zu integrieren, Beharren und Verändern im Gleichgewicht zu halten.

Tabelle 1: Latente Generationenkonflikte in Betrieben

Angesprochene Probleme	Handlungen
Machtverhalten Alt und Jung	Seilschaften
Konkurrenz zwischen Jung und Alt	Distanzierung, Verbündete suchen
Ältere Fachkräfte im Zusammenspiel mit jungen Fachkräften	Ignorieren, auflaufen lassen, abwerten, Verweigerung von Wissenstransfer, Beserwisserei
Integration jüngerer Mitarbeiter in ältere Teams	Verweigerung von Wissenstransfer, auflaufen lassen, Unterstützung
Integration älterer Mitarbeiter in junge Teams	Ausgrenzung, Unterstützung
Nachlassende Leistungsbereitschaft bei gleichen finanziellen Ansprüchen	Tarifrechtliche Vereinbarungen, Unmut bei Jüngeren
Junge Führungskraft führt ältere Mitarbeiter	Am ausgestreckten Arm verhungern lassen, über sich ergehen lassen, Management delegieren, Verbündete suchen
Unterschiedliche Werte von Jüngeren und Älteren	gegenseitige Abwertung und Kritik
Integration junger Führungskräfte in eine überwiegend ältere Führungsmannschaft	Anpassung, Kampf
Altenpolitik des Unternehmens	Innere Emigration
Jugendkult	Mitmachen, abgrenzen, resignieren
Zunehmender Arbeitsdruck	Resignieren, versuchen Stand zu halten
Nachfolgeplanung, Übergang in den Ruhestand	Resignation, Kooperation
Mangelnde Fachkompetenz bei Älteren	Kritik, ausgrenzen
Erinnerungen und Erfahrungen sind nichts wert	Resignation, sich zurückziehen
Junge weibliche Führungskräfte und alte Männer	Auflaufen lassen, unterstützen, Verbündete suchen
Routine, keine neuen Herausforderungen mehr	Resignation
Interessenskonflikte Jung und Alt eher als politische Dimension, die aber im Unternehmen wirkt	Konkurrenzkampf, Wissen zurückhalten

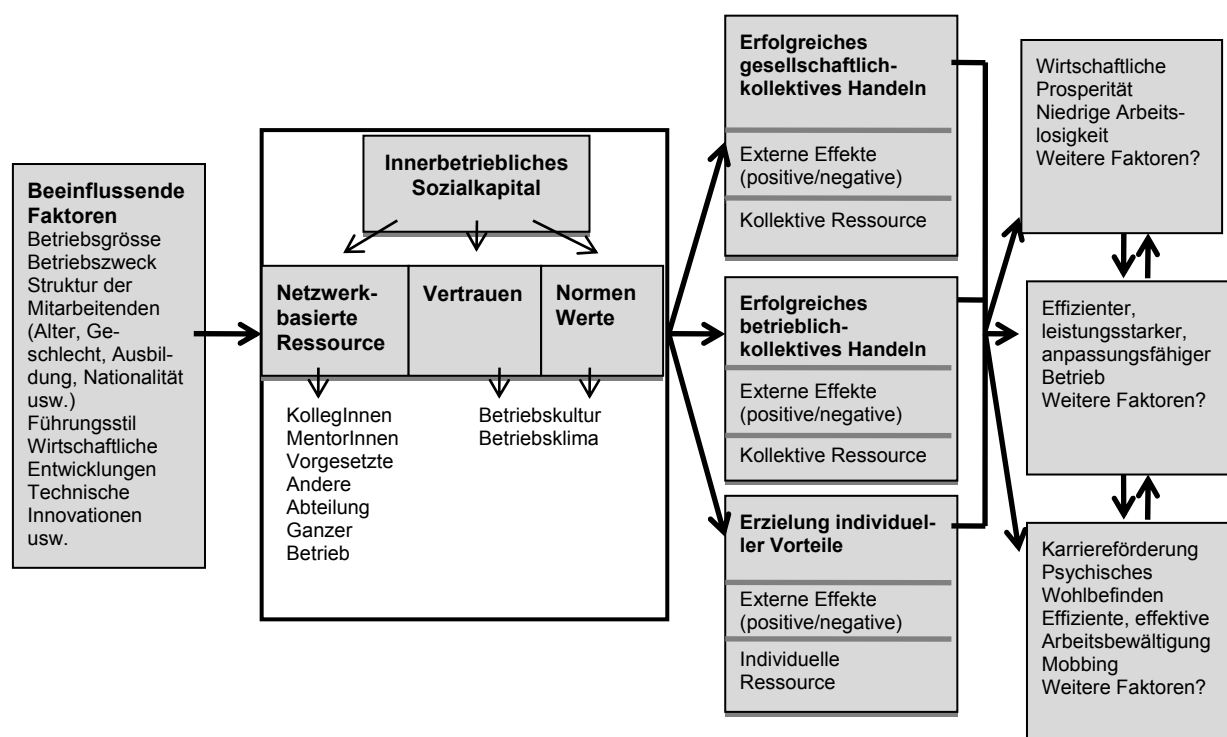
(vgl. Seitz 2004: 138)

Betriebliche Generationenbeziehungen sind von vielen Faktoren und Unsicherheiten geprägt, sind also vielfältig und ambivalent. Zum einen erscheint beispielsweise der Austausch bzw. die Ergänzung von Erfahrungswissen und neuem Berufswissen als bereichernd für die einzelnen Mitarbeitenden (vor allem auf informeller Ebene, vgl. Seitz 2004: 133-137) und den gesamten Betrieb. Zum anderen können Konkurrenz um Aufstiegs- und Jobmöglichkeiten,

Zuschreibungen im Sinne von „veraltet“ oder „unerfahren“ und veränderte hierarchische Strukturen zu Spannungen und Konflikten zwischen unterschiedlichen betrieblichen Altersgruppen führen. Seitz (2004) führt mehrere betriebliche Fallstudien durch, in deren Rahmen die in Tabelle 1 dargestellten Probleme der Zusammenarbeit genannt werden. Erstaunlich ist dabei, dass die Probleme von den Beteiligten nicht als Generationenkonflikte, sondern als Ausdruck der Persönlichkeit bzw. der Biographie wahrgenommen werden.

Neben diesen eher grundsätzlichen Überlegungen differieren betriebliche Generationenbeziehungen nach Arbeitsgebiet und Unternehmenspolitik. So variiert die Altersstruktur der Erwerbstätigen je nach Branche, was unter anderem auf die Produktionstechnologie und die Produktpalette zurückzuführen ist. Je neuer dieselben, desto höher ist im Allgemeinen der Anteil jüngerer Mitarbeitende. Darüber hinaus verändert sich auch der Stellenwert von sozialem und beruflichem Erfahrungswissen je nach Arbeitsgebiet. Intergenerationelles Sozialkapital in formalen Organisationen kann also noch weniger als in der Familie generell bestimmt und bewertet werden. Zu uneindeutig erscheint die Dynamik der betrieblichen Generationenbeziehungen und zu unterschiedlich sind Unternehmenszweck, -grösse, -politik, -kultur usw. und darüber hinaus gesamtwirtschaftliche und makrogesellschaftliche Einflüsse. Dazu kommt, dass das „Alter“ aus betrieblicher Sicht nur eine Differenzkategorie unter vielen darstellt (Geschlecht, Ausbildung, Schicht, Ethnie usw.) und dessen Wirkungen in Verschränkung mit den anderen Differenzkategorien gesehen werden müssen. So existieren bis jetzt kaum Untersuchungen, die auf betriebliche Generationenbeziehungen als wichtige Ressource fokussieren und die Unternehmenspolitik erscheint altersselektiv und eher wenig interessiert an der Thematik des Älterwerdens und der Generationenbeziehungen im Betrieb (vgl. Seitz 2004, Perrig-Chiello, Höpflinger und Suter 2008).

Abbildung 7: Mögliche Dimensionen und Wirkungen des innerbetrieblichen Sozialkapitals



Theoretisch-analytisch betrachtet gilt für das innerbetriebliche Sozialkapital in Bezug auf das Spannungsverhältnis zwischen individuellen und kollektiven Auswirkungen das gleiche wie für das intrafamiliäre Sozialkapital. So kann zum Beispiel der individuelle Nutzen von betrieblichen Beziehungen für die eigene Karriereplanung den Betriebszielen durchaus zuwiderlaufen bzw. diese sogar schädigen. Aber auch wenn es dem Betrieb nutzt, ist dieser betrieblich-kollektive Nutzen nicht gleichzusetzen mit einem gesellschaftlich-kollektiven Nutzen. Es existieren vielmehr zwei kollektive Ebenen, die Mesoebene der formalen Organisation und die Makroebene der Gesellschaft. Abbildung 7 veranschaulicht Dimensionen und Wirkungen des innerbetrieblichen Sozialkapitals.

Innerbetriebliches Sozialkapital gründet in den Beziehungsnetzwerken der Mitarbeitenden. In seiner Form (siehe Kap. 2.2.4) ist dieses Sozialkapital immer vertikal und formell, während der brückenbildende oder bindende Charakter der Beziehungen, ihre Dichte/Stärke und die Innen- oder Aussenorientiertheit wesentlich abhängig ist vom Betriebszweck, seiner Grösse und der Beziehungen zwischen den Mitarbeitenden. Die drei Dimensionen des Sozialkapitals sind im Bereich der Unternehmen eng verknüpft mit der Unternehmenskultur und dem Betriebsklima, was wiederum zusammenhängt mit dem Führungsstil. Eine Vertiefung dieser Bereiche würde eventuell zu Erkenntnissen über betriebliches intergenerationelles Sozialkapital führen, sprengt jedoch den Rahmen des vorliegenden Berichts.

2.3.2.2 Sozialkapital in der Freizeit

Es liegt auf der Hand, dass in quantitativer Hinsicht am meisten intergenerationelle Beziehungen im Erwerbsleben geknüpft und gepflegt werden. Im Weiteren ist auch anzunehmen, dass in der Freizeit vornehmlich Kontakte zu Angehörigen derselben Generation dominieren. Dennoch ist nicht zu übersehen, dass auch Freizeitaktivitäten im Allgemeinen und die Freiwilligenarbeit im Besonderen Raum für intergenerationelle Kontakte bieten. Denken wir nur an Trainingsverhältnisse im Sport, an Führungsaktivitäten oder Betreuungs- und Pflegeleistungen in Freiwilligenorganisationen oder kirchliche Aktivitäten. Es ist daher sicherlich kein Zufall, dass sich die Diskurse über die Leistungen von Organisationen/Assoziationen (Parteien, Verbände, Kirchen) oder Freiwilligenorganisationen und kollektivem Sozialkapital in weiten Teilen überschneiden. So wird auch im Freiwilligenarbeitsdiskurs betont, dass diese Organisationen die Bereitschaft zu und das Bedürfnis nach sozialer Interaktion verkörpern und gesellschaftliche Reziprozität und Bürgersinn fördern. Folglich tragen wohl auch die vielfältigen intergenerationellen Kontakte in freiwilligen Assoziationen zum kollektiven Kapital bei.

Aus der international vergleichenden Forschung wissen wir, dass der Sektor der formellen Freiwilligenarbeit in der Schweiz einen hohen Stellenwert hat und im Hinblick auf die Erfüllung von öffentlichen Aufgaben unverzichtbar ist. Komparative Studien weisen zudem darauf hin, dass – analog zum Sozialkapital – die Bereitschaft, sich freiwillig zu engagieren, mit dem Ausbau des Wohlfahrtsstaats nicht ab-, sondern eher noch zunimmt (Van Oorschot und Arts 2005).

Freiwilliges Engagement findet selbstverständlich nicht bloss im Rahmen von Organisationen statt. Wie die aktuelle Debatte über die rechtlichen Grundlagen familienexterner Kinder-

betreuung zeigt, gibt es auch eine Vielzahl informeller, familien- und generationenübergreifender Unterstützungsleistungen wie etwa Nachbarschaftshilfe. Auch diese intergenerationellen Kontakte sind eine kollektive Ressource und tragen zur Vergrößerung des sozialen Kapitals bei.

Einzuräumen ist dabei einmal mehr, dass auch freiwilliges Engagement im Rahmen von Freiwilligenorganisationen oder informelle Freiwilligenarbeit nicht a priori nur makrosozial positives Sozialkapital generieren. So ist nicht auszuschliessen, dass freiwilliges Engagement nur partikuläre wirtschaftliche, politische oder kulturelle Interessen verfolgt oder gar die soziale Ordnung insgesamt mehr oder weniger in Frage stellt.

2.3.2.3 Generationenverbindende Programme und Lernprojekte

Obwohl es offenbar ausreichend viele Gelegenheiten für Mitglieder von Generationen gibt, sich kennenzulernen, Erfahrungen auszutauschen und Solidarität zu üben, wurden in den letzten Jahren viele so genannte Generationenprojekte kreiert (Eisentraut 2007). Dabei handelt es sich in der Regel um Programme, die Generationenbegegnungen ermöglichen und darauf hoffen, dass die verschiedenen Generationen voneinander lernen können. Musterbeispiele dafür sind die zahlreichen Mentoring-Programme, die vorsehen, dass ein Mitglied einer jüngeren Generation von den Erfahrungen des Mitglieds einer älteren Generation profitieren kann. Da das Feld solcher Versuche kaum mehr zu überblicken ist und in quantitativer Hinsicht wohl auch nicht annähernd die Bedeutung der bislang erwähnten Kontakt Räume einnimmt, beschränken wir uns auf den Hinweis, dass solche Projekte in Grossbritannien und Deutschland (vgl. www.generationendialog.de) vom Staat aktiv unterstützt werden. Darüber hinaus will das 2007 lancierte Eagle-Projekt der Europäischen Union (www.eagle-project.eu) das intergenerationelle Lernen fördern, in dem es auf freiwilliger Basis Menschen zusammenbringt, die unterschiedlichen Generationen angehören.

2.4 Der gesellschaftliche Wert des intergenerationellen Sozialkapitals

Die erwähnten Räume für intergenerationelle Kontakte sprechen für unsere Forderung, bei der Einschätzung intergenerationeller Beziehungen als gesellschaftlicher Ressource nicht bloss die intrafamilialen Kontakte zu berücksichtigen. Wie die Tagesstrukturen von Männern und seit einigen Jahren auch von Frauen zeigen, beanspruchen das Erwerbsleben und die Freizeitaktivitäten mehr und mehr Zeit. Entsprechend muss eine Operationalisierung der intergenerationellen Beziehungen sowohl intra- als auch extrafamilialen Kontakten Rechnung tragen.

Ausserdem gilt es auf jeden Fall zu beachten, dass interindividuelle Kontakte nicht a priori zu einer Verbesserung des kollektiven Sozialkapitals beitragen bzw. wohlfahrtssteigernd wirken. Der Wert von Generationenbeziehungen für das Individuum ist zum einen nicht gleichbedeutend mit dem Wert für die Gesamtgesellschaft, wie das am Beispiel der „Vererbung“ eines hohen sozialen Status innerhalb einer Familie bei gleichzeitiger Reproduktion sozialer Ungleichheit deutlich wird. Zum anderen können intergenerationelle Kontakte durchaus auch negative Folgen haben für die Beteiligten (und in Folge dann auch für die Gesell-

schaft), wie das bei häuslicher Gewalt der Fall ist. Damit wird deutlich, dass generalisierende Aussagen über den gesellschaftlichen Wert des intergenerationellen Sozialkapitals nur schwerlich möglich sind. Es gilt jeweils in einem ersten Schritt, die Vor- und Nachteile intergenerationeller Beziehungen für das Individuum zu eruieren, um dann in einem zweiten Schritt dessen Auswirkungen auf die Gesamtgesellschaft zu prüfen.

Beim Versuch, die Beiträge intergenerationeller Beziehungen für die Gesellschaft zu bestimmen, ist mit zu berücksichtigen, dass die Räume der intergenerationellen Kontakte geschlechtsspezifisch segregiert sind. So ist nicht zu übersehen, dass innerhalb der Familie die Frauen deutlich mehr intergenerationelle Kontaktarbeit (vor allem unbezahlte Arbeit, d.h. Kinderbetreuung, Familien- und Haushaltsarbeit, Altenpflege) leisten als die Männer. Da im Erwerbsleben die Männer dominieren, wäre denn auch absehbar, dass bei den Männern der Anteil der schwachen Beziehungen ungleich grösser ist als bei den Frauen. Die ausgeprägte Relevanz der Kategorie Gender für die Bestimmung des Werts von Generationenbeziehungen lässt zudem vermuten, dass dieser noch durch weitere Differenzkategorien (z.B. Ethnie, Schicht) bzw. „Achsen der Ungleichheit“ (Klinger, Knapp und Sauer 2007) beeinflusst wird. Dies lässt sich etwa an der Care Thematik zeigen: in der Haushalts-, Familien- und Pflegearbeit sind nicht nur Frauen, sondern spezifisch weniger gebildete Frauen und zunehmend auch Ausländerinnen tätig. Indem bestimmte nationale Gruppen bzw. Migrant/-innen Carearbeit und damit einen Beitrag an Generationenbeziehungen leisten, werden neue intragenerationelle Ungleichheiten geschaffen bzw. kommt es zu einer Kumulation unterschiedlicher Ungleichheiten. Das gesellschaftliche Konfliktpotential der Überlappung von sozio-ökonomischen Positionen und attribuierten Merkmalen dürfte in diesem Zusammenhang Aufschluss über deren gesellschaftliche Folgen geben (Stewart 2008). Und nicht zuletzt übt das wohlfahrtsstaatliche Gefüge – wie weiter oben an verschiedenen Stellen ausgeführt – einen erheblichen Einfluss aus auf die Ausgestaltung von Generationenbeziehungen und sollte deswegen in die Analyse einbezogen werden.

3. Generationenbeziehungen als Quelle sozial nachhaltiger Entwicklung

Das Konzept der nachhaltigen Entwicklung hat sich in den letzten 20 Jahren zu einem vielfach und kontrovers diskutierten politischen und wissenschaftlichen Ansatz entwickelt, der das Wohl zukünftiger Generationen in heutige wirtschafts-, sozialpolitische und ökologische Überlegungen einbezieht. Im Folgenden werden die Grundzüge des Konzepts vorgestellt, um dann detaillierter auf die soziale Dimension der Nachhaltigkeit einzugehen und deren theoretische Fundierung herauszuarbeiten. Im Anschluss daran wird der mögliche Einbezug der Thematik der Generationenbeziehungen in das Konzept sozialer Nachhaltigkeit diskutiert. Konkret vorhandene Messkonzepte der Nachhaltigkeit werden in Kapitel 4.3 vorgestellt.

3.1 Das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung

Das Leitbild der Nachhaltigkeit entsteht im Kontext der umwelt- und entwicklungspolitischen Diskussionen der 1980er-Jahre. Der *Brundtlandbericht* „Our common future“ der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung markiert dabei den Beginn einer breiter werdenden Debatte um theoretische Grundlagen, Dimensionen und Operationalisierungsmöglichkeiten des Nachhaltigkeitskonzeptes. Er versucht, die bis anhin isolierten und teilweise polarisierenden Aspekte der Entwicklungsdebatte in einer integrativen Perspektive miteinander zu vernetzen.

Nachhaltige Entwicklung ist im Brundtlandbericht folgendermassen definiert: „Development which meets the needs of the present generation without compromising the ability of future generations to meet their own needs“ (World Commission 1987: 43-44). Die Frage der Verteilung gesellschaftlich relevanter Ressourcen stellt demnach das zentrale Element des Nachhaltigkeitsansatzes dar. Ausgleich wird dabei auf dreierlei Weise angestrebt: zwischen menschlichen Bedürfnissen und der Leistungsfähigkeit der Natur (Vernetzungsproblematik); zwischen den Bedürfnissen der gegenwärtigen und der künftigen Generationen (intergenerationelle Verteilung relevanter Ressourcen) und zwischen den Bedürfnissen der Armen und der Reichen (intragenerationelle Verteilung relevanter Ressourcen). Vier zentrale globale Problembereiche werden angeführt: der Raubbau an den natürlichen Lebensgrundlagen; die zunehmende ungleiche Verteilung von Einkommen und Vermögen; die Anzahl der in Armut lebenden Menschen und die Bedrohung von Frieden und Sicherheit. Auf der Grundlage dieser Problembereiche richtet die Brundtland-Kommission nachhaltige Entwicklung an drei normativen Prinzipien aus: Bewahrung der Umwelt, sozialer Ausgleich und politische Partizipation (World Commission 1987).

An der Konferenz der Vereinten Nationen über Umwelt und Entwicklung (UNCED), dem sogenannten *Weltgipfel*, der 1992 in Rio de Janeiro stattfindet, werden erstmals politisch verbindliche Vereinbarungen für eine globale nachhaltige Entwicklung definiert und deren Umsetzung in verschiedenen Dokumenten konkretisiert (vgl. Empacher und Wehling 2002,

Littig und Griessler 2004). In der *Rio-Deklaration* werden wesentliche entwicklungs- und umweltpolitische Grundprinzipien festgehalten für die Armutsbekämpfung, das Recht auf Entwicklung der wirtschaftlich schwachen Länder und die Anerkennung der Industriestaaten als Hauptverursacher der Umweltprobleme. Die *Agenda 21* stellt ein umfangreiches Aktionsprogramm dar, welches Ziele, Massnahmen und Instrumente zur Umsetzung der nachhaltigen Entwicklung beschreibt mit je unterschiedlichen Schwerpunkten für die Industrie- und Entwicklungsländer. Beide Dokumente werden in der Folge von mehr als 170 Staaten ratifiziert, was ihnen auch ohne den Status einklagbarer Rechte einen gewissen verpflichtenden Charakter einbringt.

In den letzten 15 Jahren wurden die Nachhaltigkeitsziele im so genannten *Rio-Folgeprozess* auf verschiedenen Ebenen weiter konkretisiert, was zu einer unüberschaubaren Anzahl von Programmen, Plänen, Studien, Leitbildern und Initiativen geführt hat. Der Brundtlandbericht und die Rio-Dokumente verlangen eine Verbindung zwischen ökologischen, ökonomischen, sozialen und institutionellen Aspekten gesellschaftlicher Entwicklung. Dementsprechend hat sich im Nachhaltigkeitsdiskurs die Bezeichnung „Säule“ oder „Dimension“ für die einzelnen Aspekte etabliert.

Unstrittig ist heute das *3-Säulen-Konzept der Nachhaltigkeit* mit den Säulen Ökologie, Ökonomie und Gesellschaft. Strittig bleiben jedoch zum einen die Notwendigkeit einer vierten, institutionellen Säule der Nachhaltigkeit, welche demokratische Strukturen und Prozesse umfasst und zum anderen die Leitziele, Operationalisierung und Indikatorenbildung innerhalb der drei Säulen. Das beinhaltet auch die grundlegende Frage nach dem Verhältnis der verschiedenen Säulen zueinander. Konsens herrscht am ehestens noch bei den ökologischen Zielsetzungen, mit denen eine Reduktion des Ressourcen- und Energieverbrauchs und der Erhalt der Biodiversität angestrebt werden sollen. Aber schon der Stellenwert der Ökonomie wird kontrovers diskutiert. So wird im Brundtlandbericht dem technischen und ökonomischen Fortschritt noch eine wichtige Funktion bei der Erreichung der Nachhaltigkeitsziele zugesprochen, während das dafür notwendige, prognostizierte Wirtschaftswachstum in der Folge als für die Erde nicht verkraftbar bezeichnet wird. Die Diskussion um die soziale Dimension der Nachhaltigkeit ist relativ jung und ebenso gekennzeichnet von Unklarheiten und Dissens. Die formulierten Leitziele sind sehr heterogen und teilweise konfligierend, Politikfelder und Messgrößen werden oft unsystematisch ausgewählt und rein situativ-kontextuell begründet. Es scheint in vielen Fällen ungeklärt, was die soziale Dimension der Nachhaltigkeit bzw. das „Soziale“ an sich kennzeichnet (vgl. Empacher und Wehling 2002, Littig und Griessler 2004, Mutlak und Schwarze 2007).

3.2 Die soziale Dimension nachhaltiger Entwicklung

Die soziale Dimension nachhaltiger Entwicklung kann – im Gegensatz zur ökologischen Dimension – nicht allein durch quantitative Regeln der Ressourcennutzung abgebildet und konkretisiert werden. Die Schwierigkeiten einer einheitlichen Konzeptualisierung und Konkretisierung liegen in einem differierenden, theorieabhängigen Verständnis dessen, was jeweils als sozial bzw. gesellschaftlich verstanden wird (Empacher und Wehling 2002). Eine kontext-unabhängige und objektive Beschreibung des Sozialen bzw. der Gesellschaft gibt es nicht

und dementsprechend scheint auch eine daraus abgeleitete allgemein verbindliche Definition sozialer Nachhaltigkeit unwahrscheinlich. So kann es nach Empacher und Wehling (2002: 38-43) lediglich darum gehen, die theoretischen und normativen Prämissen, welche in ein analytisches Konzept sozialer Nachhaltigkeit einfließen, herauszuarbeiten. Wesentlich erscheinen dabei Theorien/Konzepte, die Gesellschaft bzw. das Soziale als Spannungsverhältnis zwischen Individuen und übergreifenden Strukturen sichtbar machen.

In diesem Spannungsverhältnis wird die Komplexität sozial nachhaltiger Entwicklung deutlich. Sie muss sich zum einen auf drei verschiedene Ebenen beziehen: die *mikrosoziale* Ebene des Individuums, die *makrosoziale* der Gesellschaft und die zwischen diesen beiden Dimensionen vermittelnde *mesosoziale* Ebene der Institutionen und Organisationen. Zum anderen werden soziale Prozesse und Strukturen nicht nur von objektiven Faktoren, sondern auch von subjektiven Wahrnehmungen und Bewertungen beeinflusst. Für eine umfassende Beurteilung sozialer Nachhaltigkeit sind also objektive und subjektive Daten notwendig und allgemein gültige Grenz- und Schwellenwerte können nicht formuliert werden. Darüber hinaus tendiert die in der Nachhaltigkeitsdebatte oft geäußerte Forderung nach Erhalt bestehender sozialer Strukturen/Funktionen für zukünftige Generationen in Richtung eines Strukturkonservatismus, der die Historizität des Sozialen ausser Acht lässt und Entwicklungspotentiale vernachlässigt. Und schliesslich sind die immateriellen (symbolisch vermittelten) Qualitäten des Sozialen für nachhaltige Entwicklungsprozesse von grosser Bedeutung. Sie sind jedoch nur schwer zu erfassen und zu messen (Empacher und Wehling 2002).

Für die theoretische Fundierung sozialer Nachhaltigkeit im Spannungsverhältnis zwischen Individuum und übergeordneten Strukturen erscheinen verschiedene sozialwissenschaftliche Theorien und Konzepte fruchtbar (vgl. auch Empacher und Wehling 2002, Mutlak und Schwarze 2007). Nachhaltigkeit im Sinne makrosozialer Existenzsicherung von Gesellschaften erinnert an den soziologischen Strukturfunktionalismus, der die grundlegenden Voraussetzungen für das Überleben von sozialen Systemen erörtert. Auf der Mikroebene dagegen kristallisiert sich Nachhaltigkeit in der individuellen Existenzsicherung durch Bedürfnisbefriedigung (Grundbedürfniskonzept). Der Rahmen des Lebensqualitätskonzepts wiederum ermöglicht im Sinne der Nachhaltigkeit den Einbezug objektiver und subjektiver, quantitativer und qualitativer Indikatoren und Messgrößen und stellt damit eine Verbindung her zwischen der strukturfunktionalen Makroperspektive und der auf Bedürfnisbefriedigung ausgerichteten Mikroperspektive. Mit dem Konzept des Sozialkapitals schliesslich wird Nachhaltigkeit eingebettet in das soziale Netzwerk einer Gesellschaft. Im Folgenden werden die vier verschiedenen theoretischen Konzepte vorgestellt und im Anschluss daran werden auf ihrer Grundlage die Schlüsselemente und Indikatoren sozial nachhaltiger Entwicklung, wie sie Empacher und Wehling (2002) entwerfen, skizziert.

3.2.1 Funktionale Voraussetzungen für das Überleben von Gesellschaften

Der sozialwissenschaftliche Strukturfunktionalismus fragt nach grundlegenden Voraussetzungen für das Überleben von sozialen Systemen und weist damit eine grosse Nähe auf zur Thematik der sozialen Nachhaltigkeit (vgl. Empacher und Wehling 2002, Mutlak und Schwarze 2007). Parsons (1951) definiert in seiner Theorie des allgemeinen Handlungssystems

drei Ebenen der Integration: den/die Akteur/in (das Persönlichkeitssystem), das soziale (Interaktions-)System und das System kultureller Normen und Werte. Das soziale System wird durch die Interaktionsmuster der Individuen gebildet. So stellen Gesellschaften die umfassendsten sozialen Systeme dar. Die drei Systemebenen müssen in minimalen Funktionsbedingungen miteinander kompatibel bleiben. Parsons definiert in diesem Zusammenhang bestimmte grundlegende Voraussetzungen sozialer Systeme, welche für die Thematik sozialer Nachhaltigkeit von analytischem Nutzen sein können. So müssen soziale Systeme bestimmte Bedürfnisse ihrer Individuen erfüllen, um funktionsfähig zu bleiben. Zu nennen sind biologische Bedürfnisse wie Ernährung und physische Sicherheit, eine gewisse Stabilität der Persönlichkeit und die Motivation der Individuen zur Rollenübernahme. Auch im Hinblick auf das System der kulturellen Normen und Werte müssen soziale Systeme bestimmte Grundvoraussetzungen erfüllen, welche die Produktion, Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung des kulturellen Systems ermöglichen. Dazu gehören zum Beispiel ein intaktes Kommunikationssystem, Sprache, empirisches Wissen und Wertorientierung. Für alle formulierten Grundvoraussetzungen hebt Parsons hervor, dass minimale Grenz- und Schwellenwerte nicht eindeutig festgelegt werden können, sondern stark kontext- und deutungsabhängig bleiben.

Neben den Grundvoraussetzungen für die dauerhafte Existenz sozialer Systeme definiert Parsons (1951) im AGIL-Schema vier allgemeine Grundfunktionen, die für alle biologischen, physikalischen und sozialen Systeme gelten und sich über externe und interne Bezüge in einer Ziel-Mittel-Beziehung gestalten.

Tabelle 2: AGIL-Schema

	Mittel	Ziele
Externer Bezug	Adaption (Umweltanpassung)	Goal attainment (Zielverwirklichung)
Interner Bezug	Latent pattern maintenance (Mustererhaltung)	Integration

(vgl. Parsons 1951)

Um die vier Grundfunktionen wahrnehmen zu können, bildet ein System spezifische Subsysteme aus. Im sozialen System übernimmt das Wirtschaftssystem die Aufgabe der Umweltanpassung und das politische System diejenige der Zielerreichung, während das kulturelle System für die Mustererhaltung und das Gemeinwesen-System für die Integration zuständig ist. Diese duale Sichtweise, einerseits auf das soziale System als Ganzes und andererseits auf seine spezifischen Subsysteme, erscheint befruchtend für die soziale Nachhaltigkeitsdiskussion. Soziale Nachhaltigkeit zielt demnach sowohl nach aussen auf die Aufrechterhaltung der Gesellschaft als soziales System als auch nach innen auf das Gemeinwesen-System, welches für die soziale Integration zuständig ist (vgl. Empacher und Wehling 2002, Mutlak und Schwarze 2007).

Für die Thematik der sozialen Nachhaltigkeit erweisen sich einige Aspekte des Strukturfunktionalismus als bereichernd. Zum einen wird mit der Formulierung von biologischen und kultu-

rellen Bedürfnissen (Grundvoraussetzungen) darauf hingewiesen, dass Menschen über die bloße physische Existenzsicherung hinaus Chancen zur Persönlichkeitsentwicklung und zur Integration in kulturelle Zusammenhänge benötigen, wobei die Motivation eine wesentliche Rolle spielt (Empacher und Wehling 2002). Zum anderen wird die Unmöglichkeit der Definition allgemein gültiger Minimalbedingungen hervorgehoben. Schwellenwerte sind immer kontextbezogen und nur über die Zeit hinweg können Aussagen über die soziale Nachhaltigkeit gemacht werden im Sinne einer Entwicklung in eine bestimmte Richtung. Und schliesslich erweist sich die vom AGIL-Schema abgeleitete duale Sichtweise (siehe vorheriger Absatz) als befruchtend für das Konzept der sozialen Nachhaltigkeit.

Kritisch beurteilt wird dagegen, dass Parsons in der Formulierung der funktionalen Grundvoraussetzungen von sozialen Systemen eher aufzählend bleibt und eine abschliessende Begründung allgemeiner Existenzbedingungen von Gesellschaften nicht gelungen scheint. Nicht zuletzt bleibt das Spannungsverhältnis zwischen individueller Bedürfnisbefriedigung und Sicherung der Funktionen sozialer Systeme unberücksichtigt. Darüber hinaus wird im Strukturfunktionalismus die Perspektive der sozialen Stabilität überbetont und die Funktionsfähigkeit von Systemen eher mit Harmonie und Konfliktfreiheit gleichgesetzt. Dass Konflikte auch integrierend wirken können und produktiv sein können (siehe Georg Simmel oder Lewis A. Coser) wird damit ausgeblendet. Soziale Nachhaltigkeit dagegen fragt gerade nach dem Verhältnis von Stabilität und Wandel bzw. von Erhaltung und Entwicklung einer Gesellschaft (vgl. Empacher und Wehling 2002, Mutlak und Schwarze 2007).

3.2.2 Das Grundbedürfniskonzept

Das Grundbedürfniskonzept entsteht in den 1950er-Jahren als individual-psychologischer Ansatz. Maslow (1943, zit. nach Mutlak und Schwarze 2007: 18-19) definiert eine hierarchische Ordnung von fünf Grundbedürfnissen, die erfüllt sein müssen als (Funktions-)Voraussetzung höherer Bedürfnisse: physiologische Bedürfnisse, Sicherheits- und Stabilitätsbedürfnisse, soziale Bedürfnisse (Gemeinschaft und emotionaler Austausch), Achtungsbedürfnisse (Streben nach Selbstbestätigung und Anerkennung) und das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung. Im Kontext der Entwicklungstheorie wird das Konzept in den 1980er-Jahren erneut aufgegriffen und weiter entwickelt als Reaktion auf die relativ hohen wirtschaftlichen Wachstumsraten in den Entwicklungsländern bei gleichzeitiger Verschlechterung der Situation der ärmsten Bevölkerungsschichten (Empacher und Wehling 2002).

Die Weltbank und die Vereinten Nationen sind wesentlich an der Weiterentwicklung des Konzepts beteiligt. Entgegen der in vielen ökonomischen Diskursen vorherrschenden Meinung, dass Wirtschaftswachstums einen „Trickle-Down-Effekt“ bzw. Wohlstandstransfer von den privilegierten zu den unterprivilegierten Bevölkerungsgruppen impliziert, gehen sie davon aus, dass eine an der Einkommensverteilung gemessene ausgeglichene Entwicklung nicht als Folge sondern vielmehr als Voraussetzung eines stabilen Wirtschaftswachstums zu sehen sei. In einer theoriegeleiteten, entwicklungspolitischen Strategie werden Mindestbedingungen und Minimalziele einer sozial tragfähigen Entwicklung entworfen. Oberste Priorität hat dabei die Produktion von Gütern, welche die Bedürfnisse der Ärmsten decken. Objektive Kriterien für die Definition der notwendigen Grundbedürfnisse können jedoch

weder in quantitativer noch in qualitativer Hinsicht formuliert werden. Es entwickelt sich aber zumindest ein Konsens über einen Kern unverzichtbarer und besonders dringlicher Grundbedürfnisse, wie sie Nagel (1985: 35, zit. nach Empacher und Wehling 2002: 25-26) skizziert. Anzumerken bleibt, dass Sen (1992, 1993) es explizit ablehnt eine solche Liste zu erstellen, während Nussbaum (2000, 2003) es wagt.

Tabelle 3: Unverzichtbare Grundbedürfnisse

<i>Materielle Grundbedürfnisse</i>	<i>Immaterielle Grundbedürfnisse</i>
• Ernährung • Unterkunft • Kleidung • Versorgung mit hinreichend sauberem Trinkwasser • Sanitäre Einrichtungen • Gesundheitsversorgung • Bildung(seinrichtungen)	• Zufriedenstellende Beschäftigungsmöglichkeiten bei angemessener Entlohnung • Partizipation an individuell relevanten Entscheidungen auf lokaler Ebene und im politischen Gesamtzusammenhang, Partizipation an politischer Macht • Politische Freiheiten • Ökonomische Startgleichheit • Sicherung der grundlegenden Menschenrechte • Selbstverwirklichung als Individuum und in der Gruppe • Nationale und kulturelle Identität • Wahrnehmung eines Sinns im Leben und in der Arbeit

(vgl. Nagel 1985: 35, zit. nach Empacher und Wehling 2002: 25-26)

Im Unterschied zu Maslows hierarchisch gegliederter Bedürfnispyramide wird in dieser Konzeption nicht eine zeitlich versetzte Bedürfnisbefriedigung unterstellt, sondern vielmehr eine gleichzeitige Befriedigung bestimmter materieller *und* immaterieller Bedürfnisse für die Sicherung einer menschenwürdigen Existenz als notwendig angesehen. Einen neuen Akzent erfährt der Grundbedürfnisansatz durch das Konzept der menschlichen Entwicklung (Human Development) des UN-Entwicklungsprogramms UNDP (siehe Kap. 4.3.1) oder auch durch das Capability-Konzept des indischen Ökonomen Sen (1992, 1993) (vgl. Empacher und Wehling 2002, Mutlak und Schwarze 2007). Beide Ansätze legen den Schwerpunkt weniger auf die Bereitstellung materieller und immaterieller Güter zur Bedürfnisbefriedigung als vielmehr auf die Erweiterung der Handlungspotentiale unterprivilegierter und armer Bevölkerungsschichten. So entwirft Sen (1987) Verwirklichungschancen (Capabilities), welche die Möglichkeiten und Fähigkeiten von Menschen darstellen, ein Leben zu führen, für das sie sich entschieden haben und das ihre Selbstachtung gewährleistet. Das Individuum als passive/r Bedürfnisempfänger/in wird so zum aktiv handelnden Mensch.

Der Ansatz der Grundbedürfnisbefriedigung ist hauptsächlich im Kontext der Armutsbekämpfung in Ländern der Dritten Welt entwickelt worden. Folgende Aspekte sind für die Diskussion um soziale Nachhaltigkeit von zentraler Bedeutung (vgl. Empacher und Wehling 2002, Mutlak und Schwarze 2007). Zum einen wird im Grundbedürfniskonzept deutlich, dass eine menschenwürdige Existenz mehr bedingt als (nur) die Absicherung eines physischen Existenzminimums, nämlich die Befriedigung grundlegender materieller *und* immaterieller Bedürfnisse innerhalb eines jeweiligen gesellschaftlichen und kulturellen Kontextes. Zum

anderen zeichnen sich in den letzten Jahren auch in den Industrieländern unübersehbare Defizite in der Befriedigung bestimmter Grundbedürfnisse ab (Beschäftigung, Wohnraum, Bildung, Gesundheit). Diese Perspektive bleibt also auch über die Bedingungen der Entwicklungsländer hinaus ein wesentlicher Massstab für sozial nachhaltige Entwicklung. Darüber hinaus stellen Grundbedürfnisse eine konkrete Möglichkeit dar für die Operationalisierung der sozialen (und teilweise auch der ökonomischen) Dimension der Nachhaltigkeit. Und nicht zuletzt werden mit der Formulierung unverzichtbarer Grundbedürfnisse soziale und politische Mindestbedingungen (und damit auch Ziele) einer sozial nachhaltigen Entwicklung definiert und zwar auf explizit ethischer Grundlage. Der Fokus auf Bedürfnisfelder ermöglicht dabei eine Verbindung der drei Nachhaltigkeitsdimensionen. Gefragt wird danach, wie bestimmte Bedürfnisse umwelt- und sozialverträglich und wirtschaftlich effizient befriedigt werden können. Das Grundbedürfniskonzept fokussiert jedoch auf die individuelle Ebene und lässt die makrogesellschaftliche Perspektive ausser Acht. Ausserdem bleiben bei allen Überlegungen die Bedürfnisse zukünftiger Generationen bis zu einem gewissen Grad immer ungewiss (Krysiak 2007). Diese Frage wird aus strukturfunktionalistischer Perspektive nicht gestellt: wird das System aufrechterhalten, ist Nachhaltigkeit gegeben. Diese Annahme kann zurecht kritisiert werden insbesondere vor dem Hintergrund bestehender Machtverhältnisse, technologischen Wandels sowie der Funktionsweise der kapitalistischen Produktionsweise, die auf Wachstum ausgerichtet ist. Folglich bleibt auch die Frage unbeantwortet, inwiefern intergenerationelle Beziehungen zur Bedürfnisbefriedigung heute lebender und zukünftiger Generationen beitragen.

3.2.3 Das Konzept der Lebensqualität

Das Konzept der Lebensqualität entsteht in seiner modernen Ausformung in den 1960er-Jahren als Bestandteil einer Wohlfahrtsforschung und -politik, die sich nicht länger nur am „Mehr“ eines wirtschaftlichen Wachstums als Gradmesser der Wohlfahrt ausrichtet. Mit abnehmendem Grenznutzen des materiellen Wohlstands und zunehmender Wahrnehmung der Kosten dieses Wohlstandes vollzieht sich ein Paradigmenwechsel in Richtung eines Wohlfahrtsverständnisses, welches sich an der Lebensqualität orientiert. Diese umfasst als mehrdimensionales Konzept materielle und immaterielle, objektive und subjektive Komponenten. Die Entstehung des Lebensqualitätskonzepts als Bestandteil der Wohlfahrtspolitik und -forschung findet ihre Entsprechung in der sich zeitgleich entwickelnden Sozialindikatorenforschung, die dem Zweck dient, die verschiedenen Dimensionen der Lebensqualität zu operationalisieren und zu quantifizieren (Noll 2000). Einen weiteren Forschungsstrang finden wir in der Ökonomie. Hier entwickelt sich seit der Jahrhundertwende, massgeblich lanciert durch den Wirtschaftsnobelpreisträger Daniel Kahneman (Princeton), die so genannte Happiness-Forschung, die vor allem das Faktum fasziniert, dass sich trotz des zunehmenden ökonomischen Ertrags das Glücksempfinden nicht erhöht. Easterlin (2005: 105-106) bringt die Problematik folgendermassen auf den Punkt: „Mainstream economic theory...focuses chiefly on pecuniary conditions and assumes that an increase in the material goods at one's disposal increases well-being.“

Mittlerweile existiert eine unüberschaubare Anzahl an Definitionen und Konzepten zur Lebensqualität, die teilweise sehr variieren. Gemeinsam ist ihnen jedoch die Situierung inner-

halb eines dreidimensionalen Spannungsfeldes. Erstens wird Lebensqualität entweder als Erweiterung herkömmlichen Wohlstandes verstanden oder aber stärker im Widerspruch zum materiellen Wohlstand gesehen. Zweitens wird Lebensqualität sowohl als objektiver Zustand als auch als subjektive Befindlichkeit definiert und drittens stellt sich die Frage, ob damit die Wohlfahrt von Individuen abgebildet werden soll oder der Zustand bzw. die Qualität von Gesellschaften (Noll 2000). Was den letzten Punkt betrifft, hat sich mittlerweile die Sichtweise durchgesetzt, dass Lebensqualität auf individueller Ebene zu erfassen sei und bezieht sich damit nur indirekt auf die Gesellschaft als Ganzes. Im Hinblick auf das Konzept der sozialen Nachhaltigkeit erscheint die Definition von Zapf (1984b: 23) hilfreich:

„Unter Lebensqualität verstehen wir (...) gute Lebensbedingungen, die mit einem positiven subjektiven Wohlbefinden zusammengehen. In einer allgemeineren Definition ist die Lebensqualität von Individuen und Gruppen bestimmt durch die Konstellation...der einzelnen Lebensbedingungen und der Komponenten des subjektiven Wohlbefindens. Unter Lebensbedingungen verstehen wir die beobachtbaren, ‚tangiblen‘ Lebensverhältnisse: Einkommen, Wohnverhältnisse, Arbeitsbedingungen, Familienbeziehungen und soziale Kontakte, Gesundheit, soziale und politische Beteiligung. Unter subjektivem Wohlbefinden verstehen wir die von den Betroffenen selbst abgegebenen Einschätzungen über spezifische Lebensbedingungen und über das Leben im Allgemeinen. Dazu gehören insbesondere Zufriedenheitsangaben, aber auch generelle kognitive und emotive Gehalte wie Hoffnungen und Ängste, Glück und Einsamkeit, Erwartungen und Ansprüche, Kompetenzen und Unsicherheiten, wahrgenommene Konflikte und Prioritäten.“

In der empirischen Wohlfahrtsforschung hat sich die Unterscheidung und Gegenüberstellung von objektiven Lebensbedingungen und subjektivem Wohlbefinden als den beiden Komponenten der Lebensqualität als fruchtbar erwiesen. Dabei müssen objektive Bedingungen und subjektive Wahrnehmung nicht unbedingt übereinstimmen. Zapf (1984b) unterscheidet diesbezüglich vier unterschiedliche Positionen.

Tabelle 4: Wohlfahrtspositionen

<i>Objektive Lebensbedingungen</i>	<i>Subjektives Wohlbefinden</i>	
	gut	schlecht
gut	Well-Being	Dissonanz
schlecht	Adaption	Deprivation

(vgl. Zapf 1984b)

Dissonanz als Kombination von guten Lebensbedingungen und schlechtem subjektiven Wohlbefinden wird auch als „Unzufriedenheitsdilemma“ bezeichnet, während die genau umgekehrte Kombination der Adaption als „Zufriedenheitsparadox“ benannt wird. Wie aus der Definition der Lebensqualität von Zapf weiter oben hervorgeht, kann das subjektive Wohlbefinden in mehrere Komponenten gegliedert werden. Dabei kann unterschieden werden zwischen der allgemeinen „Lebenszufriedenheit“ als kognitiver Komponente, dem „Glück“ als emotionalem, persönlichem Aspekt und dem „Zugehörigkeitsgefühl“ als sozialer

Komponente, welche Zugehörigkeit und Integration in die Gesellschaft umfasst (vgl. auch Böhnke 2005).

In der Lebensqualitätsforschung spielen – ähnlich wie im Grundbedürfnisansatz – die Definition und Erfassung bestimmter Grundbedürfnisse eine Rolle. So entwirft Allardt (1993, zit. nach Noll 2000: 10) ein Lebensqualitätskonzept, welches sich auf drei Kategorien von Grundbedürfnissen stützt: „Having“ als materielle Dimension des Lebensstandards (ökonomische Ressourcen, Wohnbedingungen, Beschäftigung, Arbeitsbedingungen, Gesundheit, Bildung, Umweltverhältnisse); „Loving“, welches Bedürfnisse nach Zugehörigkeit und sozialen Kontakten umfasst (Freunde, Verwandte, Familie, Nachbarschaft, Beziehungen am Arbeitsplatz und in Vereinen) und „Being“, worunter Beteiligungs- und Selbstverwirklichungsmöglichkeiten fallen in Freizeit, Beruf und Politik. Die drei Kategorien werden jeweils durch objektive und subjektive Indikatoren der Bedürfnisbefriedigung operationalisiert. Grundbedürfnisse indizieren innerhalb der Lebensqualitätsforschung die an Qualität orientierte Wohlfahrtsentwicklung. Im Grundbedürfniskonzept dagegen sind sie eher ausgerichtet auf die Definition und Messung einer menschenwürdigen Existenz nicht zuletzt in einem entwicklungspolitischen Kontext.

Das Konzept der Lebensqualität ist in mehrfacher Hinsicht für die Thematik der sozialen Nachhaltigkeit von Bedeutung. Zum einen wird der Forderung nach Erfassung von objektiven Faktoren und subjektiven Bewertungen des Sozialen entsprochen durch die Gliederung in objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden. Zum anderen existieren für die Lebensqualität in der Sozialindikatorenforschung mittlerweile eine Vielzahl fundiert entwickelter objektiver und subjektiver Indikatoren, auf welche bei einer Operationalisierung sozialer Nachhaltigkeit zurückgegriffen werden kann. Darüber hinaus sind die beiden Konzepte in ihrer Frage- und Problemstellung grundsätzlich verwandt. So erscheinen viele der im Rahmen der lebensqualitäts-orientierten Wohlfahrtsforschung der 1960er- und 1970er-Jahre formulierten Problematisierungen und Zielvorstellungen „...in den neunziger Jahren unter dem neuen Label ‚sustainable development‘ – wenn auch unter veränderten Prämissen – erneut auf der Tagesordnung“ (Noll 2000: 17). Das Konzept der sozialen Nachhaltigkeit ist jedoch weiter gefasst und mehr auf den gesamtgesellschaftlichen bzw. globalen Kontext ausgerichtet. Während sich die empirische Forschung im Rahmen des Lebensqualitätskonzepts auf die individuelle Wohlfahrt ausrichtet, bezieht soziale Nachhaltigkeit gesamtgesellschaftliche Werte wie Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit und Schonung der natürlichen Ressourcen ein (Noll 2000). Darüber hinaus wird in der Nachhaltigkeitsdiskussion die kritische Frage gestellt, ob das hohe Niveau der Lebensqualität der westlichen Industriegesellschaften zukünftig tragbar ist.

3.2.4 Sozialkapital als Bestandteil sozialer Nachhaltigkeit?

Das Sozialkapitalkonzept wurde weiter oben detailliert ausgeführt (siehe Kap. 2.2). An dieser Stelle konzentrieren wir uns auf die Möglichkeiten und Grenzen der Integration dieses Ansatzes in das Konzept der sozialen Nachhaltigkeit.

In der Nachhaltigkeitsdiskussion wird mit dem Naturkapital die ökologische Säule und mit dem Sachkapital die ökonomische Säule konkretisiert. Angesichts der empirischen Relevanz

des Sozialkapitalkonzepts (vor allem im ökonomischen Bereich) wird erwartet, dass sich damit die soziale Dimension der Nachhaltigkeit abbilden lässt und die drei Säulen bzw. Kapitalsorten (ökologisch, ökonomisch, sozial) integrierbar und vergleichbar werden. So hat die Weltbank (1997) das Sozialkapitalkonzept als festen Bestandteil seiner Entwicklungsstrategie aufgenommen im Hinblick auf die Frage, wie durch Sozialkapital wirtschaftliche Entwicklung gefördert werden kann (siehe auch Kap. 4.3.3).

Wie in Kapitel 2.2 ausgeführt, bezieht sich das Konzept des Sozialkapitals sowohl auf die Mikro- als auch auf die Makroebene, ist also ähnlich wie der Ansatz der sozialen Nachhaltigkeit situiert im Spannungsverhältnis zwischen individueller Bedürfnisbefriedigung bzw. persönlichem Profit und gesamtgesellschaftlicher Nutzenmaximierung bzw. Existenzsicherung. Trotz dieser Gemeinsamkeit kann Sozialkapital allein die Dimension der sozialen Nachhaltigkeit nicht gesamthaft umfassen. Verschiedene Einwände und damit verbundene Erweiterungen sind notwendig, um das Konzept für die Nachhaltigkeitsthematik fruchtbar zu machen (vgl. Empacher und Wehling 2002, Mutlak und Schwarze 2007).

Der erste und wesentlichste Einwand bezieht sich darauf, dass der gesellschaftliche Bestand an Wissen, Erfahrungen und Kultur – wichtiger Bestandteil der sozialen Nachhaltigkeitsdimension – vom Sozialkapital nicht erfasst wird. Wissen/Erfahrung konkretisiert sich im Humankapital von Individuen (siehe Kap. 2.3.1.1), allerdings verkürzt auf seine ökonomische Verwertbarkeit. Empacher und Wehling (2002: 37) schlagen in diesem Zusammenhang vor, Human- und Sozialkapital (als theoretische Grundlage sozialer Nachhaltigkeit) unter dem Begriff der „Sozialressourcen“ zusammenzufassen. Sie verstehen darunter: „...diejenigen Handlungspotentiale, die zwar von Individuen genutzt und angeeignet werden können, aber nur aufgrund der Qualität gesellschaftlicher Zusammenhänge existieren und nur in gesellschaftlichen Zusammenhängen erhalten, erneuert und weiterentwickelt werden können“ (Empacher und Wehling 2002: 50).

Neben Humankapital gehören zu den Sozialressourcen auch gesellschaftliches Wissen, kulturelle Traditionen und Erfahrungen, die nicht unmittelbar ökonomisch verwertbar sein müssen. Soziale Ressourcen geben Individuen und sozialen Gruppen Handlungsmöglichkeiten und -sicherheiten und sind daher unabdingbar für die gesellschaftliche Existenzsicherung. Der so definierte Begriff der Sozialressourcen weist eine grosse Nähe auf zu dem in Kap. 2.3.1.1 vorgestellten Konzept des Humanvermögens, welches als individuelles Handlungspotential in komplexen gesellschaftlichen Kontexten und im Alltag beschrieben wird und sowohl Daseins- als auch Fachkompetenzen umfasst. Obwohl beide Begriffe/Konzepte vornehmlich die Auswirkungen betonen, stimmen sie sich doch darin überein, dass dieses Vermögen bzw. diese Ressourcen in sozialen Netzwerken generiert, erhalten und weiterentwickelt werden. Während beim Humanvermögenskonzept jedoch hauptsächlich die Familie als Vermögensquelle betrachtet wird, ist diese beim Begriff der Sozialressourcen weiter gefasst bzw. es wird nicht näher konkretisiert, in welchen gesellschaftlichen Zusammenhängen diese Ressourcen besonders gebildet, erhalten oder auch weiterentwickelt werden. Mit anderen Worten: Sozialressourcen werden in sozialen Netzwerken generiert, wobei sowohl Familien als auch Vereine, Verbände, andere soziale Verbindungen oder Institutionen als Quellen in Frage kommen.

Das Konzept der Nachhaltigkeit verlangt allerdings eine zweite Erweiterung, da in herkömmlichen Sozialkapitalkonzepten vornehmlich die Beziehungen lebender Individuen im Vordergrund stehen bzw. Auswirkungen auf künftige Generationen ausgeschlossen sind. Obwohl Bourdieu und Coleman in ihren Beiträgen auf die Vererbung von sozialem Kapital hinweisen, bleibt in makrosoziologischen Sozialkapitalkonzepten der Zeithorizont begrenzt bzw. wird die Frage nach den Auswirkungen des aktuellen Sozialkapitals auf jenes zukünftiger Generationen und dem damit verbundenen zu leistenden Beitrag lebender Generationen nicht (direkt) gestellt. Damit verbunden ist die fehlende Entwicklungs- und Veränderungsperspektive innerhalb der Sozialkapitalforschung. In Zusammenhang mit sozialer Nachhaltigkeit stellt sich immer auch die Frage nach dem Entwicklungspotential einer Gesellschaft und damit auch nach dem Entwicklungspotential des vorhandenen Sozialkapitals und eben nicht nur nach dessen Erhalt. Die zwei letzten Einwände beziehen sich darauf, dass in den meisten Konzeptualisierungen von Sozialkapital die institutionelle Dimension fehlt und dass Sozialkapital als schwer operationalisierbar angesehen wird (vgl. Empacher und Wehling 2002, Mutlak und Schwarze 2007).

3.2.5 Schlüsselemente und Indikatoren sozial nachhaltiger Entwicklung

Bevor die Schlüsselemente sozialer Nachhaltigkeit skizziert werden, sollen die in den vorherigen Kapiteln ausgeführten theoretischen Grundlagen im Hinblick auf ihre Funktion als Elemente einer Theorie sozialer Nachhaltigkeit noch einmal in ihren wesentlichen Aspekten, Bezügen und Grenzen tabellarisch dargestellt werden.

Tabelle 5: Theoretische Bezugspunkte sozial nachhaltiger Entwicklung

	Wesentliche Aspekte und Bezüge zur sozialen Nachhaltigkeit	Grenzen und Kritikpunkte im Hinblick auf soziale Nachhaltigkeit
Strukturfunktionalismus	- Existenzsicherung der Gesellschaft - funktionale Grundvoraussetzungen der Existenzsicherung - Unmöglichkeit der Definition minimaler Schwellenwerte - AGIL-Schema	- Strukturkonservatismus → fehlende Entwicklungsperspektive - Fehlende Mikroperspektive - Fehlende ethische Fundierung
Grundbedürfniskonzepte	- Individuelle menschenwürdige Existenzsicherung - Set unabdingbarer materieller und immaterieller Bedürfnisse - Soziale und politische Mindestbedingungen auf ethischer Grundlage - Verbindung der drei Nachhaltigkeitsdimensionen	- Fehlende Makroperspektive - Ungewissheit über die Bedürfnisse zukünftiger Generationen
Lebensqualitätskonzepte	- Vom Mehr an wirtschaftlichem Wachstum zum Besser der Lebensqualität als Gradmesser von Wohlfahrt - Erfassung von objektiven Lebensbedingungen und subjektivem Wohlbefinden - Vorhandene Sozialindikatoren	- Individuelle Wohlfahrt im Vordergrund - Fehlende normative Ausrichtung an gesamtgesellschaftlichen Normen wie Gerechtigkeit, Solidarität, Schonung der natürlichen Ressourcen - Fragwürdige zukünftige Tragfähigkeit der Lebensqualität westlicher Industrieländer
Sozialkapitalkonzepte	- Soziale Beziehungen als eigenständige individuelle und gesamtgesellschaftliche Ressource - Vertrauen und bestimmte Normen/Werte der Reziprozität als nachhaltige, in die Zukunft wirkende Ressourcen - Verbindung der drei Dimensionen durch den Kapitalbegriff	- Trotz Kapitalbegriff schwierige Operationalisierung - fehlender Einbezug von Wissens- und Kulturkapital - fehlender Einbezug der institutionellen Ebene - fehlende ethische Fundierung

Die Verteilung von Ressourcen stellt das zentrale Element des Nachhaltigkeitsansatzes dar. Die Frage bzw. Forderung nach dauerhafter Existenzfähigkeit von Gesellschaften wird dabei bezogen auf einen dreifachen Ausgleich: zwischen der Leistungsfähigkeit der Natur und den menschlichen Bedürfnissen; zwischen Armen und Reichen; zwischen lebenden und zukünftigen Generationen. Meadows, Meadows und Randers (1992: 250, zit. nach Empacher und Wehling 2002: 44) umschreiben diese Forderung folgendermassen: „Eine Gesellschaft ist dann nachhaltig, wenn sie so strukturiert ist und sich so verhält, dass sie über alle Generationen existenzfähig bleibt. Mit anderen Worten: Sie ist so weitsichtig, so wandlungsfähig und so weise, dass sie ihre eigenen materiellen und sozialen Existenzgrundlagen nicht untergräbt“. Es geht also nicht zuletzt um die Sicherung sozialer Existenzgrundlagen, wobei sich die Frage anschliesst, was genau gesichert bzw. weiterentwickelt werden soll und wie dies getan werden müsste. Auf makrosozialer Ebene konkretisiert sich die strukturfunktionalistische Perspektive der Existenzsicherung im AGIL-Schema. Eine Gesellschaft muss die Integration, Sozialisation und Motivation ihrer Mitglieder gewährleisten und sie muss angemessen auf sich verändernde Umweltbedingungen reagieren (Lern- und Entwicklungsfähigkeit). Gleichzeitig muss sie soziale Strukturen im Sinne von Beziehungsstrukturen und -mustern (Sozialressourcen) aufrechterhalten. Auf individueller Ebene gestaltet sich die Existenzsicherung als Grundbedürfnisbefriedigung auch im Sinne einer Befähigung zur Mitgestaltung. Damit verbunden sind auch Chancengleichheit im Zugang zu wesentlichen Ressourcen und Partizipation an wichtigen Entscheidungsprozessen. Aus wissenschaftstheoretischer und konflikttheoretischer Perspektive geht es schliesslich darum, nach dem jeweils neuesten Stand der Kenntnisse die Prioritäten gesellschaftlicher Interventionen auszuhandeln im Hinblick auf eine gesamtgesellschaftliche (allenfalls global) legitimierte Verteilung von Ressourcen unter Berücksichtigung von Grundbedürfnissen, wie sie oben erläutert wurden. So schlagen Empacher und Wehling (2002: 46) die folgenden fünf Aspekte als *Schlüsselemente* eines Konzeptes sozial nachhaltiger Entwicklung vor:

1. Existenzsicherung aller Gesellschaftsmitglieder
2. Entwicklungsfähigkeit sozialer (Teil)-Systeme und Strukturen
3. Erhaltung und Weiterentwicklung der Sozialressourcen
4. Chancengleichheit im Zugang zu den Ressourcen
5. Partizipation an gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen

Auf der Grundlage der Schlüsselemente formulieren Empacher und Wehling (2002: 47-52) fünf *Leitorientierungen* sozialer Nachhaltigkeit, die das gesellschaftliche Handeln auf das Ziel der Nachhaltigkeit ausrichten sollen. Für den Bereich der Arbeit (als Aspekt der Existenzsicherung aller Gesellschaftsmitglieder) wird eine eigene Leitorientierung formuliert, da sie ein wesentliches Grundbedürfnis unserer Gesellschaft darstellt. Keine Leitorientierung (und auch keine eigenen Indikatoren) werden dagegen für die Entwicklungsfähigkeit formuliert, weil sie sich aus übergeordneter Perspektive als ausgewogenes Verhältnis zwischen Stabilität und Entwicklungsfähigkeit innerhalb aller Schlüsselemente darstellt. Die Leitorientierungen sind nicht auf bestimmte Gesellschaften bzw. Gruppen zugeschnitten. Sie stellen Mindestbedingungen dar, welche durch Zielformulierungen noch weiter konkretisiert werden müssen innerhalb eines je spezifischen gesellschaftlichen und kulturellen Kontextes. Im Hinblick auf den Erhalt der Sozialressourcen führen Empacher und Wehling (2002: 50) aus, dass dieser nicht gleichbedeutend sei mit der Forderung nach dem Erhalt bestimmter institutio-

nalierter Gesellschaftsstrukturen wie Kirche, Familie und Ehe. So sind soziale Netzwerke, welche soziale Kohäsion über Konformität und/oder Ausgrenzung erzwingen wollen, nicht per se sozial nachhaltig.

Bei der Operationalisierung ist darüber hinaus zu beachten, dass wesentliche Bereiche der vorgeschlagenen Schlüsselemente sowohl objektiv als auch subjektiv als ausreichend erlebt werden müssen. Um das zu überprüfen, wird das Konzept der Lebensqualität einbezogen, welches sowohl objektive Lebensbedingungen als auch subjektives Wohlbefinden misst. Ausgehend von den fünf formulierten Leitorientierungen sozial nachhaltiger Entwicklung schlagen Empacher und Wehling (2002) ein *Indikatorenset* für Industrieländer vor. Die einzelnen Elemente überlappen sich dabei teilweise gegenseitig. Für jedes der vier Schlüsselemente werden zwei Leitindikatoren vorgeschlagen. Im Folgenden sind die vier Schlüsselemente mit dazugehörigen Leitorientierungen und Indikatoren dargestellt und werden kurz erläutert (ausführliche Darstellung siehe Anhang 1).

Existenzsicherung aller Gesellschaftsmitglieder

„Allen Mitgliedern der Gesellschaft soll durch Bedürfnisbefriedigung ihrer materiellen und immateriellen Grundbedürfnisse eine menschenwürdige Existenz ermöglicht werden“ (Empacher und Wehling 2002: 47).

„Jedes erwerbsfähige Gesellschaftsmitglied soll die Chance zu bezahlter Erwerbsarbeit oder zur Existenzsicherung durch selbständige Tätigkeit und Produktion haben. Die bezahlte Erwerbstätigkeit ebenso wie die gesellschaftlich notwendige, aber in der Regel unbezahlte und ungleich verteilte Haus-, Reproduktions- und Subsistenzarbeit müssen gerecht verteilt werden“ (Empacher und Wehling 2002: 48).

Tabelle 6: Indikatoren zur Befriedigung der Grundbedürfnisse, zur Lebensqualität und Zufriedenheit

Grundbedürfnisse	Indikator	Ziel
Einkommen/Armut	Anteil der Haushalte, deren Einkommen bei weniger als 50% des Durchschnittseinkommens liegt	gering
Bildung	Anteil funktionaler Analphabeten	gering
	Anteil Jugendlicher (des letzten Jahrgangs) ohne Schulabschluss	gering
Arbeit	Anteil Arbeitsloser	gering
	Anteil Langzeitarbeitsloser	gering
Wohnung	Zahl der Obdachlosen	gering
Gesundheit	Lebenserwartung	hoch
	Anteil der Gesundheitsausgaben für Prävention/Anteil der Ausgaben für Behandlung	hoch
	Anteil der Bevölkerung mit Herz-/Kreislauf-Erkrankungen	gering
Individuelle Zufriedenheit	Zufriedenheit mit: • Gesundheit • Arbeit • Einkommen • Wohnung • Umwelt	hoch
Leitindikator	HPI 2	gering
Leitindikator	Allgemeine Lebenszufriedenheit	hoch

(Empacher und Wehling 2002: 69)

Die angeführten Grundbedürfnisse beziehen sich speziell auf die Situation in entwickelten Ländern. Besonderes Augenmerk liegt hier (wie auch bei Operationalisierung der anderen

Schlüsselemente) auf der Anzahl besonders Betroffener, sprich der Ärmsten in der Gesellschaft. Die Bedürfnisbefriedigung wird sowohl durch objektive Indikatoren als auch durch subjektive Zufriedenheitsindikatoren abgebildet. Als objektiver Leitindikator dient der Human Poverty Index für Industrieländer (HPI 2), der von der UNPD erhoben wird. Er erfasst die Armut in den Industrieländern anhand der Menschen mit Lebenserwartung unter 60 Jahren, unzureichender Lese- und Schreibfähigkeit, Einkommen weniger als 50% des Durchschnittseinkommens und dem Anteil Langzeitarbeitsloser (siehe auch Kap. 4.3.1). Den subjektiven Leitindikator bildet die individuelle Beurteilung der allgemeinen Lebenszufriedenheit, wie sie zum Beispiel für Deutschland im Sozio-ökonomischen Panel erhoben wird.

Erhaltung und Weiterentwicklung der Sozialressourcen

„Die Sozialressourcen von Gesellschaften müssen als Handlungschancen und -potentiale für die Gesellschaftsmitglieder erhalten und qualitativ weiterentwickelt werden. Offenheit, Toleranz, Integrationsfähigkeit sowie Potentiale zur gewaltfreien Konfliktregulierung und -lösung müssen gestärkt werden“ (Empacher und Wehling 2002: 50).

Tabelle 7: Indikatoren für die Sozialressourcen

Bereich	Indikator	Ziel
Engagement/Interesse für das Gemeinwesen	Anteil der Bevölkerung, die in politischen, sozialen, kirchlichen oder anderen Organisationen/Vereinen Mitglied ist	hoch
Einbindung in direktes Umfeld	Anteil der Bevölkerung ohne Beziehungen zu Lebenspartner oder Freunden	gering
Wissensressourcen u. kulturelles Kapital	Anteil der Bildungs- und Forschungsausgaben am BSP	hoch
	Anteil der Abiturienten/Hochschulabgänger an den Schulabgängern eines Jahrgangs	hoch
Toleranz	Einstellungsforschung: z.B.: Anteil der Bevölkerung, die der Meinung sind, Ausländer sollten in Deutschland gleichberechtigt sein	hoch
Integration	Anteil der ausländischen Befragten mit interethnischen Freundschaften	hoch
Leitindikator	Durchschnittl. Zeitaufwendung für soziale, politische, ehrenamtliche Aktivitäten	hoch
Leitindikator	Anteil der Bevölkerung, die • öfter Einsamkeitsgefühle hat • der Meinung ist, die Verhältnisse sind zu kompliziert geworden	gering

(Empacher und Wehling 2002: 73)

Beim Schlüsselement der Sozialressourcen handelt es sich vorwiegend um immaterielle Phänomene, die schwer zu operationalisieren sind. Ihre Quantifizierung setzt einen positiven Zusammenhang zwischen Quantität und Qualität der Sozialressourcen voraus, also dass die Häufigkeit der Kontakte bzw. die Mitgliedschaft in Vereinen etwas aussagt über die Qualität der Beziehungen/Unterstützung bzw. über die Bereitschaft zu ehrenamtlichem Engagement. Da sowohl freundschaftliche/verwandschaftliche Netzwerke als auch Engagement in freiwilligen Organisationen die Lebenszufriedenheit positiv beeinflussen (siehe Kap. 3.3.2), sind sie als Indikatoren für Sozialressourcen geeignet. In Bezug auf die Wissensressourcen kann leider nicht zurückgegriffen werden auf deren Vermittlung ausserhalb des formalen Bildungssystems, da sich dieser Bereich einer quantifizierenden Beschreibung weitgehend entzieht. Die Entwicklungsfähigkeit der Sozialressourcen erscheint am ehestens überprüfbar durch das Mass an Toleranz und Integrationsbereitschaft gegenüber anderen Menschen

und Lebensformen und der Aufgeschlossenheit gegenüber Neuem, wie es in der Einstellungsforschung erhoben wird. Als objektiver Leitindikator bietet sich der zeitliche Aufwand für soziale, politische und ehrenamtliche Aktivitäten an, wie sie für Deutschland vom statistischen Bundesamt 1994 einmalig durchgeführt wurden. Als subjektiver Leitindikator dienen Gefühle der Einsamkeit und Sinnlosigkeit, wie sie für Deutschland im Sozio-ökonomischen Panel erhoben werden. Auf der Grundlage von Überlegungen aus Forschungen zur Diversität sowie zu horizontalen und vertikalen Ungleichheiten sind hier auch alternative Indikatoren denkbar, welche *cross-cutting cleavages* erfassen: diese vermindern Konflikt bzw. fördern Kohäsion, bilden also gesellschaftliche Konfliktfähigkeit ab und tragen damit indirekt zur Lebensqualität (Frieden, Kohäsion) bei (Sen 2007).

Chancengleichheit im Zugang zu den Ressourcen

„Alle Mitglieder einer Gesellschaft sollen die gleichen Chancen des Zugangs zu grundlegenden gesellschaftlichen Ressourcen, Angeboten und Einrichtungen haben. Daher müssen alle Gesellschaftsmitglieder die gleichen Rechte besitzen; zudem müssen soziale Diskriminierungen z.B. beim Zugang zu gesellschaftlichen Problemen, abgebaut und Prozesse der sozialen Exklusion verhindert werden“ (Empacher und Wehling 2002: 51).

Tabelle 8: Indikatoren für Chancengleichheit

Bereich	Indikator	Ziel
soziale Mobilität	Strukturmobilitätsquote	hoch (?)
Zugang zu Bildung	Anteil von Arbeiterkindern unter Studierenden	Nahe am Anteil in der Bevölkerung
Geschlecht	Quotient der Arbeitszeit für bezahlte und unbezahlte Arbeit von Männern im Vgl. zu Frauen	gegen 1
ethnische und andere Minderheiten	Anteil der ausländischen Bevölkerung unter der Armutsgrenze i. Vgl. zum Anteil unter Inländern	gegen 1
Leitindikator	Gini-Koeffizient der Einkommensverteilung	niedrig
Leitindikator	Gender Empowerment Measure	gegen 1

(Empacher und Wehling 2002: 75)

Die Chancengleichheit lässt sich abbilden durch das Ausmass der sozialen Mobilität, d.h. der Möglichkeit, den sozioökonomischen Status intergenerationell zu wechseln. Messen lässt sich das Ausmass durch Analysen von Mobilitätsmatrizen und so genannter Statuszuweisungsmodelle (siehe Abbildung 3), die die Auswirkung der sozialen Herkunft sowie zugeschriebener und erworbener Merkmale von Individuen auf deren sozioökonomischen Status überprüfen. Daneben sollte die Verteilung der unbezahlten Arbeit (als ein Ausmass der Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern) berücksichtigt werden und die Situation der Migrant/innen. Der Gini-Koeffizient bietet sich als objektiver Leitindikator an. Er sollte im Hinblick auf eine gendersensible Perspektive ergänzt werden durch den „Gender Empowerment Measure“ (GEM) der UNPD, welcher für die Industrieländer den Anteil von Frauen im Parlament, in Verwaltungs- und Management-Tätigkeiten sowie in technischen Berufen und den geschlechtsspezifischen Anteil am Einkommen erfasst (siehe Kap. 4.3.1). Ein ähnlicher Indikator für die ausländische Bevölkerung existiert leider nicht. Auch ein subjektiver Leitindikator in Form der individuellen Zufriedenheit mit dem Ausmass an legitimer Gleich- bzw. Ungleichverteilung zwischen gesellschaftlichen Schichten, den Geschlechtern und In- und Ausländer/innen muss erst noch entwickelt werden.

Partizipation an gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen

„Allen Gesellschaftsmitgliedern muss die Partizipation an den wichtigen gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen möglich sein. Demokratische Formen der Entscheidungsfindung und Konfliktregulierung sollen erweitert und verbessert werden“ (Empacher und Wehling 2002: 52).

Tabelle 9: Indikatoren für die Partizipation

Partizipation	Indikator	Ziel
Partizipationsausmass	Wahlbeteiligung	hoch
	Anteil der Bevölkerung, die an nicht-institutionalisierten Partizipationsverfahren teilgenommen hat	hoch
Partizipationsmöglichkeiten	institutionalisierte Bürgerbeteiligung in Entscheidungsverfahren (Bürger-/Volksentscheid)	vorhanden
	vorhandene LA 21-Prozesse/Initiativen	hoch
Leitindikator	Zufriedenheit mit politischer Partizipation	hoch
Leitindikator	Gewichteter Anteil derer, die sich an Wahlen und nicht-institutionalisierten Partizipationsformen beteiligen	hoch

(Empacher und Wehling 2002: 77)

Üblicherweise wird das Ausmass der Partizipation gemessen durch die Wahlbeteiligung. Daneben spielen aber auch nicht institutionalisierte Formen der Beteiligung eine wichtige Rolle. Neben dem Partizipationsausmass sollten auch die Partizipationsmöglichkeiten erfasst werden. Diese werden bis jetzt in der Sozialberichterstattung kaum berücksichtigt. Datengrundlagen müssten also erst noch geschaffen werden.

3.2.6 Wechselwirkungen zwischen den Dimensionen nachhaltiger Entwicklung

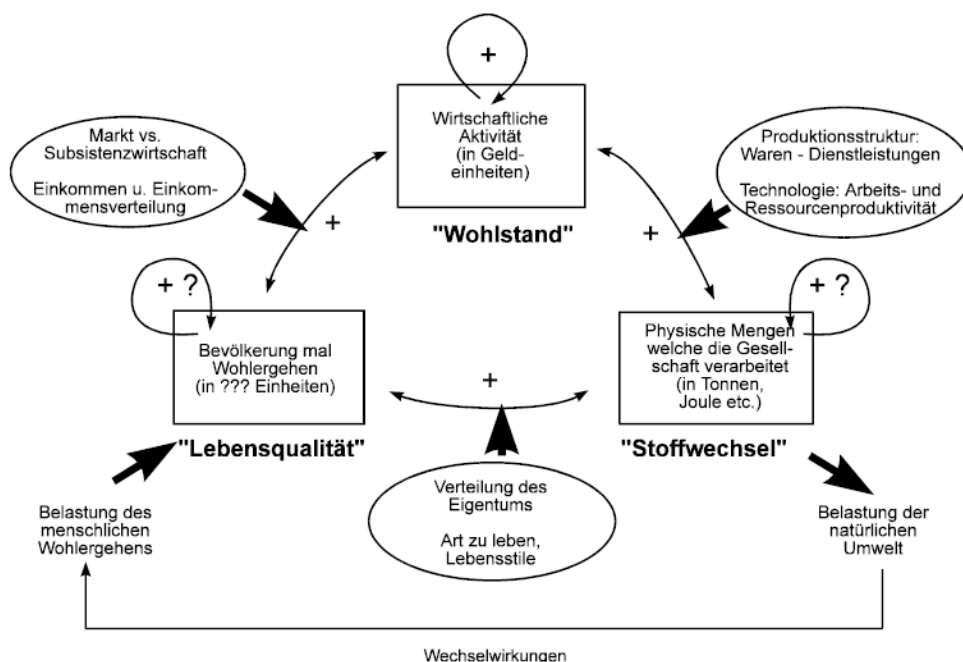
Die Frage nach der dauerhaften Existenzfähigkeit von Gesellschaften im Sinne der Nachhaltigkeit kann nur unter Einbezug der natürlichen Ressourcen und der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit beantwortet werden. So wird schon im Brundtlandbericht die gleichwertige Berücksichtigung der ökologischen, ökonomischen und sozialen Dimension nachhaltiger Entwicklung gefordert (World Commission 1987). Der Versuch, die beiden Thematiken Umweltschutz und soziale Gerechtigkeit (im Sinne einer legitimierten Verteilung gesellschaftlich relevanter Güter) miteinander zu verbinden, stellt wissenschaftlich und politisch eine grosse Herausforderung dar. So bestehen im Hinblick auf die Gewichtung der drei Dimensionen grundlegende Kontroversen auf zwei Ebenen (Jörissen, Kopfmüller und Brandl 1999). Auf der ersten Ebene wird darüber diskutiert, ob einer Dimension grundlegende Priorität einzuräumen ist (und die anderen beiden Dimensionen unter dem Aspekt einer Folgeanalyse zu bewerten sind) oder ob alle drei Dimensionen gleichrangig sind. Auf der zweiten Ebene geht es darum, welcher Dimension Priorität einzuräumen ist. Während die Entwicklungsländer bislang sozialen und ökonomischen Belangen den Vorrang geben, stellen die Industriestaaten ökologische Themen in den Vordergrund. Darüber hinaus besteht auch Uneinigkeit darüber, ob eine Substituierbarkeit zwischen den Dimensionen möglich ist oder nicht. Während im Konzept der „schwachen Nachhaltigkeit“ die drei Säulen grundsätzlich als gegenseitig substituierbar angesehen werden, lässt das Konzept der „starken Nachhaltigkeit“ keine Substituierbarkeit zwischen den Dimensionen zu. In dieser Diskussion kristallisiert sich die

letztendlich ungeklärte Frage nach der zulässigen Nutzung der Natur (Blazejczak und Edler 2004). Das Spannungsverhältnis zwischen der Annahme der Gleichrangigkeit der drei Nachhaltigkeitssäulen einerseits und der Priorisierung des Umwelterhaltes als Grundvoraussetzung menschlicher Entwicklung andererseits scheint zum jetzigen Zeitpunkt ungelöst (Brandl 2002).

Fischer-Kowalski (1998, zit. nach Littig und Griessler 2004: 29-31) skizziert die Wechselwirkungen zwischen den drei Säulen der Nachhaltigkeit als *magisches Dreieck* von Ökonomie (Wohlstand), Ökologie (Stoffwechsel) und Sozialem (Lebensqualität). Im Vordergrund stehen dabei die Konsequenzen eines bestimmten Niveaus an Lebensqualität und an ökonomischem Wohlstand für den gesellschaftlichen Naturverbrauch (siehe Abbildung 8).

Dargestellt wird hier eine innersystemische, gesellschaftliche Dynamik, bei welcher drei qualitativ verschiedenartige Grössen – die Menge an Lebensqualität (gemessen als Bevölkerung mal deren Wohlergehen), die Menge an wirtschaftlicher Aktivität (gemessen in Geldeinheiten) und die Menge der gesellschaftlich prozessierten physischen Ressourcen (Stoffwechsel, gemessen in Joule und Tonnen) positiv verknüpft sind (Fischer-Kowalski 1998: 18-21, zit. nach Littig und Griessler 2004: 29-31). Diese innersystemische Dynamik ist an zwei Eckpunkten an die natürliche Umwelt rückgebunden. Den ersten Eckpunkt bildet der Stoffwechsel: bestimmte natürliche Ressourcen müssen in bestimmten Mengen verfügbar sein und gewisse gesellschaftliche Ausscheidungsprodukte müssen von der Umwelt absorbiert werden. Den zweiten Eckpunkt stellt das Wohlbefinden der Menschen dar. Dieses setzt bestimmte Rahmenbedingungen voraus, die nur zu einem (kleinen) Teil gesellschaftlich produziert oder im Fall des Ausbleibens „natürlicher Leistungen“ kompensiert werden können.

Abbildung 8: Wechselbeziehungen zwischen den drei Nachhaltigkeitssäulen



(Fischer-Kowalski 1998: 20)

Aus dieser integrativen Perspektive heraus wird das Leitbild der Nachhaltigkeit auch in den Sozialwissenschaften zu einem analytischen Konzept, welches gesellschaftliche Prozesse thematisiert, die den Austausch mit der Natur betreffen (Littig und Griessler 2004: 67-69). Die natürlichen Ressourcen können also aus einer Konzeption sozialer Nachhaltigkeit nicht ausgeschlossen werden. Gleichzeitig muss darauf hingewiesen werden, dass das Mass der wirtschaftlichen Aktivitäten in Form von Geldeinheiten widersprüchlich erscheint. So misst das Bruttoinlandprodukt (BIP) (siehe auch Kap. 4.6) nur spezifische Dimensionen sozialer Entwicklung und es tragen auch viele negativ konnotierte soziale Entwicklungen zur Erhöhung des BIP bei, wie zum Beispiel Verkehrsunfälle und Drogenkonsum. Neben dem analytischen Fokus stellt soziale Nachhaltigkeit gleichzeitig auch ein normatives Konzept dar. Nicht zuletzt müssen Werte entwickelt werden (Gerechtigkeit, Partizipation, Chancengleichheit), welche die (nachhaltige) Entwicklungsrichtung einer Gesellschaft festlegen.

3.3 Generationenbeziehungen und soziale Nachhaltigkeit

Die Thematik der Generationenbeziehungen wird in der Konzeption sozialer Nachhaltigkeit nicht explizit berücksichtigt (siehe Kap. 3.2). Ihr möglicher Stellenwert innerhalb einer Theorie sozialer Nachhaltigkeit soll deswegen im Folgenden erörtert werden mit besonderen Bezügen zu relevanten Ergebnissen der Lebensqualitätsforschung und zum Begriff der „Generationengerechtigkeit“ als Voraussetzung einer sozial nachhaltigen Entwicklung. Die Ausführungen beziehen sich dabei im Wesentlichen auf intrafamiliäre Generationenbeziehungen, da das Feld der extrafamiliären Generationenbeziehungen zu weitläufig, vielfältig und wenig erforscht ist (siehe auch Kap. 2.3.2), als dass sein allgemeiner Stellenwert innerhalb einer Theorie sozialer Nachhaltigkeit an dieser Stelle diskutiert werden könnte.

3.3.1 Generationenbeziehungen in der Theorie sozialer Nachhaltigkeit

In den Ausführungen zu den Schlüsselementen und Indikatoren sozial nachhaltiger Entwicklung im letzten Kapitel zeigt sich, dass intergenerationelle Beziehungen nicht speziell thematisiert werden. Allerdings liegt es auf der Hand, die Beziehungen zwischen Generationen als Schlüsselement der Sozialressourcen zu konzipieren. Wenn Sozialressourcen kollektive Handlungspotentiale darstellen, die nur in sozialen Interaktionszusammenhängen existieren, erhalten und weiterentwickelt werden können (Empacher und Wehling 2002: 50), bilden intergenerationelle Beziehungen spezifische soziale Netzwerke, in denen Sozialressourcen gebildet, erhalten, vermittelt und weiterentwickelt werden.

Dabei drängt sich selbstverständlich die Frage auf, ob intergenerationelle Beziehungen bei der Bildung und Vermittlung von Sozialressourcen eine grössere Bedeutung haben als die intragenerationellen Beziehungen. Dafür sprechen die im Strukturfunktionalismus definierten Grundvoraussetzungen für die Existenzfähigkeit von Gesellschaften. Eine Gesellschaft muss demnach die Sozialisation, Integration und Motivation ihrer Mitglieder gewährleisten. In diesem Zusammenhang kommt den intergenerationellen Beziehungen innerhalb des Erziehungskontextes in Familien sicher besondere Bedeutung zu. Sie tragen massgebend zur Sozialressourcen- bzw. Humanvermögensbildung der Kinder bei. So erscheinen intergenera-

tionelle Beziehungen in Familien angesichts der unverzichtbaren Erziehungsfunktion als per se nachhaltig angelegt. Denn Kinder lernen dort die Soziabilität bzw. die Fähigkeit, später selbst soziale Beziehungen eingehen zu können, zu erhalten und kooperativ zu handeln. So erwähnt der Siebte Familienbericht der deutschen Bundesregierung (BMFSFJ 2006: 245) die Familie als Basis für lebenslange Generationensolidarität und Fürsorge.

Dabei ist jedoch einzuräumen, dass auch intragenerationelle Beziehungen systemstabilisierend wirken. Denken wir nur an die sozialen Kontakte in der Schule, am Arbeitsplatz, in der Paarbeziehung oder im Rahmen von Organisationen/Assoziationen. Hinzu kommt, dass sich Familienverhältnisse genauso wie alle anderen „gemeinschaftlich“ strukturierten Entitäten auch negativ auf die Sozialressourcenbildung und deren Erhalt auswirken können.

Darüber hinaus bemühen sich Familien, den sozialen Status ihrer Mitglieder über Generationen hinweg zu reproduzieren und damit die Lebenschancen Dritter zu behindern (siehe z.B. Stamm 2009: 47-48). Aber nicht nur die Familie bzw. die Eltern sind entscheidend bei der Sozialressourcen- bzw. Humanvermögensbildung der nächsten Generation. In allen Kontexten, in denen Erwachsene mit Kindern/Jugendlichen vor dem Erziehungs- und Sozialisationshintergrund Kontakte pflegen, wird die Humanvermögensbildung der nächsten Generation unterstützt. Darüber hinaus spielen mit zunehmendem Alter der Kinder auch Gleichaltrigengruppen eine wichtige Rolle. Die soziale Nachhaltigkeit intergenerationeller Beziehungen erscheint also vor allem im Erziehungs- und Sozialisationskontext angelegt.

Auch wenn intergenerationelle Beziehungen innerhalb von Familien als per se nachhaltig angelegt erscheinen, müssen sie qualitativ besonders gestaltet sein, um soziale Nachhaltigkeit tatsächlich zu erreichen. Dabei spielt das Kriterium der Entwicklungsfähigkeit von Gesellschaften eine wesentliche Rolle. Soziale Nachhaltigkeit fragt nach dem Verhältnis von Stabilität und Wandel bzw. von Erhaltung und Entwicklung einer Gesellschaft und damit auch nach der Lernfähigkeit von Gesellschaften. Soziale Netzwerke, welche soziale Kohäsion über Konformität und/oder Ausgrenzung erreichen wollen, sind per se nicht als sozial nachhaltig anzusehen. Intergenerationelle Beziehungen sind also nur dann sozial nachhaltig, wenn Kinder, Eltern, Grosseltern dadurch Toleranz gegenüber „Fremden“, Offenheit gegenüber Neuem/Andersartigem, Vertrauen und Engagement für die Gesellschaft erlernen, vermitteln, erhalten und konfliktiv aber gewaltfrei weiterentwickeln können. In diesem Zusammenhang kommt der Erziehungsstil-Forschung sicher eine wichtige Rolle zu.

Intergenerationelle Beziehungen sind auch in den Grundbedürfnisansatz und in das Lebensqualitätskonzept als weiteren Grundlagen sozialer Nachhaltigkeit integrierbar. Selbstverwirklichung als Grundbedürfnis findet meistens im Kontext der Beziehungen zwischen familialen Generationen statt. Familienbeziehungen bzw. soziale Kontakte im unmittelbaren Umfeld werden folglich als wichtige Determinante einer guten Lebensqualität angesehen. Allerdings stellt sich auch hier die Frage, ob intergenerationelle Beziehungen als Grundbedürfnis bzw. in ihrem Beitrag zur Verbesserung der Lebensqualität einen derart herausragenden Beitrag leisten, dass sie – in der Abgrenzung zu intragenerationellen Beziehungen und Kontakten – besonders hervorgehoben werden sollten. Die aktuelle Diskussion, Konzeptualisierung und Messung sozialer Nachhaltigkeit liefert kaum Hinweise für die besondere Bedeutung intergenerationeller Beziehungen. So erachten Empacher und Wehling (2002) in ihrer theoretischen Skizzierung sozialer Nachhaltigkeit (siehe Kap. 3.2.5) die Einbindung ins

direkte Umfeld (als einen Indikator des Schlüsselements Sozialressourcen) und den Quotient der Arbeitszeit für bezahlte und unbezahlte Arbeit von Männern im Vergleich zu Frauen (als einen Indikator des Schlüsselements Chancengleichheit) zwar als wesentlich, jedoch ohne weitere Verbindungen zur Thematik der intergenerationellen Beziehungen.

Bei der Einbindung ins direkte Umfeld könnte jedoch bei Bedarf differenziert werden im Hinblick auf intergenerationelle Beziehungen. Und der geschlechterspezifische Quotient der Arbeitszeit für bezahlte und unbezahlte Arbeit verweist vor allem eben auch auf unbezahlte Betreuungs- und Familienarbeit in intergenerationellen Zusammenhängen (Betreuung der Kinder und/oder der unterstützungsbedürftigen Eltern, Grosseltern). Bei der konkreten Ausgestaltung der Messkonzepte zur Thematik der Nachhaltigkeit fehlt die Dimension der Sozialressourcen jedoch vollständig und auch der Aspekt der unbezahlten Arbeit findet keine Berücksichtigung (siehe Kap. 4.3). Die Thematik der intergenerationellen Beziehungen findet am ehesten – wenn auch dort immer noch am Rande – Eingang in Messkonzepte der Lebensqualität, also den objektiven Lebensbedingungen und dem subjektiven Wohlbefinden.

3.3.2 Generationenbeziehungen und subjektives Wohlbefinden

In der empirischen Wohlfahrtsforschung wird auf der Grundlage des Lebensqualitätskonzepts (siehe Kap. 3.2.3) im Allgemeinen unterschieden zwischen den objektiven Lebensbedingungen und dem subjektiven Wohlbefinden. Zu Ersterem zählen beobachtbare Lebensverhältnisse, wie Einkommen, Wohnverhältnisse, Gesundheit und eben auch Familienbeziehungen und soziale Kontakte. Das subjektive Wohlbefinden umfasst demgegenüber die persönlichen Einschätzungen zu den einzelnen objektiven Lebensverhältnissen und die subjektive Beurteilung des eigenen Lebens im Allgemeinen. Es kann weiter untergliedert werden in die allgemeine Lebenszufriedenheit als eher kognitiver Komponente des Wohlbefindens, in das Glück als emotionalem Aspekt und in das Zugehörigkeitsgefühl als sozialer Komponente des Wohlbefindens.

In der Lebensqualitätsforschung (und auch in der wirtschaftlichen Forschung) wird zunehmend die Frage gestellt, was Menschen zufrieden und/oder glücklich macht. In diesem Zusammenhang wird auch der Stellenwert sozialer Beziehungen und Kontakte, sei das in der Familie und/oder im Freundeskreis, untersucht. So stellt Bergheim (2007) fest, dass stabile soziale Beziehungen zu Freund/innen und innerhalb der Familie glücksfördernd sind. Auch Böhnke (2005) und Saraceno, Olagnero und Torroni (2005) kommen im ersten Europäischen Survey zur Lebensqualität⁴ zum Schluss, dass soziale Beziehungen das subjektive Wohlbefinden signifikant beeinflussen, weil sie eine stabilisierende und unterstützende Funktion ausüben, vor allem bei sozial benachteiligten Menschen. Familiäre Unterstützung stellt die verlässlichste Form der Unterstützung in ganz Europa dar. Dabei existieren Unterschiede zwischen den Europäischen Ländern. Mit zunehmendem wirtschaftlichen Entwicklungsstand und Reichtum nehmen nahe Kontakte innerhalb der Familie ab. So erscheinen Familiennetzwerke in Bulgarien, Rumänien und der Türkei dichter und geschlossener im Vergleich zu

⁴ Die Schweiz gehörte nicht zu den untersuchten Ländern.

den NMS⁵ und noch mehr im Vergleich zur EU-15⁶. Demgegenüber gewinnen Freundschftsnetzwerke als Unterstützungsquelle in den NMS und vor allem in der EU-15 zunehmend an Bedeutung, ohne jedoch unbedingt eine Alternative zur familialen Unterstützung darzustellen. Gleichzeitig nimmt auch die Bedeutung materieller Ressourcen für das individuelle Wohlbefinden allgemein ab und der Stellenwert sozialer Unterstützung für die Zufriedenheit wird grösser. In der Art der Unterstützung durch familiale Netzwerke existieren zudem geschlechtsspezifische Unterschiede. So erhalten Männer zum Beispiel Hilfe eher im Falle psychischer Not, während Frauen vielmehr in finanziellen Belangen unterstützt werden.

Helliwell, Huang, und Harris (2008) untersuchen die Lebenszufriedenheit in einem Ländervergleich anhand Daten des World Values Survey und des Gallup World Poll. Sie führen an, dass es für die Lebenszufriedenheit wichtig ist, jemanden zu haben, auf den man zählen kann, sei es in der Familie oder im Freundeskreis. Daneben spielt Vertrauen (in Freunde, Nachbarn, bei der Arbeit) eine wesentliche Rolle. Damit bestätigt sich Helliwells (2006: C38) treffende Diagnose in einem Artikel über den Zusammenhang zwischen sozialem Kapital und subjektivem Wohlbefinden, dass „the more we get together the happier we are.“ Zuvor hat bereits Björnskov (2003) in international vergleichenden Analysen starke Wirkungen von kollektivem Sozialkapital – gemessen an generalisiertem Vertrauen, Partizipation und wahrgenommener Korruption – auf die Lebenszufriedenheit festgehalten, wobei er jedoch einräumt, dass diese Regularität vornehmlich für wirtschaftlich stark entwickelte Länder zutrifft: „Moreover, social capital seems to matter much more than income for people's satisfaction with their lives in advanced societies that are proficient while the reverse is true for low-income countries“ (Björnskov 2003: 14). Auch Dolan, Peasgood und White (2008) kommen in einer Durchsicht der wirtschaftlichen Literatur zur Frage des Einflusses auf das Wohlbefinden zum Schluss, dass soziale Beziehungen und Kontakte zu Freund/innen und Familienmitgliedern eine wichtige Rolle spielen für das individuelle Wohlbefinden. Ihrer Meinung nach sind weitere Forschungen nötig, um den genauen Zusammenhang zwischen Sozialkapital und Wohlbefinden zu klären. Wichtig erscheint dabei auch, dass soziale Beziehungen zur Familie und Freund/innen das Wohlbefinden zwar zu erhöhen scheinen, Caring-Studien dagegen jedoch zum Schluss kommen, dass die Sorge um andere, vor allem wenn sie verwandt sind, sich negativ auswirkt auf das Wohlbefinden (Dolan et al. 2008: 103).

Dieses Ergebnis entspricht Erkenntnissen aus dem ersten Europäischen Survey zur Lebensqualität (Saraceno et al. 2005). So ist die Lebenszufriedenheit grösser, wenn Menschen bei ihren Eltern leben und gleichzeitig keinen täglichen familiären Verpflichtungen nachkommen müssen, also weder in einer Partnerschaft leben noch Kinder haben. Der bislang umfangreichste Versuch, die Determinanten der Lebensqualität zu eruieren, stammt von Björnskov, Dreher und Fischer (2008). Ihre Analyse berücksichtigt eine Vielzahl potenzieller Variablen anhand von mehr als 90'000 Fällen in 70 Ländern. Die multivariaten Mehrebenenanalysen sprechen dafür, dass die individuelle Lebenszufriedenheit signifikant durch ein hohes Einkommen, durch das Vorhandensein von Wohnpartner/innen (Ehe, Haushalt), und im Sinne der Sozialkapitaltheorie durch ein hohes generalisiertes Vertrauen gefördert wird.

⁵ Neue EU-Mitgliedstaaten seit Mai 2004: Estland, Lettland, Litauen, Malta, Polen, Slowakei, Slowenien, Tschechien, Ungarn und Zypern.

⁶ Belgien, Dänemark, Deutschland, Finnland, Frankreich, Griechenland, Grossbritannien, Italien, Irland, Luxemburg, Niederlande, Österreich, Portugal, Schweden und Spanien.

Dagegen wirken ein bis zwei Kinder, Singledasein, männliches Geschlecht und Arbeitslosigkeit tendenziell lebensqualitätsmindernd.

Die Forschungsergebnisse zur Lebensqualität verdeutlichen zum einen, dass die Lebensqualität, sei dies die Lebenszufriedenheit oder das Glücklichein, nicht allein von der ökonomischen Situation abhängt. So zeigen die Analysen, dass vor allem auch Kontakte und Unterstützung innerhalb familialer Netzwerke das subjektive Wohlbefinden positiv beeinflussen. Hier bietet sich ein Anknüpfungspunkt für die Thematik intergenerationeller Beziehungen, da anzunehmen ist, dass sich ein wesentlicher Teil intrafamiliärer Kontakte und Unterstützungsleistungen über zwei oder mehrere Generationen hinweg entfaltet. In den angeführten Studien wird diesbezüglich leider nicht weiter differenziert, so dass der Beitrag intergenerationeller Beziehungen an das subjektive Wohlbefinden nicht konkretisiert werden kann. Zum anderen sind die Forschungsergebnisse nicht eindeutig. Auf der einen Seite wirken sich Kontakte zu und Unterstützung durch Familienmitglieder unbestreitbar positiv aus auf das subjektive Wohlbefinden. Auf der anderen Seite schmälern Ansprüche auf familiär-verpflichtende Unterstützungsleistungen (die Sorge um andere) und Rollenkonflikte jedoch die Lebenszufriedenheit bzw. das Wohlbefinden. In diesem Sinne hat schon Emile Durkheim (1973/1897) in seinem Buch „Der Selbstmord“ darauf hingewiesen, dass nicht nur zuwenig, sondern auch zu viel soziale Integration die Lebensqualität beeinträchtigt. Die Auswirkungen intergenerationeller Beziehungen auf das Wohlbefinden der Gesellschaftsmitglieder ist also auch im Bereich der Lebensqualität ambivalent und daher nicht einfach mittels Umfragedaten eruierbar.

3.3.3 Generationengerechtigkeit als Voraussetzung für soziale Nachhaltigkeit

Noch mehr als beim Generationen-Begriff variiert die Semantik beim populären Begriff der „Generationengerechtigkeit“ (Budowski und Nollert 2008). So bezieht sich der Begriff der „Generationengerechtigkeit“ (1) auf den gegenseitigen Austausch und die Unterstützung innerhalb Familienbindungen, oder aber (2) auf die Verteilung von Ansprüchen, Belastungen und Lebenschancen zwischen verschiedenen Generationen verstanden als Altersgruppen.

Der Begriff „Gerechtigkeit“ umfasst Vieles und beinhaltet je nach Position Unterschiedliches. Im Wesentlichen kann Gerechtigkeit als normativer Begriff verstanden werden, der in der Gesellschaft das Legitimationsprinzip für den Zugang zu und die Verteilung gesellschaftlich wertgeschätzter Güter bietet. Dabei sind die drei von Miller (1999: 3) genannten Prinzipien von Gerechtigkeit wichtig:

- das Prinzip des Verdienstes (das meritokratische Prinzip)
- das Prinzip der Gleichheit
- das Prinzip der Bedürfnisse

Je nach Kontext, kultureller, politischer oder ökonomischer Organisation wird eines der drei Gerechtigkeitsprinzipien Vorrang haben; je nach Debatte ebenfalls.

Das Prinzip des Verdienstes besagt, dass es legitim ist, wenn jemand mit besseren Qualifikationen oder grösserem Engagement und Einsatz mehr Einkommen erzielt. Ungleichheiten, die auf vollkommenen Märkten erzeugt werden, sind demnach nicht a priori ungerecht.

Einkommen, das auf Missbrauch von Marktmacht, Gewaltanwendung oder Geschenken beruht, ist hingegen unverdient und damit illegitim.

Das Prinzip der Gleichheit ist komplexer; da existiert zum einen die Vorstellung der gleichen Chancen im Hinblick auf Ausgangspositionen; zum anderen besteht auch die Vorstellung von ähnlichen Endresultaten, also ähnlichen Verteilungen. Eine weitere Vorstellung des Prinzips der Gleichheit lässt sich auf den Lebenslauf anwenden, d.h. Ungleichheiten sind nicht ungerecht, wenn alle im Verlauf ihres Lebens über den Zugang zu den Ressourcen und der Teilhabe am Wohlstand verfügen.

Das Prinzip der Bedürfnisse orientiert sich schliesslich an der Vorstellung, dass alle Menschen über bestimmte Grundbedürfnisse verfügen, die – unabhängig von der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit – von gesellschaftlichen Institutionen zu befriedigen sind. Ein Beispiel dafür ist Thomas H. Marshalls (1992) universeller Katalog bürgerlicher, politischer und sozialer Rechte.

Der Begriff „Generationengerechtigkeit“ ist vor allem deshalb umstritten, weil in ihm zwei äusserst vieldeutige Begriffe, Gerechtigkeit und Generation, miteinander kombiniert werden. Zum einen fokussiert der Begriff auf die Interaktion zwischen Gliedern der Abstammungslinie, wobei dann mit „Gerechtigkeit“ vornehmlich eine faire Verteilung von Rechten und Pflichten zwischen den verschiedenen Generationen verstanden wird. Zum anderen fokussiert der Begriff auf Kohorten, d.h. auf die Bedingungen, bzw. die ungleichen Chancen und/oder ungleiche Ergebnisse, die eine Kohorte im Vergleich zu einer anderen im Moment hat oder in Zukunft antreffen wird, sei dies aufgrund politischer Entscheide oder des sozialen Wandels.

In der politischen Debatte wird der Begriff „Generationengerechtigkeit“ verstärkt nach der Konferenz von Rio de Janeiro 1992 über nachhaltige Entwicklung aufgegriffen. Er bezeichnet zunächst vor allem die Frage, in wie weit nicht-nachwachsende Ressourcen verbraucht und Naturräume genutzt werden dürfen (z.B. auch die Atmosphäre als CO₂ Senke). Er wirft die Frage auf, in wie weit für die Gesellschaft zur Zeit der Nutzung die Pflicht besteht, einen Kapitalstock (und Technologien) aufzubauen, der späteren „Generationen“ hilft, Ressourcen zu ersetzen oder unter höheren Kosten zu fördern oder zu entsorgen. Diese Frage wird in den letzten Jahren vermehrt auf die Entwicklung der Sozialversicherungen und der öffentlichen Finanzhaushalte übertragen.

Unschärfen des Begriffs „Generationengerechtigkeit“ ergeben sich weiter daraus, dass die Zeitdimension nicht präzisiert wird, d.h. dass nicht unterschieden wird zwischen diachronen und synchronen Generationenbeziehungen. Diachrone Generationenbeziehungen sind solche, die zeitlich aufeinander folgen, d.h. wie die Lebenschancen und Bedingungen einer gleichen Altersgruppe in 30 Jahren sein werden; es werden also Fragen der nachhaltigen Entwicklung angesprochen. Gerecht ist demnach eine soziale Ordnung, wenn z.B. eine Generation nicht auf Kosten einer noch nicht geborenen Generation Ressourcen verschwendet und Schulden anhäuft. Synchrone Generationenbeziehungen sind solche, die zur gleichen Zeit stattfinden; also wie sieht die Verteilung aktuell zwischen unterschiedlichen Kohorten aus; welchen Zugang zu Ressourcen, welche Teilhabe am Wohlstand ist aktuell gewährleistet. In diesem Kontext wird insbesondere die Frage diskutiert, in welchem Ausmass sich die erwerbstätigen Generationen an den Kosten für die Ausbildung der jüngeren

Generationen und den Lebenshaltungskosten der aus dem Erwerbsleben ausgeschiedenen Generationen beteiligen sollen.

In Bezug auf natürliche Ressourcen und Kapitalstöcke ist die Frage der „Generationen“ scheinbar einfacher zu klären als bei sozialen Fragen. Bei sozialen Fragen geht es darum, wie sich eine aktuelle Verteilung wertvoller Güter wie Einkommen, Lebenschancen und ähnliches (zwischen „Jung und Alt“ (Kohorten), aber auch zwischen verschiedenen Bevölkerungs- und Einkommensgruppen) in die Zukunft übersetzen wird. Es stellt sich auch die Frage, in wie weit die Situation der Jugend heute durch aktuelle politische Entscheidungen in Zukunft präjudiziert wird und inwiefern dies legitimiert wird, bzw. werden kann. Die aktuelle Verteilungsungleichheit unter synchronen Generationen schafft die Ausgangslage für die privaten und staatlichen Einkommens- und Transferströme in 20 bis 30 Jahren, wiederum zwischen synchronen Generationen (aber auch zwischen charakteristischen Zielgruppen von Sozialtransfers).

So steht der Begriff der „Generationengerechtigkeit“ in der politischen Debatte einerseits für die wichtige Frage der Legitimität der Langfristigkeit von politischen Entscheidungen und dem Verhältnis von unmittelbarem Nutzen zu mittelfristigen, oft nicht intendierten Nebenfolgen, die sich nicht in den aktuellen Preisen und Haushaltsbilanzen spiegeln. Orientiert man sich am Konzept der Generationen als Gliederung der Abstammungslinie, beinhaltet die Forderung nach Generationengerechtigkeit, dass künftige Generationen die gleiche Chance haben sollten, ihre Bedürfnisse zu realisieren, wie die heutigen Generationen.

Andererseits wird mit „Generationengerechtigkeit“ auf das Verhältnis von Altersklassen oder Kohorten fokussiert. D.h. es wird eine gerechte Verteilung der Lasten und Pflichten, ein „gerechter Austausch“ zwischen heute lebenden Personen von unterschiedlichen Altersklassen der Kinder-, Eltern- und Grosseltern-Generation eingefordert.

Obwohl soziale Ungleichheiten nicht a priori ungerecht sind, wird in sozialpolitischen Debatten häufig die Ansicht geäußert, dass sich nicht legitimierbare soziale Zustände (Ungerechtigkeiten) durch Ungleichheit vermindern. Redistributionsprozesse gerechter gestalten lassen. In diesem Sinne wird mit dem Konzept der Generationengerechtigkeit häufig die Vorstellung verbunden, dass die Nutzniessenden von familialen Unterstützungsleistungen einen Teil ihrer „Schulden“ zurückzahlen. So wird von Kindern erwartet, dass sie als Eltern wiederum ihre eigenen Kinder, aber auch ihre Eltern unterstützen. Von Grosseltern wird wiederum erwartet, dass sie ihr Vermögen ihren Kindern hinterlassen.

Dieses reziproke persönliche Interaktionsverhältnis (das Konzept der persönlichen Bindungen) findet sein sozialstaatliches Pendant in sozialstaatlichen Institutionen, die explizit Einkommenstransfers zwischen Altersgruppen vorsehen. Dass diese Transferprozesse auch gesellschaftlich legitimiert und somit Gerechtigkeitsvorstellungen genügen müssen, zeigt die demografisch untermauerte These, wonach immer weniger Erwerbstätige mit ihren Beiträgen an die Alters- und Krankenversicherung immer mehr Rentner/innen unterstützen müssen.

4. Messung der Qualität intergenerationeller Beziehungen

In den vorherigen Kapiteln wurde die Konzeptualisierung von Generationenbeziehungen im Rahmen der Sozialkapitaltheorie und als Teil sozialer Nachhaltigkeit skizziert und diskutiert. Ziel dieses Kapitels ist es, gängige Messkonzepte der Sozialkapitalforschung und der Nachhaltigkeit vorzustellen und Querbezüge zur Thematik der Generationenbeziehungen herzustellen. Darüber hinaus sollen Möglichkeiten und Grenzen der Quantifizierung der intergenerationellen Beziehungen erörtert werden. Zu Beginn werden Messkonzepte der Sozialkapitalforschung und in Verbindung damit vorhandene Surveys zur Messung intergenerationeller Kontakte und Hilfeleistungen vorgestellt. Daran anschliessend werden ausgewählte globale, regionale und nationale Messkonzepte der Nachhaltigkeit skizziert und Systeme von Sozialindikatoren, wie sie für die Schweiz, Deutschland und Europa entwickelt wurden, erörtert, um dann abschliessend Versuche zu diskutieren, intergenerationelle Beziehungen zu quantifizieren. Anhang 3 bietet einen umfassenden, tabellarischen Überblick über auf nationaler, internationaler und globaler Ebene vorhandene Daten bzw. Sozialindikatoren und Nachhaltigkeitsindikatoren mit (möglichem) Bezug zur Thematik der intergenerationellen Beziehungen.

4.1 Messkonzepte der Sozialkapitalforschung

Herrmann und Tillmann (2002) stellen zu den vorhandenen Möglichkeiten der Operationalisierung von Sozialkapital Folgendes fest:

- Bis jetzt existiert keine generelle Methode zur Messung von Sozialkapital. Der Begriff wird sehr heterogen verwendet und methodisch erfasst.
- Der Begriff „Kapital“ vermittelt den Eindruck, dass Sozialkapital analog zu ökonomischem Kapital quantifizierbar ist. Versuche, Sozialkapital differenziert (qualitativ) zu erfassen, sind folglich wenig ausgereift.
- Laut OECD (2001: 43) steckt die Messung von Sozialkapital noch in den Kinderschuhen.
- Die Messmethodik sollte so umfassend wie möglich sein und nicht nur die Schlüsselkomponenten „Netzwerkressourcen“ sondern auch Werte/Normen (Reziprozität) und Vertrauen enthalten.
- Systematische Forschungen zum Sozialkapital in der Schweiz sind bis jetzt wenige vorhanden (vgl. Freitag 2001, 2004). Die Schweiz wird lediglich in vereinzelten komparativen Studien mitberücksichtigt. Es müssen also mehrere Datensätze herangezogen werden.

Eine Übersicht über gängige Surveys (Schweiz, Europa, globale Ebene), in denen Sozialkapitalindikatoren und Indikatoren zum ehrenamtlichen Engagement und unbezahlter Arbeit erhoben werden, findet sich in Anhang 3.

4.1.1 Soziale Netzwerke

Wenn Sozialkapital eine soziale Vernetzung voraussetzt, liegt es auf der Hand, Sozialkapital auf der Grundlage von Netzwerkdaten zu messen. Dabei lassen sich Indikatoren auf der sozialen Mikro- und der Makroebene unterscheiden. Auf der Makroebene werden Mitgliedschaftsraten in formellen Organisationen wie etwa Vereinen oder Verbänden berücksichtigt. Auf der Mikroebene konzentriert sich das Interesse auf die Charakteristika egozentrierter Netzwerke. Problematisch an den Mitgliedschaftsindikatoren ist grundsätzlich, dass diese nur die quantitative Dimension der Vernetzung messen und damit keine Auskunft darüber geben, inwiefern das Beziehungsnetzwerk im Sinne einer Ressource genutzt werden kann (Finsveen und van Oorschoot 2008). Hinzu kommt, dass es aus Sicht Putnams Sozialkapitaltheorie wichtig ist, zwischen Aktiv- und Passivmitgliedschaften zu unterscheiden (Nollert 2004). So nimmt Putnam an, dass Passivmitgliedschaften, die sich häufig auf die Bezahlung eines Mitgliederbeitrags beschränken, kein soziales Kapital erzeugen. Für die Erfassung der Netzwerkdimension des Sozialkapitals ist es daher unabdingbar, einerseits die Zahl der aktiven Mitgliedschaften und andererseits die Nutzung dieser Beziehungen zu eruieren. Dazu dienen u.a. Fragen nach dem Vorhandensein von Freund/innen und Verwandten, die materielle oder immaterielle Hilfe geben können. In der empirischen Forschung überwiegen folgende drei Gruppen von Indikatoren:

a) *Mitgliedschaften in formellen Netzwerken* können mit folgenden Aspekten erfasst werden (vgl. auch Freitag 2004, Datensatz des Schweizer Haushaltspanels):

- Beteiligung in Vereinen
- Aktive Mitgliedschaft in Vereinen
- Aktive Mitgliedschaft in brückenbildenden Vereinen
- Ehrenamt in Vereinen
- Monatliche Stunden für ehrenamtliche und freiwillige Arbeit in Vereinen

b) *Einbindung in informelle Netzwerke* (quantitative und qualitative Aspekte) kann folgendermassen erfasst werden (vgl. auch Freitag 2004):

- Monatliche Kontakte mit Verwandten
- Praktische Hilfe von Verwandten
- Emotionale Hilfe von Verwandten
- Monatliche Kontakte mit engen Freund/innen
- Praktische Hilfe von engen Freund/innen
- Emotionale Unterstützung von engen Freund/innen
- Dito auch für Kolleg/innen und Nachbarn

Die so erfasste Netzwerkdimension des Sozialkapitals weist Gemeinsamkeiten auf mit der Erfassung des „freiwilligen Engagement“, welches in Kapitel 4.2 näher ausgeführt wird. Letzteres fokussiert allerdings nur auf das selbst erbrachte Engagement für andere und weniger auf den Reziprozitätsaspekt, also inwiefern auch auf Ressourcen im Netzwerk zurückgegriffen werden kann.

In der Studie „Schweizer Welten des Sozialkapitals“ führt Freitag (2004) eine Untersuchung durch zum sozialen Leben in den Regionen/Kantonen in der Schweiz. Er findet fünf „ver-

schiedene Welten des Schweizer Sozialkapitals“ (auf der Grundlage der im vorherigen Abschnitt ausgeführten Aspekte der formellen und informellen Netzwerke):

1. Die lateinische Welt des sozialen Zusammenlebens: französisch und italienisch sprechende Kantone; überdurchschnittlich stark ausgeprägte Sozialkapitalform des primären Lebensumfeldes (Familie und Freunde); vergleichsweise wenig assoziatives Sozialkapital; unterdurchschnittliches soziales Leben in der Nachbarschaft und innerhalb des Kolleg/innenkreises. Ausnahme: Freiburg.
2. Mehrheitlich landwirtschaftlich-gewerblich strukturierte Kantone der Zentral- und Ostschweiz: Graubünden, Nidwalden, Obwalden, Uri, Zug; ausserordentlich hoher Bestandteil an assoziativem Sozialkapital, gepaart in unterschiedlicher Weise mit Formen des informellen sozialen Zusammenlebens.
3. Frühindustrielle Kantone und Landgemeinde: Appenzell Ausserrhoden, Glarus; relativ hoher Grundstock an assoziativem Sozialkapital verbunden mit vergleichsweise intensiven nachbarschaftlichen Beziehungen und sehr schwach ausgeprägte Formen des sozialen Zusammenlebens im primären Lebensumfeld.
4. Mehrheitlich mittelgrosse Stadt-Umland Kantone: Aargau, Basel-Land, Bern, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Schwyz; vergleichsweise starke Einbindung in Nachbarschaft und erweitertem Kolleg/innenkreis; eher durchschnittliches Vereinsleben; durchweg relativ schwach ausgeprägte verwandtschaftliche Beziehungen; Beziehungen im engsten Freundeskreis ausser bei Schwyz auch vergleichsweise gering.
5. Ehemals industrialisierte Grenzkantone und urbane Gliedstaaten: Basel-Stadt, Schaffhausen, Thurgau und Zürich; mehr oder weniger geringer Sozialkapitalbestand in nahezu allen aufgeführten Dimensionen.

c) ego-zentrierte Netzwerkanalysen

Bei der Erfassung des sozialen Kapitals von Personen werden in der Regel Fragen nach sozialen Kontakten und dem Nutzen bzw. der Inanspruchnahme dieser Kontakte gestellt. Dabei werden in der Forschung drei verschiedene Erhebungsinstrumente unterschieden (vgl. auch Franzen und Pointner 2007: 73-76):

- Namensgenerator: Dieser Generator verlangt von den Befragten, dass sie die Namen all jener Personen angeben, mit denen sie bei Gelegenheit interagieren. Zu jeder Person lassen sich dann weitere Daten erheben. Der Nachteil dieser Methode (so genanntes Fischer-Instrument) besteht darin, dass sie sehr aufwändig ist und häufig Personen unberücksichtigt lässt, die nicht zum engeren Beziehungsnetzwerk gehören und über einen geringen sozialen Status verfügen. Mit anderen Worten: Das Instrument fokussiert auf die starken Beziehungen und statushohe Personen. Um Kosten zu sparen, werden allerdings häufig auch bewusst Namensgeneratoren eingesetzt, die die Zahl der Namen und der Beziehungstypen begrenzen (z.B. der Namensgenerator von Ronald Burt).
- Positionsgenerator: Bei diesem von Lin (2001a/b) favorisierten Generator wird das Problem der Vernachlässigung statustiefer Personen dadurch gelöst, dass nicht nach Namen, sondern nach Personen in einer bestimmten Berufsposition gefragt wird. Dabei wird den Befragten beispielsweise eine Liste mit 20 Berufspositionen vorgelegt und dann gefragt, ob Mitglieder der Familie, Freund/innen oder Bekannte eine solche Position innehaben. Dieses Instrument ist relativ übersichtlich. Allerdings bleibt damit die Frage offen, ob und inwiefern diese Kontakte als Ressource in Anspruch genommen werden

(können). Zudem werden damit Ressourcen ausser Acht gelassen, die nicht mit einer Berufsposition verknüpft sind.

- Ressourcengenerator: In den letzten Jahren fasst in der empirischen Forschung daher ein Generator Fuss, der sich auf die Ressourcen konzentriert. Dabei wird den Befragten eine Liste an Ressourcen vorgelegt (z.B. Installation Computer, Hilfe Autoreparatur), wobei die Befragten jeweils dokumentieren, inwieweit sie Personen kennen, die ihnen diese Ressourcen zur Verfügung stellen können. Der Nachteil dieses Instruments liegt in der Vernachlässigung der strukturellen Charakteristika der Netzwerke (Umfang, Dichte etc.).

Ideal für die Messung von Sozialkapital erscheint folglich ein Erhebungsinstrument, das die Vorteile der Namens-, Positions- und Ressourcengeneratoren kombiniert. Zusammenfassend können wir festhalten, dass die Zugehörigkeit zu einem Netzwerk allein noch kein Sozialkapital beinhaltet. Viele wichtige Personen zu kennen wird erst dann zum sozialen Kapital, wenn diese Personen als aktuelle oder potentielle Ressource zur Verfügung stehen (Finsveen und Oorschoot 2008). Erfasst werden muss das Netzwerk folglich nicht nur in seinem Umfang und seiner Dichte, sondern auch in Bezug auf die Ressourcen innerhalb des Netzwerkes im Sinne von Zugang zu diesen Ressourcen, Vertrauen und Reziprozität. Dabei ist zu beachten, dass die Netzwerke bezüglich der Anteile starker und schwacher Beziehungen variieren können. So zeigt z.B. die Untersuchung von Franzen und Pointner (2007), dass die untersuchten Personen entweder intensive Freundschaftsnetzwerke oder gute Kontakte zu Nachbarn oder viele Mitgliedschaften in Vereinen und Organisationen aufwiesen.

4.1.2 Vertrauen

Ausgehend von der Ansicht, dass das rein auf die Familienmitglieder begrenzte Vertrauen nicht zum kollektiven Sozialkapital beiträgt, hat sich die Forschung bislang auf die Messung des unspezifischen Vertrauens in die Mitmenschen und des Vertrauens in gesellschaftlich bedeutsame Institutionen konzentriert.

a) *Vertrauen in Personen (soziales Vertrauen)*: Die Messung des unspezifischen Vertrauens in Personen erfolgt meist auf sehr abstraktem Niveau, also als „generalisiertes Vertrauen“, häufig nur erfasst durch einen üblichen Indikator, nämlich die Antwortverteilung auf die Frage (World Values Survey): „Generally speaking, would you say, that most people can be trusted or that you need to be very careful with dealing people“ (vgl. auch Franzen und Pointner 2007: 75). Um detaillierte Auskunft zu erhalten über diese Dimension, müsste allerdings eine Differenzierung der Variable erfolgen in Vertrauen in Familie, Freund/innen, Kolleg/innen usw. und generell in die Menschen (Winter 2000). Vertrauen müsste also für die einzelnen Netzwerke, formelle oder informelle, erhoben werden. Eine weitere Kritik zielt auf die Validität des Vertrauensindikators (oben dargestellter Frage). So lässt sich monieren, dass die Fragestellung zu diffus sei und in Abhängigkeit des kulturellen Kontextes völlig unterschiedlich interpretiert werden könne. So bliebe offen, wer die generalisierten Anderen sind, denen mehr oder weniger Vertrauen geschenkt wird. Volken (2004) konnte indes für Länderstudien die Validität des Vertrauensindikators (als Grad der Generalisierung von Vertrauen) trotz kontextspezifischen Konnotationen bestätigen.

b) *Vertrauen in Institutionen (politisches Vertrauen)*: Dieses wird üblicherweise in der Antwortverteilung auf folgende Frage erfasst (Franzen und Pointner 2007: 76): „Man kann unterschiedliches Vertrauen in Institutionen haben. Wie ist das bei ihnen, können Sie für jede der folgenden Einrichtungen angeben, wie viel Vertrauen sie haben?“ Es folgt eine Liste mit verschiedenen Institutionen (Gewerkschaften, Parteien, Regierung, Polizei usw.).

Bemerkenswert ist, dass Franzen und Pointner (2007) erstens nur eine geringe Korrelation zwischen sozialem und politischem Vertrauen finden. Zweitens hängt generalisiertes Vertrauen nur sehr geringfügig mit der Mitgliedschaft in Vereinen oder Verbänden zusammen (vgl. Nollert 2004, im Gegensatz zur Untersuchung von Freitag 2001). Die verschiedenen Dimensionen von Vertrauen einerseits, aber auch Vertrauen und die Einbindung in soziale Netzwerke hängen also vergleichsweise schwach zusammen bzw. scheinen jeweils einen anderen Aspekt von Sozialkapital zu messen. Entsprechend mangelt es denn auch an Versuchen, die verschiedenen Vertrauensindikatoren in einem Index zu integrieren. Ausserdem wird das politische Vertrauen als geeigneter Indikator für Sozialkapital in Frage gestellt. So fanden Herrmann und Tillmann (2002) zum Beispiel ein geringes Vertrauen in bestimmte öffentliche Institutionen, gleichzeitig aber eine hohe Wahlbeteiligung, was auch als Zeichen von politischem Vertrauen gewertet werden kann.

Etwas weniger kritisch ist Freitag (2001). Auch er findet keinen Zusammenhang zwischen politischem Vertrauen und anderen Messgrössen von Sozialkapital (keine signifikante Korrelation zwischen politischem Vertrauen und sozialem Vertrauen im Nationenvergleich; keine Korrelation zwischen dem politischen Vertrauen und dem Engagement in Vereinen und Verbänden). Im Ländervergleich zeigt sich jedoch eine enge Korrelation zwischen sozialem Vertrauen und zivilem Engagement. Je dichter eine Gesellschaft von Vereinsmitgliedschaften durchzogen ist zwischen 1981 und 1997, desto grösser ist das generalisierte Vertrauen der Menschen untereinander in diesem Zeitraum. Er folgert daraus – im Gegensatz zu Franzen und Pointner (2007) und Nollert (2004) weiter oben – dass soziales Vertrauen und ziviles Engagement zwei miteinander verbundene Aspekte desselben grundlegenden Faktors Sozialkapital darstellen, wogegen politisches Vertrauen davon abgekoppelt werden sollte.

Freitag (2001) findet zudem mehr soziales Vertrauen bei Befragten in der Deutschschweiz als bei Italienisch und Französisch sprechenden Befragten. Das korrespondiert mit international vergleichenden Studien, wonach im deutschen Sprachraum mehr generalisiertes Vertrauen vorhanden ist als in Italien und Frankreich. Freitags Befunde zur sozialen Einbindung entsprechen denjenigen zum sozialen Vertrauen. So hat die Familie in französisch und italienisch sprechenden Schweizer Regionen einen grösseren Stellenwert als in der Deutschschweiz. Diese Ergebnisse korrespondieren mit den Ausführungen von Fukuyama (1995), der mangelnde spontane Soziabilität und mangelndes generalisiertes Vertrauen mit der zentralen Stellung der Familie in Verbindung bringt.

4.1.3 Normen der Reziprozität

Die Messung von Normen der Reziprozität hat, sieht man von vereinzelten spieltheoretischen Experimenten ab (Franzen und Pointner 2007), bislang in der Sozialkapitalforschung wenig Resonanz gefunden und wird daher in Surveys und Studien kaum berücksichtigt. Eine

vielversprechende Operationalisierungsoption bietet immerhin die Bereitschaft, sich an der Bereitstellung und Pflege öffentlicher Güter zu beteiligen. Im European Values Survey werden die Untersuchungsteilnehmer/innen zum Beispiel gefragt, wie stark sie es ablehnen, wenn andere Personen sozialstaatliche Leistungen auch ohne Berechtigung in Anspruch nehmen oder wie akzeptabel sie Steuerhinterziehungen finden (Franzen und Pointner 2007: 76).

4.1.4 Vorläufiges Fazit

Die empirische Sozialkapitalforschung differenziert an sich nicht zwischen inter- und intragenerationellen Beziehungen. Im Vordergrund stehen Unterschiede zwischen Freund/innen, Familienangehörigen (strong ties) und lockeren Bekanntschaften (weak ties) (vgl. auch Filipp und Mayer 1999). Vergleichsweise ergiebiger in Bezug auf intergenerationelle Beziehungen sind Datenquellen, die sich explizit auf intergenerationelle Unterstützungsleistungen wie etwa finanzielle Transfers und/oder Erziehungs- und Pflegeleistungen konzentrieren. Dabei können Mitglieder unterschiedlicher Generationen befragt werden. Bisherige Untersuchungen verweisen auf den hohen Stellenwert, den Familienangehörige, vor allem die eigenen Kinder, für ältere Menschen haben. Die Familienzentriertheit sozialer Netzwerke scheint mit dem Alter zuzunehmen (Filipp und Mayer 1999: 22). Ein differenziertes Beispiel der Erfassung des intergenerationellen, intrafamilialen Netzwerkes bildet die in Kapitel 2.3.1.2 ausführlich beschriebene Pilotstudie von Nauck und Suckow (2003).

Vertrauen als Dimension von Sozialkapital wird bis jetzt unseres Wissens nicht erhoben in Bezug auf die Generationen. Es müsste geprüft werden, ob Fragen nach dem Vertrauen in die Eltern/Kinder bzw. Personen einer anderen Generation ausserhalb der Familie bis hin zu generalisiertem Vertrauen in ältere oder jüngere Menschen einen Erkenntnisgewinn hinsichtlich der Einschätzung des nicht-ökonomischen gesellschaftlichen Wertes von Generationenbeziehungen darstellen.

4.2 Messung von intergenerationellen Kontakten und Hilfeleistungen

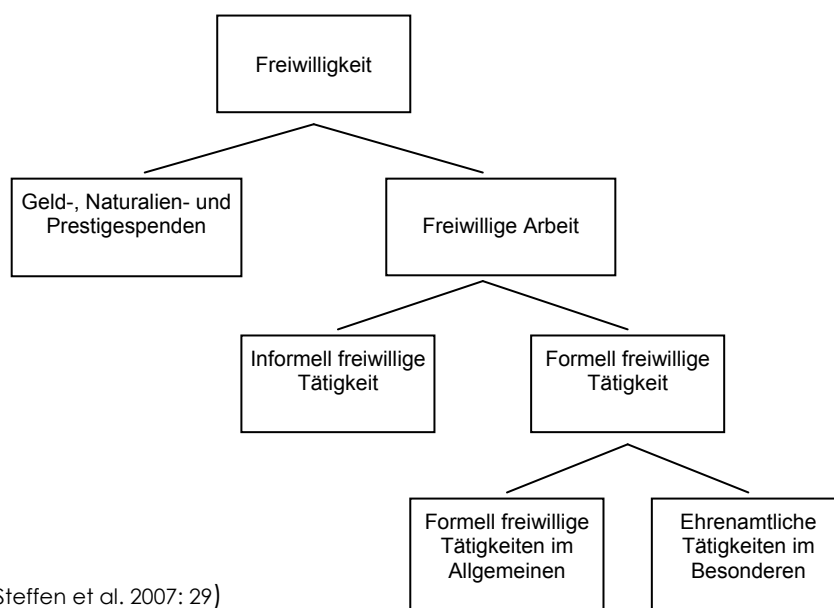
Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass viele Indikatoren der Sozialkapitalforschung daran leiden, dass sie sich nur auf das Vorhandensein von Kontakten und nicht auf die Nutzung und den Nutzen dieser Kontakte abstützen. Im Folgenden thematisieren wir einige Indikatoren, die explizit wertvolle intergenerationelle Kontakte erfassen. Wird davon ausgegangen, dass freiwilliges Engagement im Rahmen von Organisationen oder im informellen Bereich tendenziell eher einen gesellschaftlichen Mehrwert abwirft als exkludierend wirkt und die Nutzniesser/innen dieser Kontakte häufig anderen Generationen angehören, ist die Freiwilligenarbeit zweifellos ein valider Indikator für gesellschaftlich wertvolle intergenerationelle Kontakte. Das trifft zweifellos noch mehr für die Pflegeleistungen zugunsten von Familienangehörigen und finanzielle Transfers zwischen Familienmitgliedern zu. Im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 52 „Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen in einer sich wandelnden Gesellschaft“ wurden überdies Kontakte zwischen Grosseltern, Eltern und Kindern analysiert. Keine Indikatoren finden wir dagegen für die nicht weniger bedeut-

samen Kontakte am Arbeitsplatz. In Anhang 3 findet sich ein tabellarischer Überblick über die nachfolgend erörterten Indikatoren.

Freiwilliges Engagement

Freiwilliges Engagement weist Gemeinsamkeiten auf mit der Netzwerkdimension des Sozialkapitals (siehe Kap. 4.1.1). Es fokussiert allerdings nur auf das selbst erbrachte Engagement für andere und weniger auf den Reziprozitätsaspekt, also inwiefern auch auf Ressourcen im Netzwerk zurückgegriffen werden kann. Freiwilliges Engagement kann folgendermassen definiert werden: „Jede Aktivität, für die ohne Gegenleistung Zeit oder Geld aufgewendet wird, um einer Person, einer Gruppe oder einer Organisation zu nutzen“ (Wilson 2000: 215, zitiert nach Stadelmann-Steffen, Freitag und Bühlmann 2007: 29). Abbildung 9 zeigt die verschiedenen Kategorien freiwilliger Tätigkeiten, wie sie im „Freiwilligen-Monitor Schweiz 2007“ definiert wurden.

Abbildung 9: Kategorien freiwilliger Tätigkeiten



(Stadelmann-Steffen et al. 2007: 29)

Informelle freiwillige Tätigkeit: Diese findet auf der informell-privaten Ebene statt, ohne festen organisationalen Rahmen, z.B. Hüten fremder Kinder, Gartenarbeiten, Transportdienste. Die Tätigkeiten können an Nachbarn, Bekannte, Freund/innen oder Verwandte gerichtet sein. Sie basieren auf individueller Initiative und nicht-formalisierten zwischenmenschlichen Kontakten (Stadelmann-Steffen et al. 2007: 29-30). Diese Kategorie schliesst nicht zuletzt die intrafamilialen Betreuungs- und Pflegeleistungen ein und ist folglich eine Domäne der Frauen (Nollert und Huser 2006, 2009).

Formelle freiwillige Tätigkeit: Darunter fällt freiwillige Arbeit im Rahmen von Organisationen, Institutionen oder Vereinen. Sie unterliegt einem höheren Formalisierungsgrad als die informellen freiwilligen Tätigkeiten (Stadelmann-Steffen et al. 2007: 30). Frauen und Männer sind

gleichermaßen daran beteiligt, wobei die Männer eher Führungsarbeit und die Frauen eher Basisarbeit leisten (Nollert und Huser 2006, 2009).

Formelle freiwillige Tätigkeit im Allgemeinen: Diese hat einen geringeren Verpflichtungsgrad als die nachfolgend aufgeführte ehrenamtliche Tätigkeit und die Teilnahme ist definitionsgemäss freiwillig (Stadelmann-Steffen et al. 2007: 30).

Ehrenamtliche Tätigkeit im Besonderen: Ehrenamtliche sind typischerweise für eine Amtsperiode gewählt. Ihr Engagement ist langfristiger und verpflichtender (Stadelmann-Steffen et al. 2007: 30).

Unbezahlte Arbeit: Diese Kategorie wird häufig nicht explizit von „freiwilligem Engagement“ abgegrenzt. In der Regel wird darunter im Unterschied zur informellen Freiwilligenarbeit, die ebenfalls Verwandte betrifft, ausschliesslich die unentgeltliche Arbeit im Rahmen des eigenen Haushalts (alle Hausarbeiten, administrative Tätigkeiten, Erziehung der Kinder, Betreuung pflegebedürftiger Angehöriger usw.) verstanden. Dabei zeigt sich, dass der weitaus grössere Teil dieser unbezahlten Arbeit von Frauen erbracht wird (vgl. Bühlmann und Schmid 1999, Baumgartner 2005).

In der *Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung (SAKE)* existiert ein thematisches Zusatzmodul „unbezahlte Arbeit“, in welchem Daten zu Art und Umfang der Freiwilligentätigkeit in den Jahren 1997, 2000 und 2004 erhoben wurden (vgl. Bühlmann und Schmid 1999, Nollert und Huser 2006/2009, Stadelmann-Steffen et al. 2007). Über Art und Umfang hinaus werden jedoch fast keine weiteren Informationen erhoben (Motive, Rekrutierungen, Qualifikationen, Bewertungen).

Der *Schweizer-Freiwilligen-Monitor*, erstmals im Jahr 2006 erhoben, will differenzierte Daten über die Freiwilligentätigkeit erfassen, beruhend auf den in Abbildung 9 dargestellten Kategorien freiwilliger Tätigkeiten. Dabei stehen die Motive, Einstellungen und Erfahrungen der freiwillig Engagierten, mögliche Gratifikationen, Gründe für Ein- und Ausstieg und das Mobilisierungspotential möglicher Freiwilliger im Vordergrund. Die so erfassten Daten sind also differenzierter als diejenigen des SAKE.

Die Daten der angeführten Untersuchungen bzw. Autor/innen weisen darauf hin, dass der grösste Teil der informellen Freiwilligenarbeit intrafamiliar und extrafamiliar (Erziehungs- und Pflegearbeit, Schaffung von Humanvermögen usw.) von Frauen erbracht wird, während das formelle Engagement in Verbänden, Vereinen und Hilfswerken eher männlich geprägt ist (vgl. auch BMFSFJ 2002b, Nollert und Huser 2006/2009, Baumgartner 2005, Höpfinger 2007).

Engagement im Pflege- bzw. Alterspflegebereich

Seit der Verfügbarkeit von Daten der Schweizerischen Gesundheitsbefragungen und des SHARE (Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe) avancieren die Hilfe- und Pflegeleistungen zu einem eigenständigen Forschungsfeld. Im Unterschied zur Freiwilligenarbeit stehen hier eindeutig die Generationenbeziehungen bzw. Hilfeleistungen zwischen den Generationen im Vordergrund. Für die Schweiz liegen verschiedene Studien vor, die auf unterschiedliches Datenmaterial zurückgreifen (vgl. Höpfinger und Hugentobler 2005, Arpagaus

und Höglinger 2006). Inzwischen gibt es aber auch international vergleichende Untersuchungen (z.B. Brandt und Szydlik 2008, Haberkern und Szydlik 2008) (siehe dazu auch die Ausführungen in Kap. 2.3.1.2).

Finanzielle Transfers

Familienangehörige unterstützen sich nicht nur gegenseitig mittels Dienstleistungen, sie tauschen auch Geschenke aus und transferieren Geld. Obwohl Erbschaften aus liberaler Sicht nicht mit dem meritokratischen Selbstverständnis moderner Gesellschaften zu vereinbaren sind (vgl. Beckert 2004, Nollert 2008) und in den nächsten Jahren auch in der Schweiz in quantitativer Hinsicht an Bedeutung gewinnen werden (Stutz et al. 2006), gibt es bislang nur wenige Versuche, diese Transferleistungen empirisch zu erfassen (vgl. Szydlik 2000, Deindl 2009). Mit anderen Worten: Als zentraler Indikator drängt sich das Ausmass der intra-familialen Transferleistungen auf, wie sie auch der SHARE erhebt, zumal damit genauso wie bei den Pflegeleistungen intergenerationelle Solidarität praktiziert wird. Bemerkenswert ist, dass die bislang vorliegenden Studien darauf hinweisen, dass diese Transferleistungen hauptsächlich von der älteren zu den jüngeren Generationen verlaufen.

Enkelkinder-Grosseltern-Kontakte

Ein weiterer Vorschlag, intergenerationelle Kontakte empirisch zu erfassen, stammt von Höpfinger, Hummel und Hugentobler (2006). Ihre Studie konzentriert sich auf die intergenerationellen Beziehungen zwischen Enkelkindern (12- bis 16-jährig) und ihren Grosseltern. Die Teenager wurden jeweils gesondert über alle lebenden Grosseltern befragt und nicht nur, wie meist üblich, über die liebste Oma bzw. den liebsten Opa. Die Grosseltern wurden in einem zweiten Schritt mit standardisiertem, schriftlichem Fragebogen ebenfalls befragt. Insgesamt waren 658 Teenager und 1759 Grosseltern beteiligt. Das Ziel bestand darin, intergenerationelle Beziehungen im direkten Paarvergleich zu analysieren. Aus Sicht unserer theoretischen Überlegungen dürften diese Kontakte allerdings vor allem auch deshalb wichtig sein, da sie das gegenseitige Verständnis zwischen Generationen fördern, die sich ansonsten lediglich noch an den üblichen Familienritualen begegnen (vgl. auch Brandt 2009).

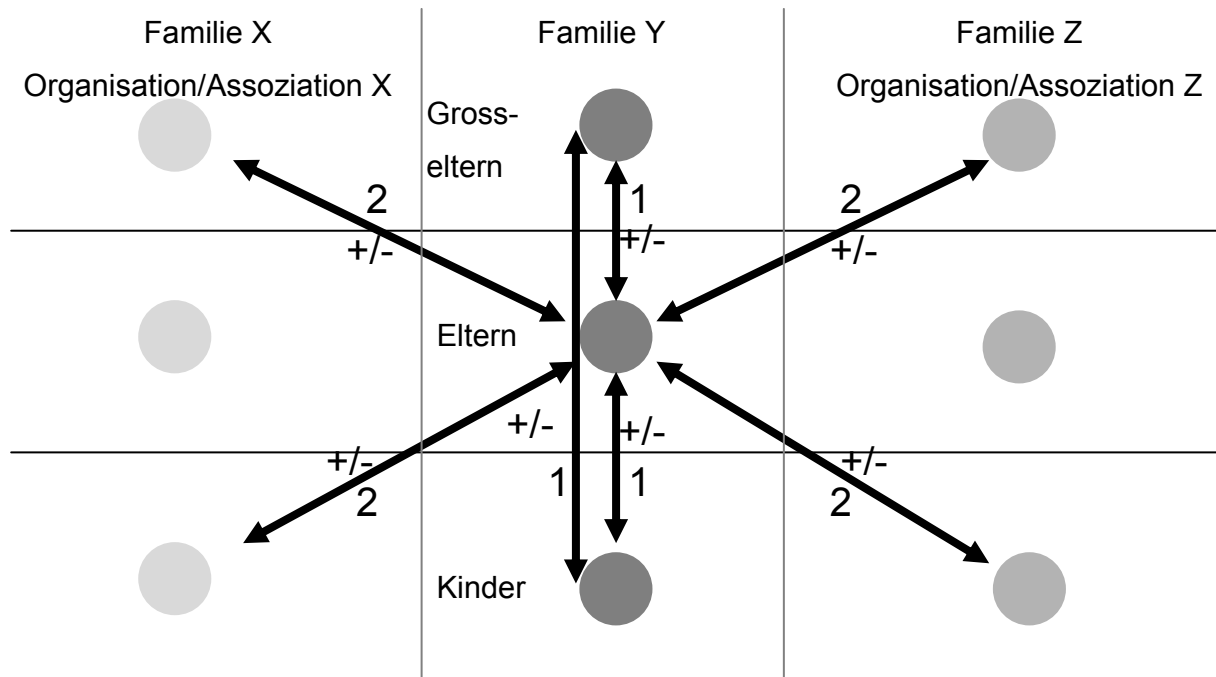
Schematische Darstellung der aufgeführten Messgrössen

Abbildung 10 fasst die für die Messung der Qualität und Quantität intergenerationeller Beziehungen wesentlichen Kontakte zusammen. Die vertikalen Pfeile symbolisieren dabei intrafamiliäre Generationenbeziehungen, während die diagonalen Pfeile extrafamiliäre Generationenbeziehungen darstellen.

Eine Möglichkeit für die Bestimmung des Kapitalstocks der gesellschaftlichen Ressource „Generationenbeziehungen“ wäre, die mit den Pfeilen abgebildeten Vor- und Nachteile zu gewichten und idealerweise zu einem Index zusammenzufassen. Dabei stellt die Bestimmung des „Netto-Beitrags“ für die Gesellschaft anhand der Differenz zwischen positiven und

negativen Auswirkungen von Intergenerationenbeziehungen zweifellos eine besondere Herausforderung dar (siehe auch Kap. 4.6).

Abbildung 10: Differenzierung der intra- und extrafamiliären Intergenerationenbeziehungen



1: intrafamiliäre Intergenerationenbeziehungen

- unbezahlte Arbeit (Erziehungsarbeit und Humanvermögensbildung, Haushaltsarbeit, Pflege von Angehörigen) (Daten für die Schweiz vorhanden, siehe Anhang 3)
- gegenseitige emotionale und praktische Unterstützungsleistungen, sowie subjektives Wohlbefinden (Daten für die Schweiz vorhanden, siehe Anhang 3)
- finanzielle Transfers (Erbschaften) (Daten für die Schweiz vorhanden, siehe Anhang 3)

2: extrafamiliäre Intergenerationenbeziehungen

- Freiwilligenarbeit (Daten für die Schweiz vorhanden, siehe Anhang 3)
- Mitgliedschaft in Vereinen (Daten für die Schweiz vorhanden, siehe Anhang 3)
- Intergenerationenkontakte im Erwerbsleben (keine Daten vorhanden)

+/-: Jede Beziehungsform kann mit positivem und/oder negativem Wert für die beteiligten Generationenvertreter/innen bzw. das jeweilige Beziehungsnetzwerk verbunden sein. Für die Bestimmung der Auswirkungen von Generationenbeziehungen auf gesellschaftlicher Ebene sind also die positiven und negativen Beiträge aller Beziehungsformen zu eruieren.

4.3 Messkonzepte der (sozialen) Nachhaltigkeitsforschung

Mittlerweile existiert eine Vielzahl an Konzeptualisierungen und damit verbundenen Operationalisierungen im Bereich der nachhaltigen Entwicklung. Im Folgenden werden zuerst

ausgewählte Messkonzepte auf globaler Ebene und innerhalb der Europäischen Union vorgestellt, bevor auf bestehende Konzeptualisierungen und Operationalisierungen für die Schweiz eingegangen wird. Der Schwerpunkt liegt dabei auf denjenigen Dimensionen und Indikatoren, welche Bezug haben zum Forschungsthema bzw. die im Hinblick auf die Forschungsthematik der Generationenbeziehungen erweitert werden können. Anhang 3 liefert einen tabellarischen Überblick über die wichtigen Indikatoren der im Folgenden vorgestellten Messkonzepte.

4.3.1 UNPD: Human Development

Im Rahmen der Arbeiten des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen (United Nations Development Programme, UNPD) wird Human Development in Form mehrerer Indizes auf globaler, regionaler und nationaler Ebene regelmässig erhoben. Seit 1990 werden vom UNPD jährlich Human Development Reports veröffentlicht. Human Development wird dabei als Prozess verstanden, der die Entscheidungsmöglichkeiten der Menschen auf allen Ebenen erweitern soll. So definiert das UNPD Human Development als:

„(...) a process of enlarging people's choices and enhancing human capabilities (the range of things people can be and do) and freedoms, enabling them to: live a long and healthy life, have access to knowledge and a decent standard of living, and participate in the life of their community and decisions affecting their lives“ (UNPD 2009).

Human Development stützt sich auf den Grundbedürfnisansatz (siehe Kap. 3.2.2), ist also im gleichen Entwicklungskontext zu verorten. Es hat keinen Endzustand zum Ziel sondern eine kontinuierliche Entwicklung. Mahbub ul Haq und Amartya Sen haben die Weiterentwicklung des Ansatzes weg von „Commodities“ hin zu „Capabilities“ wesentlich mitgestaltet. Der Mensch wird nicht (mehr) als passiver Empfänger von Gütern verstanden sondern als aktiver Gestalter seines Lebens, dem in erster Linie Handlungs- und Wahlmöglichkeiten zur Verfügung gestellt werden sollen (vgl. Noll 2000, UNPD 2009). Wirtschaftliches Wachstum stellt in diesem Zusammenhang kein Ziel mehr dar sondern lediglich Mittel zum Zweck der Erweiterung der Handlungspotentiale aller Menschen. Zu den wesentlichen Kernthemen/Werten der menschlichen Entwicklung (Human Development) gehören:

- sozialer Fortschritt in Form verbesserter Bildungsmöglichkeiten, Ernährung und Gesundheitsversorgung
- wirtschaftliches Wachstum als Mittel zur Verminderung sozialer Ungleichheit und Verbesserung menschlicher Entwicklung allgemein
- Effizienz im Sinne einer gezielten Ressourcenverteilung zugunsten der armen und benachteiligten Bevölkerungsschichten
- Gerechtigkeit, Teilhabe und Freiheit über alle Kernthemen hinweg
- wirtschaftliche, ökologische und soziale Nachhaltigkeit im Hinblick auf zukünftige Generationen
- Sicherheit im täglichen Leben

Human Development wird im UNPD hauptsächlich durch vier Indizes dargestellt. Die Grundlage bilden drei für die menschliche Entwicklung als wesentlich angesehene Dimensionen: Lebensdauer, Bildung und Lebensstandard. Im *Human Development Index (HDI)* als zusam-

menfassendem Mass menschlicher Entwicklung werden die individuelle Lebenserwartung, der Bildungsstand (gewichteter Anteil Erwachsener mit Schreib- und Lesefähigkeit sowie dem erreichten Schulniveau) und das reale Pro-Kopf-Einkommen in einem Land zu einem Indikator verdichtet. Der so gebildete Indikator soll ein relativ einfaches statistisches Mass darstellen, mit welchem sowohl soziales als auch wirtschaftliches Wachstum erfasst werden kann und ein Ländervergleich möglich wird. Für jede der drei Dimensionen wird ein Indikator gebildet der sich zwischen 0 (tiefster Eckpunkt menschlicher Entwicklung) und 1 (höchster Eckpunkt menschlicher Entwicklung) bewegt, bevor sie zum HDI zusammengefasst werden (UNPD 2009). Mit dem HDI können vor allem Entwicklungsprozesse in Entwicklungsländern gut abgebildet werden. Für Länder mit einem hohen Wohlstands- und Wirtschaftsniveau bietet er jedoch zu wenige Differenzierungsmöglichkeiten, ist also eher ungeeignet für die Nachzeichnung menschlicher Entwicklung (Noll 2000).

Der *Human Poverty Index (HPI)* zielt ab auf eine besondere Berücksichtigung derjenigen Menschen, denen es jeweils in einem Land am schlechtesten geht. Dargestellt werden die gleichen drei Dimensionen wie beim HDI. Da sich die wirtschaftliche und soziale Situation der Entwicklungsländer stark von derjenigen der Industrienationen unterscheidet, werden zwei unterschiedliche Indizes gebildet. Der HPI 1 für Entwicklungsländer umfasst den Prozentsatz der Menschen mit einer Lebenserwartung unter 40 Jahren, den Anteil erwachsener Analphabeten und hinsichtlich des Lebensstandards Mängel in der ökonomischen Versorgung, kein Zugang zu sauberem Trinkwasser und den Anteil untergewichtiger Kinder unter fünf Jahren. Der HPI 2 für Industrieländer setzt sich zusammen aus dem Prozentsatz der Menschen mit Lebenserwartung unter 60 Jahren, unzureichender Lese- und Schreibfähigkeit, einem Einkommen von weniger als 50% des Durchschnittseinkommens und dem Anteil Langzeitarbeitsloser.

Mit zwei weiteren Indizes soll die besondere Situation der Frauen bzw. die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern beleuchtet werden. Der *Gender-related Development Index (GDI)* erfasst die gleichen Dimensionen wie der HDI, jedoch mit besonderem Augenmerk auf geschlechterspezifische Ungleichheiten. Je grösser die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern im Hinblick auf die drei Dimensionen, desto grösser ist der Unterschied zwischen dem GDI und dem HDI. Der GDI stellt also nichts anderes dar als den mit steigender geschlechterspezifischer Ungleichheit nach unten zu korrigierenden HDI. Ausschlaggebend für eine Beurteilung der Geschlechterungleichheit ist die Differenz zwischen dem HDI und dem GDI und nicht der GDI für sich allein. Das *Gender Empowerment Measure (GEM)* erfasst demgegenüber eher die geschlechterspezifische Verwirklichung von Handlungspotentialen im wirtschaftlichen und politischen Bereich. Gemessen wird der Anteil von Frauen im Parlament, in Verwaltungs- und Managementtätigkeiten sowie in technischen Berufen und der geschlechterspezifische Anteil am Einkommen (UNPD 2009).

Die Operationalisierung menschlicher Entwicklung, wie sie im UNPD angewendet wird, fokussiert nicht direkt auf soziale Beziehungen und damit auch nicht auf intergenerationelle Beziehungen. Es ist jedoch absehbar und wurde in den vorhergehenden Kapiteln ausgeführt, dass auch Generationenbeziehungen die menschliche Entwicklung beeinflussen, so zum Beispiel beim erreichten Bildungsstand bzw. der Weitergabe von Humankapital. Sie fliessen also indirekt ein in die als vorläufige Resultate menschlicher Entwicklung anzusehenden Indizes. Es stellt sich jedoch die Frage, ob sie neben einem Input nicht auch einen

Output menschlicher Entwicklung darstellen, bzw. ob der grössere Kontext der sozialen Beziehungen/Netzwerke nicht auch als wesentlicher Bereich menschlicher Entwicklung erfasst werden sollte.

4.3.2 CSD: Indicators of Sustainable Development

Am Weltgipfel 1992 in Rio de Janeiro wird die Entwicklung von Indikatoren zur Messung der ökonomischen, ökologischen und sozialen Nachhaltigkeit als wesentlich hervorgehoben. In der Folge wird die UN Commission on Sustainable Development (CSD) gegründet. Die CSD veröffentlicht 1996 zum ersten Mal die „Indicators of Sustainable Development: Framework und Methodologies“ mit detaillierten Beschreibungen zu über 140 Indikatoren.

Die Grundlage für das Indikatorensystem bildet der DSR-Ansatz (Driving force, State, Response), mit dem das Zusammenspiel von sozialen, ökonomischen und ökologischen Indikatoren besser beschrieben werden soll. Der DSR-Ansatz stellt eine Abwandlung des von der OECD zur Umweltbeobachtung entwickelten PSR-Konzeptes dar (Pressure, State, Response). Dieses Konzept erwartet, dass die Natur unter von Menschenhand verübten Nutzungsdruck gerät (pressure). Dieser Nutzungsdruck wird durch so genannte pressure-indicators abgebildet. Er verändert den Zustand der natürlichen Ressourcen, was wiederum in state-indicators angezeigt wird und letztendlich zu staatlichen Gegenmassnahmen führt, den response-indicators. Im DSR-Ansatz der CSD werden die pressure-indicators durch so genannte driving forces ersetzt. Dahinter steht die Annahme, dass der menschliche Nutzungsdruck nicht per se negativ sein muss. In diesem Sinne beschreiben die driving force-indicators die Auswirkungen menschlichen Handelns auf die nachhaltige Entwicklung, während die state-indicators deren Ist-Zustand und die response-indicators Verbesserungsmassnahmen im Hinblick auf nachhaltige Entwicklung umfassen. Problematisch an beiden Ansätzen ist, dass einerseits ein kausaler Zusammenhang zwischen den Indikatorengruppen postuliert wird und andererseits die Zuordnung der Indikatoren zu einer Gruppe (pressure/driving force, status, response) nicht immer eindeutig erscheint (vgl. Empacher und Wehling 2002, Farsari und Prostacos 2002).

Die von der CSD entworfene „Working-List of indicators“ umfasst neben den drei schon beschriebenen Nachhaltigkeitssäulen auch noch eine vierte institutionelle Dimension. Die Indikatoren sind gegliedert nach dem DSR-Ansatz. Die soziale Dimension ist mit ihren Zielen und Indikatoren in Anhang 2 dargestellt. Auch in dieses Indikatorenset fliessen Generationenbeziehungen nicht ein. Zwar werden von der CSD (2001: 14) bestimmte als wichtig erachtete Schlüsselthemen für jede Dimension angegeben. In der sozialen Dimension verweisen zum Beispiel die Themen „Cultural heritage“, „social and ethical values“ und „community structure“ auf die Forschungsthematik der intergenerationellen Beziehungen. Es konnten (bis jetzt) jedoch nicht alle wichtigen Schlüsselthemen weiter bearbeitet und operationalisiert werden. Das liegt zum einen daran, dass methodisch fundierte und auf nationaler Ebene vergleichbare Indikatoren nicht für alle Themen vorhanden sind. Zum anderen liegt die Prioritätensetzung der CSD auf globaler, internationaler Vergleichbarkeit (CSD 2001: 13-14). So weisen auch Farsari und Prostacos (2002) darauf hin, dass die Indikatoren der CSD eher auf die Situation der Entwicklungsländer ausgerichtet sind.

4.3.3 Weltbank und OECD

Die Weltbank (2009) definiert fünf Schlüsselbereiche in Form von Kapitalsorten, welche wesentlich sind für eine nachhaltige Entwicklung. In Bezug auf das finanzielle Kapital sind umsichtige makroökonomische Planung und Finanzmanagement von Bedeutung für die Nachhaltigkeit. Physikalisches Kapital umfasst die gesamte Infrastruktur, wie Gebäude, Maschinen, Strassen usw. Beim Humankapital werden Gesundheit und Bildung als wesentlich erachtet (für die Erhaltung der Arbeitsmärkte). Sozialkapital beinhaltet sowohl die menschlichen Fähigkeiten als auch die Beziehungen, Institutionen und Normen, auf welchen die sozialen Interaktionen einer Gesellschaft gründen. Und Naturkapital schliesslich umfasst die natürlichen Ressourcen, welche die Grundlage allen menschlichen Lebens darstellen wie zum Beispiel Nahrung, Wasser und klimatische Stabilität. Der Fokus der Weltbank liegt auf dem Wirtschaftswachstum, zu dem die anderen Kapitalsorten in Beziehung gesetzt werden. So wird das Sozialkapital funktional in Bezug auf seine positiven Auswirkungen auf das Wirtschaftswachstum definiert. Ausserdem bezieht sich der Ansatz eher auf Entwicklungsländer, dem Hauptaufgabengebiet der Weltbank (Farsari und Prostacos 2002). Intergenerationelle Beziehungen werden im Ansatz der Weltbank nicht berücksichtigt.

Die OECD hat den PSR-Ansatz entwickelt (vgl. Kap. 4.3.2), um das Zusammenspiel von ökologischen, ökonomischen und sozialen Indikatoren im Bereich der nachhaltigen Entwicklung besser zu beschreiben (Farsari und Prostacos 2002). Der Fokus der OECD liegt auf der ökologischen Dimension nachhaltiger Entwicklung. Untersucht werden unter anderem verschiedene Umweltbereiche, Landwirtschaft, Klima, technische Entwicklungen, Transport (OECD 2009). Daneben bilden die Wechselwirkungen zwischen Umwelt und Gesundheit und die Bildung wichtige Untersuchungsbereiche. Die OECD arbeitet eng zusammen mit der UN Commission on Sustainable Development (vgl. Kap. 4.3.2) und lässt die intergenerationellen Beziehungen ebenfalls weitgehend unberücksichtigt.

4.3.4 Europäische Union

In der Europäischen Union wird nachhaltige Entwicklung über das Statistische Amt der Europäischen Gemeinschaften (Eurostat) erfasst. Grundlage bildet die im Jahr 2006 erneuerte EU-Strategie für nachhaltige Entwicklung. In dieser Strategie werden Hauptziele für die Sicherung der ökonomischen, ökologischen, sozialen und institutionellen Dimension der Nachhaltigkeit formuliert, Leitprinzipien der Politik benannt und zentrale Herausforderungen skizziert. Das Hauptanliegen besteht in einer kontinuierlichen Verbesserung der Lebensqualität heutiger und zukünftiger Generationen. Wohlstand, Umweltschutz und sozialer Zusammenhalt sollen gewährleistet werden durch effiziente Bewirtschaftung der Ressourcen und Erschliessung des ökologischen und sozialen Innovationspotentials der Wirtschaft. Die wichtigsten Herausforderungen für die nähere Zukunft liegen dabei auf der Förderung nachhaltiger Konsum- und Produktionsmuster und der Entwicklung eines integrierten Ansatzes der Politikgestaltung (Rat der Europäischen Union 2006). Für die soziale Dimension nachhaltiger Entwicklung wird folgendes Ziel formuliert:

„Förderung einer demokratischen, gesunden, sicheren und gerechten Gesellschaft, die sich auf soziale Integration und Zusammenhalt stützt, die Grundrechte und die kulturelle Vielfalt achtet, die Gleichstellung von Männern und Frauen gewährleistet und Diskriminierung jeglicher Art bekämpft“ (Rat der Europäischen Union 2006: 4).

Ein Leitprinzip der EU-Politik soll die Förderung der Solidarität innerhalb und zwischen den Generationen sein. Solidarität wird dabei, entsprechend der Definition der Nachhaltigkeit im Brundtlandbericht (siehe Kap. 3.1), interpretiert als eine nachhaltige Bedürfnisbefriedigung heutiger Generationen, so dass auch zukünftige Generationen ihre Bedürfnisse uneingeschränkt befriedigen können. Wie die weiter oben formulierte wichtige Herausforderung der Schaffung nachhaltiger Konsum- und Produktionsmuster zeigt, liegt der Schwerpunkt bei einer als nachhaltige Bedürfnisbefriedigung verstandenen Generationensolidarität dabei auf der Befriedigung materieller Bedürfnisse. Immaterielle Bedürfnisse, zu denen eben auch intergenerationelle Beziehungen zählen und beitragen können, werden nicht explizit hervorgehoben. Sie werden allerdings – zumindest indirekt im Rahmen sozialer Beziehungen – mit dem Konzept der Lebensqualität angesprochen und die Verbesserung der Lebensqualität stellt das Hauptanliegen der EU-Strategie für nachhaltige Entwicklung dar. So bildet gerade eine sozial integrative Gesellschaft, solidarisch zwischen und innerhalb von Generationen, eine dauerhafte Voraussetzung für das individuelle Wohlbefinden (Rat Europäischen Union 2006: 17).

Die Indikatoren für nachhaltige Entwicklung sind untergliedert nach zehn Themen: sozio-ökonomische Entwicklung; nachhaltige Konsum- und Produktionsstrukturen; soziale Eingliederung; demografische Veränderungen; öffentliche Gesundheit; Klimawandel und Energie; nachhaltiger Verkehr; natürliche Ressourcen; globale Partnerschaft und gute Staatsführung (Eurostat 2009). Für das Untersuchungsthema der intergenerationellen Beziehungen sind die zwei Themen „soziale Eingliederung“ und „demografische Veränderungen“ von Interesse. Es zeigt sich bei beiden Themen, dass die soziale Einbindung in die unmittelbare Umgebung und in das Gemeinwesen – wie sie als wesentliche Punkte im theoretischen Konzept sozialer Nachhaltigkeit entworfen werden (siehe Kap. 3.2.4) – und damit auch der Bereich der intergenerationellen Beziehungen keine Berücksichtigung finden im Messkonzept der EU für nachhaltige Entwicklung. Innerhalb des Themas „soziale Eingliederung“ wird die Armutsgefährdungsquote nach Sozialleistungen und nach Geschlecht als Leitindikator genannt. Daneben werden weitere Indikatoren ausgewiesen für die Unterthemen der finanziellen Armut und der Lebensbedingungen, des Zugangs zum Arbeitsmarkt und der Bildung. Beim Thema „demografische Veränderungen“ wiederum bildet die Beschäftigungsquote älterer Arbeitnehmer/innen den Leitindikator. Weitere Indikatoren beziehen sich auf die Unterthemen der Demografie, der Angemessenheit des Alterseinkommens und der öffentlichen Finanzstabilität.

Für die EU bestätigt sich damit, was auch schon bei der Skizzierung verschiedener Messkonzepte nachhaltiger Entwicklung auf globaler Ebene weiter oben diskutiert wurde. Auch wenn der soziale, gesellschaftliche Zusammenhalt, die soziale Struktur der Gesellschaft oder auch eine gerechte Gemeinschaft als wesentliche Grundpfeiler sozialer Nachhaltigkeit in den Leitprinzipien und Grundlagen der Messkonzepte genannt werden, finden sie in der konkreten Ausgestaltung der Messkonzepte keinen Niederschlag. Die so genannten Sozialressourcen – von Empacher und Wehling (2002, siehe Kap. 3.2.4) als wichtiges Schlüssele-

ment einer theoretischen Konzeption sozialer Nachhaltigkeit angeführt – werden in den gängigen Messkonzepten nachhaltiger Entwicklung nicht berücksichtigt. Damit sind keine Dimensionen vorhanden, welche die soziale Einbindung und bestimmte Normen und Werte erfassen und den Aspekt der intergenerationellen Beziehungen entweder berücksichtigen oder um diesen erweitert werden könnten. Zum Abschluss des Überblicks über die Messkonzepte nachhaltiger Entwicklung werden im Folgenden gängige nationale Nachhaltigkeitsmesskonzepte der Schweiz vorgestellt und im Hinblick auf das Untersuchungsthema diskutiert.

4.3.5 Messkonzepte sozialer Nachhaltigkeit in der Schweiz

In der Schweiz existieren zwei wesentliche Messkonzepte nachhaltiger Entwicklung, die im Folgenden vorgestellt werden. *MONET* umfasst ein Indikatorensystem zum Monitoring nachhaltiger Entwicklung auf nationaler Ebene, während der *Cercle Indicateurs* eine gemeinsame Plattform von Bund, Kantonen und Gemeinden darstellt mit dem Ziel, ein gemeinsames Indikatorensystem für Kantone und Städte zu entwickeln (siehe auch Anhang 3). Daneben existieren natürlich zahlreiche Initiativen nachhaltiger Entwicklung auf lokaler Ebene, auf welche im Folgenden jedoch nicht näher eingegangen werden kann.

MONET (Monitoring Nachhaltige Entwicklung)

MONET ist ein Indikatorensystem zum Monitoring der nachhaltigen Entwicklung in der Schweiz auf nationaler Ebene (BFS 2009). Als Grundlage werden 45 Postulate formuliert, die sich in die drei Zieldimensionen gesellschaftliche Solidarität, wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und ökologische Verantwortung gliedern. Die Postulate machen in allen drei Zieldimensionen Aussagen zur Deckung von Bedürfnissen, Erhaltung von Kapitalstöcken und zur gerechten und effizienten Gestaltung der Bedürfnisbefriedigung und Ressourcennutzung. Mit über 120 entwickelten Indikatoren soll beobachtet werden können, ob sich die Schweiz im Sinne dieser Postulate entwickelt. Zuständig ist das Bundesamt für Statistik, welches das Monitoring in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Umwelt und dem Bundesamt für Raumentwicklung durchführt. Das System beruht ausschliesslich auf schon erhobenen Daten und ist verfügbar seit 2003. MONET erfüllt eine der vom Bundesrat im Jahr 2002 in seiner „Strategie Nachhaltige Entwicklung 2002“ beschlossenen Massnahmen.

Die in MONET verwendete Definition von nachhaltiger Entwicklung (BFS 2008a: 12):

1. Nachhaltige Entwicklung ist eine Entwicklung, welche die gegenwärtigen Bedürfnisse zu decken vermag, ohne gleichzeitig späteren Generationen die Möglichkeit zur Deckung der ihren zu verbauen.
2. Nachhaltige Entwicklung bedeutet die Gewährung menschenwürdiger Lebensbedingungen im Sinne der Menschenrechte durch Schaffung und Aufrechterhaltung möglichst vieler Optionen zur freien Gestaltung der Lebensentwürfe. Bei der Nutzung der ökologischen, ökonomischen und sozialen Ressourcen soll der Grundsatz der Fairness unter und zwischen gegenwärtigen und zukünftigen Generationen in der Schweiz und gegenüber dem Ausland berücksichtigt werden.

3. Die Verwirklichung dieses Anspruchs bedingt den umfassenden Schutz der als Lebensgrundlage unverzichtbaren biologischen Vielfalt im Sinne von Ökosystemvielfalt, Artenvielfalt und genetischer Vielfalt.
4. Zieldimensionen sind gesellschaftliche Solidarität, wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und ökologische Verantwortung. Es gilt das Prinzip der Gleichrangigkeit der drei Zieldimensionen: Ökologische, ökonomische und soziale Ziele dürfen langfristig nicht auf Kosten der jeweils anderen Ziele erreicht werden.

17 Schlüsselindikatoren aus dem Indikatorensystem liefern einen Überblick über die nachhaltige Entwicklung auf der Grundlage der vier folgenden Fragen (BFS 2008b: 3):

- Wie gut leben wir heute (Bedürfnisdeckung)
- Wie sind die Ressourcen verteilt (Gerechtigkeit)
- Was hinterlassen wir unseren Kindern (Kapitalerhaltung)
- Wie effizient nutzen wir die Ressourcen (Entkoppelung)

Die Analyse der Schlüsselindikatoren liefert kein einheitliches Bild. In einigen Bereichen wird die Schweiz nachhaltiger, in anderen gibt es eher problematische Entwicklungen (Mobilität, Energieverbrauch, Raumentwicklung). Die Zieldimension „gesellschaftliche Solidarität“ bezieht sich auf soziale Nachhaltigkeit. Die Postulate umfassen folgende sieben Bereiche: allgemeiner Grundsatz; objektive Lebensbedingungen; subjektive Lebensbedingungen; Verteilungsgerechtigkeit/Chancengleichheit; Stärkung des sozialen Zusammenhalts; internationale Solidarität; Entwicklung und Erhaltung des Humankapitals. 28 Indikatoren machen Aussagen zu Entwicklungen in den genannten Bereichen. In Anhang 3 sind diejenigen Indikatoren aufgelistet, bei denen eine Verbindung zur Thematik der intergenerationellen Beziehungen möglich erscheint. Zum jetzigen Zeitpunkt findet diese Thematik keinen Eingang in die vorhandenen Indikatoren. Lediglich mit der Abbildung des geschlechterspezifischen Gesamtarbeitsaufwandes im Haushalt und bei der Kinderbetreuung sind Rückschlüsse auf intergenerationelle Beziehungen möglich, wobei der Schwerpunkt hier jedoch auf der Sichtbarmachung geschlechterspezifischer Ungleichverteilung dieser Art unbezahlter Arbeit liegt und weniger auf der Berücksichtigung intergenerationeller Beziehungen.

Cercle Indicateurs

Der Cercle Indicateurs ist eine gemeinsame Plattform von Bund, Kantonen und Städten mit dem Ziel, ein konsensfähiges Kernindikatorensystem für die nachhaltige Entwicklung in Kantonen und Städten zu entwickeln, im gegenseitigen Austausch weiterzuentwickeln und deren Anwendung in Städten und Kantonen zu fördern. Anfang 2009 arbeiten 12 Kantone und 14 Städte im Cercle Indicateurs mit (Bundesamt für Raumentwicklung ARE 2009). In einem zweijährigen Projekt wurden von 2003-2005 Kernindikatoren entwickelt. In den drei gleichwertigen Nachhaltigkeitsdimensionen Umwelt, Wirtschaft und Gesellschaft werden je 11-12 Zielbereiche definiert (jeweils die gleichen Zielbereiche für Kantone und Städte). Für jeden der Zielbereiche wird dann für Städte und Kantone i.d.R. je ein Kernindikator ausgewählt (Cercle Indicateurs 2005).

Mit den Kernindikatoren soll ein Monitoring der Entwicklung auf der Zeitachse möglich werden. Das ist wichtig, da absolute Zielwerte für die nachhaltige Entwicklung fehlen. Gleichzei-

tig wird durch einen Vergleich verschiedener Einheiten (Kantone und Städte) ein Benchmarking möglich, relative Stärken und Schwächen von Städten und Kantonen im Vergleich zu anderen können festgestellt werden. Beim Benchmarking ist eine sorgfältige Interpretation der Daten von grosser Bedeutung. Eine erste Erhebung erfolgte im Jahr 2005, eine zweite 2007 und eine dritte ist für das Jahr 2009 geplant (Bundesamt für Raumentwicklung ARE 2009). Zum jetzigen Zeitpunkt findet die Thematik der intergenerationellen Beziehungen keinen Eingang in das Indikatorensystem des Cercle indicateurs (siehe auch Anhang 3).

4.4 Soziale Indikatoren, Sozialbericht, Beobachtung der Wohlfahrtsentwicklung

Sozialer Wandel und Wohlfahrtsentwicklung werden in vielen Ländern anhand regelmässig erhobener Sozialer Indikatoren beobachtet. Die verwendeten Datenquellen beinhalten sowohl Sozialkapitalindikatoren als auch – zumindest vereinzelt – Nachhaltigkeitsindikatoren. Im Folgenden werden die Relevanz von Intergenerationenbeziehungen in der Sozialberichterstattung für die Schweiz, Deutschland und für Europa geprüft und mögliche Anknüpfungspunkte für die Forschungsthematik der Generationenbeziehungen skizziert.

4.4.1 Sozialberichterstattung in der Schweiz

In der Schweiz gibt der alle vier Jahre veröffentlichte Sozialbericht (z.B. Suter, Perrenoud, Levy et al. 2009) anhand systematisch gesammelter Daten und Indikatoren Auskunft über die aktuelle Lage und die Entwicklungstendenzen der Schweizer Gesellschaft. Neben einer detaillierten Darstellung wesentlicher Indikatoren der wirtschaftlichen, politischen, sozialen, kulturellen und ökologischen Situation der Schweiz wird eine internationale Einordnung der Wohlfahrtslage durch den Vergleich mit ausgewählten Ländern (Deutschland, Frankreich, Schweden, Spanien, England, USA) möglich. Die für den Bericht notwendigen Daten werden verschiedenen nationalen und internationalen Erhebungen und Datenbeständen entnommen, wie z.B. dem European Social Survey und dem Schweizer Haushalt-Panel (siehe auch Anhang 3).

Insgesamt 75 Indikatoren bilden die folgenden fünf gesellschaftliche Bereiche ab: Verteilung sozialer Güter; kulturelle Vielfalt; soziale Integration; politische Gestaltung; Umwelt und Gesellschaft. Die Forschungsthematik der intergenerationellen Beziehungen wäre dem Bereich der sozialen Integration zuzuordnen. Die dort vorhandenen 15 Indikatoren streifen das Untersuchungsthema jedoch nicht bzw. nur ganz am Rande (bei vier Indikatoren). So werden beim Indikator „Rollenverteilung im Paar“ die geschlechterspezifischen Ansichten über die Verteilung der Hausarbeit, der durchschnittliche Zeitaufwand für Hausarbeit nach Geschlecht und der Anteil der Frauen, welche die Hausarbeit immer ausüben, erhoben. Hausarbeit bezieht sich dabei jedoch zum grössten Teil auf Haushaltsarbeit bzw. wenn Kinderbetreuung und Unterstützung anderer Familienangehöriger mitgemeint sind, werden sie nicht separat erfragt. Die so erhobenen Zahlen lassen also keine Aussagen zu über die Beziehungs- bzw. Erziehungsarbeit im Sinne intergenerationaler Kontakte. Drei weitere Indikatoren beziehen sich auf die Freiwilligenarbeit. Der Indikator „organisierte Freiwilligenar-

beit“ bildet für zwölf verschiedene Organisationstypen Mitgliedschaft, Teilnahme an Aktivitäten, ehrenamtliche Tätigkeit und Spenden ab. Der Indikator „informelle Freiwilligentätigkeit“ umfasst die Hilfeleistungen (nach unterschiedlichen Häufigkeitsangaben) für andere Menschen. Ausgenommen sind dabei die Familie, der Arbeitsplatz und das Engagement in Freiwilligenorganisationen. Da die Personen, denen die Hilfeleistungen zuteil werden, nicht weiter differenziert werden, sind keine Aussagen zu intergenerationellen Beziehungen möglich. Mit dem Indikator „Motive für Freiwilligeneinsatz“ werden Informationen gewonnen zu den Hintergründen des freiwilligen Engagements. Helfen Menschen anderen, weil es ihnen Spass macht und sie gesellig sind, stehen bestimmte persönliche Werte dahinter oder verfolgen sie damit persönliche Ziele. Intergenerationelle Beziehungen werden auch hier nicht thematisiert. Die vier genannten Indikatoren bieten aber eine Grundlage, die um die Thematik von intergenerationellen Beziehungen erweiterbar erscheint.

Im Jahr 2008 wurde erstmals der Generationenbericht Schweiz publiziert (Perrig-Chiello, Höpflinger und Suter 2008), in dem die Beziehungen und Strukturen der Generationen vorab im familiären Bereich und für verschiedene Lebensphasen dargestellt werden. Demografische Analysen der Veränderung der Altersstruktur, die Auswirkungen auf die Sozialwerke sowie die von den Generationen geleistete Arbeit wird dargelegt. Nur kurz thematisiert werden dagegen die negativen Auswirkungen von Generationenbeziehungen, wie zum Beispiel die Reproduktion sozialer Ungleichheiten und die vielfältigen möglichen Gewaltverhältnisse in Familien, und die Generationenbeziehungen ausserhalb der Familie. Der Generationenbericht soll nun im Rahmen der Studien des FORS Lausanne regelmässig erscheinen.

4.4.2 System Sozialer Indikatoren für Deutschland

Die Wohlfahrtsentwicklung und der soziale Wandel in Deutschland werden mit dem „System Sozialer Indikatoren für Deutschland“ zu erfassen versucht (siehe auch Anhang 3). Objektive Lebensbedingungen und subjektive Lebensqualität der Bevölkerung werden über 14 Lebensbereiche und mit insgesamt knapp 400 Indikatoren regelmässig gemessen, beschrieben und analysiert. Zuständig ist das Zentrum für Sozialindikatorenforschung (gesis 2009a). Folgende Themenbereiche sind abgedeckt durch die Analysen: Bevölkerung; sozioökonomische Gliederung und Schichteinstufung; Arbeitsmarkt und Beschäftigungsbedingungen; Einkommen und seine Verteilung; Einkommensverwendung und Versorgung; Verkehr; Wohnung; Gesundheit; Bildung; Partizipation; Umwelt; öffentliche Sicherheit und Kriminalität; Freizeit und Medienbenutzung; globale Wohlfahrtsmasse.

Hinweise auf eine (mögliche) Verbindung zur Thematik der intergenerationellen Beziehungen finden sich in den Bereichen „Partizipation“ und „Freizeit und Medienbenutzung“ (gesis 2009a). So wird mit dem Indikator „Anteil der Vereinsmitglieder“ nach dem Anteil derjenigen gefragt, die Mitglied in mindestens einem Verein sind, während der Indikator „Anteil ehrenamtlich Engagierter“ umschreibt, wie viele Menschen sich ehrenamtlich in Vereinen, Verbänden oder sozialen Diensten engagieren (jede Woche, jeden Monat). Bei beiden Indikatoren wird jedoch nicht differenziert nach Art des Vereins, so dass keine Aussagen über intergenerationelle Kontakte innerhalb bestimmter Vereinstypen abgeleitet werden könnten. Ein weiterer Indikator „Anteil der Mithilfe bei Nachbarn und Verwandten“ bildet –

unterschieden nach wöchentlich und monatlich – die Häufigkeit der Unterstützung von Freund/innen, Verwandten oder Nachbarn ab (als gemeinsame Gruppe von potentiellen Hilfeempfänger/innen). Da bei der Frage nach der geleisteten Hilfe weder unterschieden wird zwischen Nachbarn, Freund/innen und Verwandten, noch weitere Informationen zu den potentiellen Hilfeempfänger/innen angegeben werden, sind auch hier leider keine Aussagen zur Bedeutung intergenerationeller Beziehungen möglich. Im Lebensbereich „Freizeit“ lassen sich vom Indikator „Bevölkerungsanteil, der Mitglied in einem Sportverein ist“ möglicherweise Rückschlüsse ziehen auf die intergenerationellen Kontakte innerhalb der Sportvereine. Der Indikator „Bevölkerungsanteil mit häufiger familienorientierter Freizeitbeschäftigung“ schliesslich liefert Informationen zum Anteil der über 16-Jährigen, die sich in ihrer Freizeit gern mit ihrer Familie beschäftigen. Damit wird die Bedeutung der Familie für die Lebensgestaltung von Menschen abgebildet. Mit der Familie sind implizit auch intergenerationelle Beziehungen (innerhalb der Familie) angesprochen, wobei jedoch ohne weitere Differenzierung keine konkreten Aussagen zur Wichtigkeit der familialen Freizeitkontakte zwischen Vertreter/innen unterschiedlicher Generationen gemacht werden können. Neben den genannten Indikatoren werden im Bereich „Globale Wohlfahrtsmasse“ die Indikatoren „Einsamkeit⁷“, „Lebenszufriedenheit⁸“ und „Glück⁹“ bei der Operationalisierung der sozialen Integration und des subjektiven Wohlbefindens der deutschen Bevölkerung berücksichtigt.

4.4.3 Europäisches System Sozialer Indikatoren

Das Europäische System Sozialer Indikatoren soll die Dauerbeobachtung der individuellen Lebensqualität und der Qualität von Gesellschaften in Europa ermöglichen (gesis 2009b). Es ist ein neues Indikatorensystem, welches schrittweise durch das Zentrum für Sozialindikatorenforschung bei GESIS eingeführt wird (siehe auch Anhang 3). Beteiligt sind 27 EU-Staaten, darüber hinaus Norwegen und die Schweiz und als Referenzgesellschaften Japan und die USA. Neu und für die Thematik der intergenerationellen Beziehungen relevant ist der Einbezug der Konzepte der sozialen Kohäsion und der Nachhaltigkeit als weitere Dimensionen von Wohlfahrt, die bis jetzt beim Monitoring der Wohlfahrtsentwicklung und des sozialen Wandels nur eine nebensächliche Rolle spielen. Somit wird der theoretische Bezugsrahmen für das Indikatorensystem durch die drei Konzepte Lebensqualität, soziale Kohäsion und Nachhaltigkeit gebildet. Lebensqualität stellt das zentrale, übergeordnete Wohlfahrtsziel dar, welches soziale Kohäsion und Nachhaltigkeit einschliesst (Berger-Schmitt und Noll 2000). Die soziale Kohäsion der Gesellschaft wird dabei als Bestandteil der individuellen Lebenssituation und Lebensqualität begriffen. Quantität und Qualität der Beziehungen und das Ausmass an Ungleichheiten und Disparitäten werden unmittelbar von den Individuen erlebt. Das Konzept der Nachhaltigkeit wiederum thematisiert Aspekte der intergenerationellen Verteilung von Lebensqualität. Vorsorge für zukünftige Generationen hat Auswirkungen auf die Lebensqualität lebender Generationen. Abbildung 11 verdeutlicht die sechs

7 Antwort auf die Frage: „Ich fühle mich oft einsam“ (stimmt ganz und gar, stimmt eher, stimmt eher nicht, stimmt ganz und gar nicht) (gesis 2009).

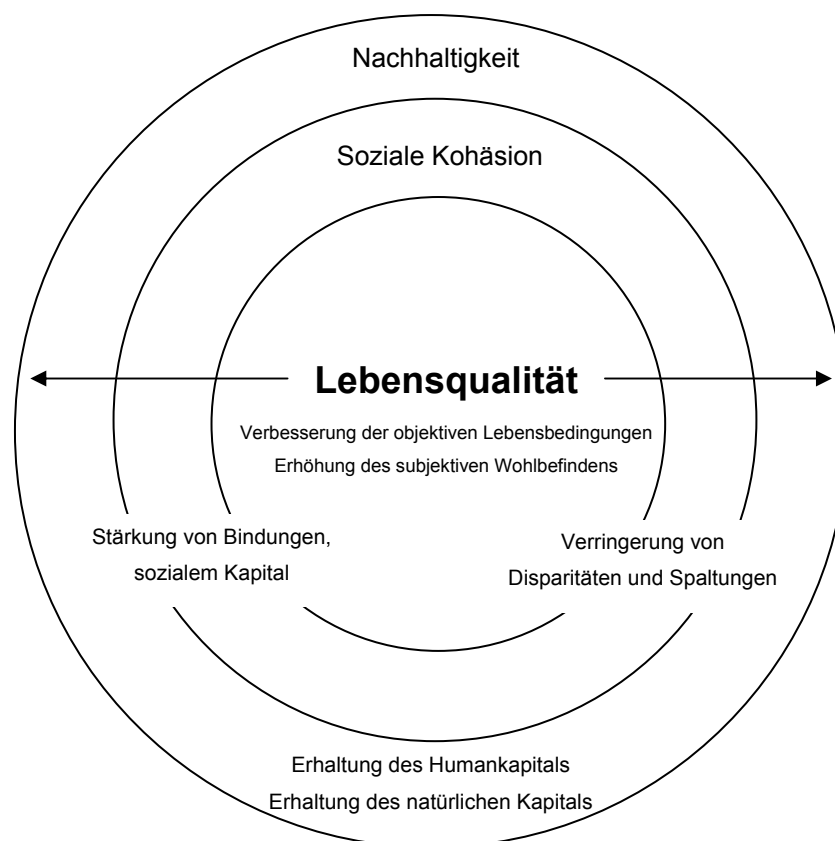
8 Antwort auf die Frage: „Wie zufrieden sind sie gegenwärtig alles in allem heute mit ihrem Leben“ (11-stufige Ratingskala) (gesis 2009).

9 Antwort auf die Frage: „Ist ihr Leben im Augenblick sehr glücklich, ziemlich glücklich, ziemlich unglücklich, oder sehr unglücklich“ (gesis 2009).

Zieldimensionen des Indikatorensystems im Zusammenspiel der drei unterschiedlichen konzeptuellen Grundlagen.

Die inhaltliche Struktur des Indikatorensystems wird weiter konkretisiert durch die Auswahl von 13 Lebensbereichen, welche untersucht werden: Bevölkerung, Haushalte und Familien; Wohnen; Verkehr; Freizeit, Medien und Kultur; Partizipation und Soziale Integration; Bildung; Erwerbstätigkeit und Arbeitsbedingungen; Einkommen, Lebensstandard und Konsummuster; Gesundheit; Umwelt; Öffentliche Sicherheit und Kriminalität; soziale Sicherung. In jedem Lebensbereich werden die sechs Zieldimensionen unterschieden. Darüber hinaus sollen zusammenfassende Wohlfahrtsmasse die Lebenssituation insgesamt abbilden (Berger-Schmitt und Noll 2000).

Abbildung 11: Konzeptueller Bezugsrahmen und Zieldimensionen des Europäischen Systems Sozialer Indikatoren



(Berger-Schmitt und Noll 2000: 41)

Die Thematik der intergenerationellen Beziehungen wird – zumindest teilweise – im Lebensbereich „Bevölkerung, Haushalte und Familien“ angesprochen. Dort findet unter anderem ein Indikator Verwendung, mit dem das geschlechterspezifische Verhältnis des Zeitaufwandes für Haushaltsarbeit erfasst wird und einer, der die hauptsächliche Verantwortlichkeit für die Hausarbeit in Paar- bzw. Familienhaushalten abbildet. Daneben erfassen zwei weitere Indikatoren den „Care-Zeitaufwand“ von Männern für ihre Kinder bzw. alte und/oder kranke Familienmitglieder, jeweils als Prozentsatz des Zeitaufwandes, den beide Partner/innen

für die Erziehung der Kinder bzw. Pflege alter und/oder kranker Familienmitglieder aufwenden.

Hinsichtlich der Beziehungen zwischen Familienmitgliedern innerhalb des gemeinsam Haushaltes und über dessen Grenzen hinaus haben folgende Indikatoren einen Bezug zur intergenerationellen Beziehungsthematik: Unterstützung durch Familienmitglieder (Partner/in, Eltern, erwachsene Kinder, Geschwister als eine gemeinsame Kategorie Familienmitglieder) im Falle von Krankheit, persönlichen und finanziellen Problemen (jeweils separat erfragt für die angegebenen Arten der Probleme und für Familienmitglieder im gleichen Haushalt bzw. ausserhalb); wöchentliche Kontakte zu Kindern bzw. Eltern, die nicht im gleichen Haushalt leben. Als subjektive Dimension wird in einem weiteren Indikator die Zufriedenheit mit der Familie erfasst.

Neben diesem auf die Familie bezogenen Lebensbereich lassen sich unter Umständen im Bereich der „Partizipation und sozialen Integration“ weitere Bezüge zur Thematik der intergenerationellen Beziehungen knüpfen. Da das Indikatorensystem für diesen Bereich jedoch noch am Entstehen ist, können mögliche Bezüge im Rahmen der vorliegenden Forschungsarbeit nicht näher diskutiert werden. Schliesslich werden als allgemeine Wohlfahrtsmasse zahlreiche Indikatoren zur Lebenszufriedenheit, zum Glück und zum Vertrauen in andere Menschen und in Institutionen vorgeschlagen.

4.4.4 Vorläufiges Fazit

Die Ausführungen zur Sozialberichterstattung in der Schweiz, Deutschland und für Europa zeigen, dass praktisch kaum Indikatoren mit direktem Bezug zur Thematik der Intergenerationenbeziehungen vorhanden sind. Tabelle 10 bietet einen Überblick über die in den vorherigen drei Kapiteln beschriebenen Sozialindikatoren, die Aussagen zur Untersuchungsthematik machen bzw. in Richtung auf Intergenerationenbeziehungen erweitert werden könnten.

Tabelle 10: Sozialindikatoren mit möglichem Bezug zu Intergenerationenbeziehungen

Schweiz	Deutschland	Europa
• Rollenverteilung im Paar • Organisierte Freiwilligenarbeit • Informelle Freiwilligentätigkeit • Motive für Freiwilligeneinsatz	• Anteil der Vereinsmitglieder • Anteil ehrenamtlich Engagierter • Anteil der Mithilfe bei Nachbarn und Verwandten • Bevölkerungsanteil, der Mitglied in einem Sportverein ist • Bevölkerungsanteil mit häufiger familienorientierter Freizeitbeschäftigung	• Geschlechterspezifisches Verhältnis des Zeitaufwands für Haushaltsarbeit • Hauptsächliche Verantwortung für Hausarbeit in Paar-, Familienhaushalten • Geschlechtsspezifisches Verhältnis des Zeitaufwandes von Eltern für ihre Kinder • Geschlechtsspezifisches Verhältnis des Zeitaufwandes von Paaren für pflegebedürftige Familienmitglieder

Dem tabellarischen Überblick zufolge sind zum jetzigen Zeitpunkt verschiedene Anknüpfungspunkte vorhanden, wobei lediglich der für Europa entwickelte Indikator „Geschlechtsspezifisches Verhältnis des Zeitaufwandes von Eltern für ihre Kinder“ direkte Rückschlüsse auf intergenerationelle Beziehungen (im Erziehungskontext) zulässt. Bei allen anderen Indikatoren beziehen sich die Aussagen entweder auf die Familie/Angehörige allgemein (ohne Differenzierung nach Generationen) oder den extrafamiliären Bereich von der Art des Vereins bzw. der Freiwilligentätigkeit, was Rückschlüsse auf die Altersstruktur der Vereinigungen und auf damit verbundene mögliche intergenerationelle Kontakte erlaubt.

4.5 Gesamtgesellschaftliche Quantifizierung der Ressource Generationenbeziehungen

Das Bruttoinlandprodukt (BIP) als Mass für die wirtschaftliche Leistung einer Volkswirtschaft „misst die gesamte Produktion, die während einer Zeitspanne (in der Regel ein Jahr) durch sämtliche in einem Land ansässigen Unternehmen realisiert wurde, unabhängig vom Wohnsitz der Besitzer der Produktionsfaktoren, die zu dieser Leistung beigetragen haben“ (Flückiger 2003: 59). An sich liesse sich die Quantität der Ressource „Generationenbeziehungen“ analog zum BIP bestimmen. Es ginge dabei um die Wertschöpfung im Rahmen aller Intergenerationenbeziehungen in einer Gesellschaft. Die Berechnung der Wertschöpfung würde jedoch vorab voraussetzen, dass der positive und negative Beitrag von intergenerationellem Sozialkapital überhaupt quantifizierbar sind. Hinzu kommt, dass ein solches Kapitalstockmass nichts über die Verteilung des Sozialkapitals innerhalb einer Gesellschaft aussagen würde.

Eine Messung dieses Kapitalstocks mittels eines Index (siehe auch Kap. 4.2) ist also ähnlich problematisch wie die Messung des BIP. So sagt auch das BIP nichts über seine Verteilung aus, misst nur spezifische Dimensionen der sozialen Entwicklung und vernachlässigt nicht zuletzt, dass auch viele negativ konnotierte soziale Entwicklungen, zum Beispiel Verkehrsunfälle, Drogenkonsum, Eigentums- und Gewaltkriminalität, Militärausgaben und Umweltverschmutzung, zu einer Erhöhung des BIP beitragen. Diese Einwände gegen das BIP sind inzwischen auch Politikern bewusst. In diesem Sinne konstituierte der französische Präsident Nicolas Sarkozy eine BIP-Kommission, die sich mit der Frage nach alternativen Indikatoren für die volkswirtschaftliche Stärke eines Landes befassen sollte.

Eine ähnliche Problematik finden wir in der Tat auch bei den herkömmlichen Indikatoren für das Sozialkapital. So gilt es zu beachten, dass intergenerationelle Beziehungen wie alle anderen sozialen Beziehungen nicht per se positiv sind. Das Spektrum reicht von der harmonischen Grosseltern-Enkel-Beziehung bis zur gewalttätigen Beziehung in der Familie oder mafiösen Verbindungen. In der vergleichenden Sozialkapitalforschung dominiert nicht zuletzt aus diesen Gründen der Indikator „generalisiertes Vertrauen“, wobei die Korrelation dieses Indikators mit herkömmlichen Indikatoren für aktive und passive Mitgliedschaften in freiwilligen Assoziationen eher schwach ist (Nollert 2004). Des Weiteren ist anzunehmen, dass es im Hinblick auf die Thematik der Nachhaltigkeit konfligierende Interessen zwischen und innerhalb von Generationen gibt. Und nicht zuletzt wäre es auch ein Trugschluss, eine Gleichverteilung des individuellen Sozialkapitals zu unterstellen. Die Sozialkapitalforschung

argumentiert und dokumentiert in zahlreichen Studien, dass das Sozialkapital analog zum kulturellen und ökonomischen Kapital in allen Gesellschaften mehr oder weniger ungleich verteilt ist und es daher vonnöten ist, neben den Kapitalstockmassen auch Verteilungsmasse wie etwa den Gini-Index zu berücksichtigen.

Mit anderen Worten: Es macht sowohl sozialwissenschaftlich als auch sozialpolitisch durchaus Sinn, analog zum BIP einen Sozialkapitalstock-Index zu entwickeln, der sich für intersoziale und intertemporale Vergleiche eignet. Nebst der Frage, wie die Qualität von Sozialkapital gemessen werden kann, gälte es dabei allerdings – analog zur Kritik am BIP als Wohlfahrtsindikator – die Einwände zu berücksichtigen, dass Sozialkapital nicht a priori wohlfahrtsfördernd wirkt und sowohl die positiven als auch negativen Effekte von Sozialkapital nicht gleichmässig zwischen den Mitgliedern einer Gesellschaft verteilt sind.

5. Schlussfolgerungen

Bevor wir in Form von sieben Thesen eine Zusammenfassung unserer Befunde bieten, gilt unsere Aufmerksamkeit zum Schluss dem Verhältnis zwischen Generationen- und Ungleichheitsforschung, zumal wir an vielen Stellen darauf hingewiesen haben, dass die gegenwärtige Generationenforschung zu stark auf die Erzeugung von Humanvermögen fokussiert und damit dem Faktum zuwenig Rechnung trägt, dass die intergenerationellen Beziehungen innerhalb von Familien sowohl intragenerationelle als auch geschlechtsspezifische Ungleichheiten reproduzieren.

5.1 Das Verhältnis zwischen Generationen- und Ungleichheitsforschung

Es ist kaum zu übersehen, dass die Generationenforschung der Tatsache zuwenig Rechnung trägt, dass intrafamiliäre Beziehungen zur Reproduktion sozioökonomischer Ungleichheiten beitragen. Die Vernachlässigung dieser Thematik rührt daher, dass die Generationenforschung auf die soziale Differenzierung nach Altersgruppen fokussiert. Am deutlichsten wird diese Perspektive bei Kaufmann (2005), wenn er behauptet, dass der Generationenkonflikt im 21. Jahrhundert den Klassenkonflikt ablösen wird. In der Tat neigen viele soziologische Theorien dazu, eine spezifische soziale Differenzierung in den Vordergrund zu rücken. Denken wir nur an die Klassentheorie, die Genderforschung, die Migrationsforschung oder die Rassismusforschung. In der Ungleichheitsforschung steht in der Regel die vertikale ökonomische Differenzierung, z.B. zwischen arm und reich, im Vordergrund, wobei seit einigen Dekaden auch horizontale Differenzierungen (z.B. Milieutheorien) und individualisierungstheoretische Überlegungen Fuss fassen. Aus Sicht der Ungleichheitsforschung liegt es auf der Hand, dass die Mainstream-Generationenforschung zu Unrecht einseitig die Funktion der Familie im Hinblick auf die Erzeugung von Humanvermögen betont und dabei die intergenerationelle Reproduktion sozioökonomischer Ungleichheiten vernachlässigt. Betrachtet man den Generationenbericht Schweiz (Perrig-Chiello, Höpflinger und Suter 2008), scheint diese Kritik berechtigt, wird doch die empirisch gut belegte „Vererbung“ von sozialem Status nur in zwei relativ kurzen Kapiteln (7 und 12) abgehandelt. Immerhin bringen es Suter und Höpflinger im Generationenbericht (Perrig-Chiello et al. 2008) dann aber doch auf den Punkt mit dem Satz: „Familiale Generationenbeziehungen sind eine wichtige Quelle sozialer Ungleichheiten“ (S. 134). Und ein paar Seiten später im selben Bericht schreibt Höpflinger gar (S. 242): „Die heutigen Erbschaften entwickeln sich immer mehr zu einer – sozial selektiv ausgezahlten – vierten Säule der Alterssicherung. Entsprechend tragen heutige Erbschaften zu einer verstärkten Konzentration der Vermögen auf ältere Altersgruppen bei“ (S. 242). Diese beiden ungleichheitstheoretischen, aber auch sozialpolitisch eminent wichtigen Fakten ändern allerdings nichts an der Tatsache, dass der Generationenbericht vornehmlich die funktionalen Aspekte von Generationenbeziehungen thematisiert und viele andere negative Aspekte von Generationenbeziehungen wie etwa Gewalt gegen Kinder, Missbrauch von Kindern, Gewalt gegen Alte etc. gar nicht erst thematisiert.

Die Vernachlässigung der Befunde der Ungleichheitsforschung ist umso bedauerlicher, als es in der Soziologie eine lange und umfangreiche Forschungstradition gibt, die sich mit der intergenerationellen Vererbung von kulturellem, sozialem und ökonomischem Kapital befasst und die antimeritokratischen Aspekte der Familie in vielen Studien hervorhebt, z.B. Statuszuweisungsmodelle, Mobilitätsmatrizen oder die PISA-Studien. Von daher lässt sich resümieren, dass die Ungleichheitsreproduktion bereits bei der Geburt einsetzt und sich die intragenerationellen Ungleichheiten, gemessen etwa an der Vermögensverteilung, der Bildung oder der Gesundheit mit zunehmendem Alter akzentuieren. Dieser sozialstrukturelle Matthäus-Effekt wird durch die ausserfamilialen Generationenbeziehungen und die sozialstaatliche Bereitstellung öffentlicher Schulen, redistributiver Transfers und progressiver Besteuerung nur geringfügig begrenzt. Es spricht viel dafür, dass die Familie in naher Zukunft in der Schweiz als „Quelle sozialer Ungleichheiten“ noch an Bedeutung gewinnen wird, zumal die Erbschaftssteuern in zahlreichen Kantonen abgeschafft werden und vielerorts privilegierte Eltern versuchen, ihre Kinder vor den vermeintlich negativen Einflüssen sozial heterogener Schulklassen zu schützen.

Ausgeblendet wird in der Generationenforschung neben der familialen Ungleichheitsreproduktion allerdings auch die geschlechterspezifische Strukturierung intergenerationaler Beziehungsarbeit. So dokumentiert und betont unter anderem die empirische Genderforschung, dass die Frauen die Hauptlast der unentgeltlichen Erzeugung von Humanvermögen und von Pflegeleistungen tragen. Von daher liegt denn auch die gleichstellungspolitische Forderung auf der Hand, dass diese unentgeltlichen Leistungen gleichmässiger zwischen den Geschlechtern verteilt und/oder besser honoriert werden, sei das durch Sozialtransfers oder via Steuern.

Fazit: Die Generationenforschung hat zweifellos Recht, wenn sie auf die Funktionalität intergenerationaler Beziehungen hinweist. Weder der Staat noch eine andere Institution ist in der Lage, gleichermassen wie die Familie die gesellschaftliche Ressource Humanvermögen zu erzeugen. Gleichwohl ist dabei nicht zu vernachlässigen, dass nicht alle Kinder, aber auch hilfs- und pflegebedürftige Alte über die gleiche Chance verfügen, von Familienangehörigen optimal unterstützt zu werden und dass die unentgeltliche Erzeugung von Humanvermögen und Pflegearbeit vornehmlich von Frauen geleistet wird. Insofern ist es für eine Generationenforschung, die mehr als eine Subdisziplin der Familiensoziologie sein will, unabdingbar, dass sie sich mit Fragen der intergenerationellen Reproduktion von sozioökonomischen Ungleichheiten sowie geschlechtsspezifischen Ungleichheiten bei der intrafamilialen Arbeitsteilung auseinandersetzt.

5.2 Fazit und Ausblick: sieben Thesen

1) Intergenerationelle Beziehungen sind in ihren Auswirkungen genauso ambivalent wie intragenerationelle. Einerseits erzeugen z.B. intrafamiliale Beziehungen in Form von Erziehungsarbeit Humanvermögen und sind als Quelle intergenerationaler Solidarität unverzichtbar für die Gesellschaft. Andererseits kann zum Beispiel häusliche Gewalt die Humanvermögensbildung innerhalb der Familie stark beeinträchtigen. Zudem tragen intrafamiliale Beziehungen zur Reproduktion sozioökonomischer Ungleichheiten bei, etwa durch den

Transfer von ökonomischem (z.B. Erbschaften), kulturellem oder sozialem Kapital. Diese Ambivalenz gilt es bei der Konstruktion sozialpolitischer Massnahmen zu beachten.

2) Unentgeltliche intergenerationelle Beziehungsarbeit wird hauptsächlich von Frauen geleistet. So tragen Frauen die Hauptlast der unentgeltlichen Erzeugung von Humanvermögen und von Pflegeleistungen. Im Sinne des Gleichstellungspostulats ist es wünschenswert, dass diese unentgeltlichen Leistungen gleichmässiger zwischen den Geschlechtern verteilt und/oder besser honoriert werden, etwa durch Sozialtransfers oder via Steuern.

3) Der Sozialstaat bremst die Bereitschaft zu intergenerationaler Solidarität nicht. Wird unterstellt, dass der Sozialstaat von der verinnerlichten Pflicht befreit, in Not geratene Familienangehörige zu unterstützen, wäre an sich absehbar, dass damit auch die Unterstützungsbereitschaft schwindet (crowding out). Die bislang vorhandenen empirischen Studien dokumentieren indes, dass genau das Gegenteil der Fall ist. Von daher scheint die Sozialpolitik gut beraten, die intergenerationellen Hilfeaktivitäten in der Bevölkerung nicht durch einen Abbau des Sozialstaats fördern zu wollen.

4) Die Forschung über intergenerationelle Beziehungen vernachlässigt die familienübergreifenden Kontakte. Viele Beiträge in der Generationenforschung suggerieren, dass damit primär Kontakte zwischen Grosseltern, Eltern und Kindern gemeint sind. Im Unterschied dazu spricht das makrosoziologische Sozialkapitalkonzept, aber auch das Konzept der „Zivilgesellschaft“ dafür, dass ausserfamiliäre Beziehungen genauso wichtig, wenn nicht sogar wichtiger sind als intrafamiliäre. So setzen gesellschaftliche Modernisierung und Kohäsion voraus, dass Menschen nicht nur mit Mitgliedern der eigenen Familie, sondern auch konstruktiv in öffentlichen Räumen und in freiwilligen Assoziationen mit Menschen kooperieren, die weder der eigenen Familie noch derselben Generation angehören. In diesem Zusammenhang ist das Konzept der „Zivilgesellschaft“ besonders fruchtbar, zumal es auf extrafamiliäre Generationenbeziehungen fokussiert und dabei drei zentrale Funktionen zivilgesellschaftlicher Organisationen (z.B. Vereine, Verbände, Kirchen, Hilfswerke, Selbsthilfegruppen) betont: (1) als Sozialisierungsinstanz, (2) als Orte der Auseinandersetzung über die „gute Gesellschaft“ und das „gute Leben“ (good society and good life), d.h. über die Normen und Werte, welche das Zusammenleben regeln, sowie (3) als von wirtschaftlichen, staatlichen und religiösen Interessen unabhängige Orte gewaltfreier Auseinandersetzung über unterschiedliche und konfliktive Interessen (Edwards 2004). Kurzum: Eine Generationenforschung, die mehr sein möchte als bloss eine Subdisziplin der Familiensoziologie tut gut daran, sich auch mit den Konzepten Sozialkapital und Zivilgesellschaft auseinanderzusetzen.

5) Die empirische Sozialkapitalforschung differenziert nicht zwischen inter- und intragenerationellen Beziehungen. Aus Sicht der Sozialkapitaltheorie macht es keinen Sinn, zwischen diesen beiden Beziehungstypen zu unterscheiden, da sich beide gleichermassen sowohl positiv als auch negativ auswirken können. Mindestens so wichtig wie die Differenz zwischen intra- und intergenerationellen Beziehungen ist die Differenz zwischen starken und schwachen Beziehungen. So zeigt sich, dass Freundschaften und die Familie (starke Beziehungen) vor allem im Hinblick auf das physische und psychische Wohlbefinden von Bedeutung sind. Wichtig im Hinblick auf materielle Ziele, sei es im Erwerbsleben oder sei es in der Politik, sind vor allem aber auch spontane Bekanntschaften am Arbeitsplatz, in der Ausbildung oder in freiwilligen Assoziationen (z.B. Parteien, Vereinen, Verbänden, Kirche).

6) Der Kapitalstock und gesellschaftliche Wert intergenerationeller Beziehungen lässt sich zumindest zum jetzigen Zeitpunkt nicht empirisch eruieren. Sozialkapitalindikatoren, die bei internationalen Vergleichen herangezogen werden, beschränken sich in der Regel auf Mitgliedschaften in freiwilligen Assoziationen. Ob eine solche Mitgliedschaft auch einen Zugang zu Ressourcen garantiert, bleibt dabei jedoch eine offene Frage. Hinzu kommt, dass die gesellschaftlichen Auswirkungen dieser Assoziationen genauso wie jene der Familien sowohl positiv (Erzeugung von Humanvermögen) als auch negativ (z.B. soziale Exklusion, Fundamentalismus, Mafia) sein können. In diesem Sinne ist der Versuch, den Beitrag intergenerationeller Beziehungen für die Gesellschaft zu messen, mit ähnlichen Problemen konfrontiert wie das Bruttoinlandprodukt, das unter anderem auch dann ansteigt, wenn die Prävalenz von Unfällen, Krankheiten, Umweltschäden oder Gewalt-, Eigentums- und Vermögensdelinquenz zunimmt.

7) Intergenerationelle Beziehungen werden in der Debatte um soziale Nachhaltigkeit nicht direkt thematisiert und es existieren (bislang) keine Nachhaltigkeitsindikatoren für ihre Erfassung. Bei der Konzeptualisierung von Nachhaltigkeit werden zwar der soziale, gesellschaftliche Zusammenhalt oder auch eine gerechte Gemeinschaft als wesentlicher Grundpfeiler hervorgehoben. Dabei wird jedoch nicht differenziert hinsichtlich der verschiedenen Formen intergenerationeller Beziehungen. Ausserdem findet die mikrosoziologische Prämisse, dass soziales Kapital intergenerationell „vererbt“ werden kann, kaum Entsprechung in der konkreten Ausgestaltung der Messkonzepte.

Literaturverzeichnis

- Allardt, Erik (1993) Having, Loving, Being: An Alternative to the Swedish Model of Welfare Research, S. 88-94 in: Martha C. Nussbaum, Amartya Sen (Hg.) *The Quality of life*. Oxford: Clarendon Press.
- Amato, Paul R. (1998) More than money? Men's contributions to their children's lives, S. 241-278 in: Alan Booth, Ann C. Crouter (Hg.) *Men in Families: When Do They Get Involved? What Difference Does It Make?* New Jersey: Lawrence Erlbaum.
- Arpagaus, Jürg H./Höglinger, Marc (2006) *Freiwilliges Engagement, Sozialkapital und Alterspflege in der Schweiz*.
- Baumgartner, A. Doris (2005) *Familienarbeit, Erwerbsmuster und Arbeitsteilung im Haushalt*. Neuenburg: Bundesamt für Statistik.
- Baumgartner, A. Doris (2008) *Die flexible Frau. Frauenerwerbsarbeit im Werte- und Strukturwandel*. Zürich: Seismo.
- Baykara-Krumme, Helen (2007) *Gar nicht so anders: Eine vergleichende Analyse der Generationenbeziehungen bei Migranten und Einheimischen in der zweiten Lebenshälfte*. WZB Discussion Paper Nr. SP IV 2007-604.
- Beckert, Jürgen (2004) *Unverdientes Vermögen. Soziologie des Erbrechts*. Frankfurt am Main: Campus.
- Berger-Schmitt, Regina/Noll, Heinz-Herbert (2000) Zur Konzeption eines Europäischen Systems Sozialer Indikatoren, S. 29-45 in: Mohler, Peter Ph./Lüttinger, Paul (Hg.) *Querschnitt. Festschrift für Max Kaase*. Mannheim: ZUMA.
- Bergheim, Stefan (2007) *Die glückliche Variante des Kapitalismus ist gekennzeichnet durch ein Bündel von Gemeinsamkeiten*. Frankfurt am Main: Deutsche Bank.
- BFS (2008a) *Nachhaltige Entwicklung 21a - Panorama*. Neuenburg: Bundesamt für Statistik. Zugriff am 01.01.2009 auf www.monet.admin.ch
- BFS (2008b) *Nachhaltige Entwicklung in Kürze 2008 – 17 Schlüsselindikatoren zeigen den Fortschritt*. Neuenburg: Bundesamt für Statistik. Zugriff am 01.01.2009 auf www.monet.admin.ch
- BFS (2009) *MONET, Monitoring Nachhaltige Entwicklung*. Neuenburg: Bundesamt für Statistik. Zugriff am 01.01.2009 auf www.monet.admin.ch
- BMFSFJ (1995) *Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland - Zukunft des Humanvermögens. 5. Familienbericht*. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- BMFSFJ (2002a) *Der Alterssurvey - Aktuelles auf einen Blick. Ausgewählte Ergebnisse. Familie und Generationen im Wandel*. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- BMFSFJ (2002b) *Der Alterssurvey - Aktuelles auf einen Blick. Ausgewählte Ergebnisse. Tätigkeiten und Engagement in der zweiten Lebenshälfte*. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- BMFSFJ (2006) *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Siebter Familienbericht*. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Blazejczak, Jürgen/Edler, Dietmar (2004) *Nachhaltigkeitskriterien aus ökologischer, ökonomischer und sozialer Perspektive – Ein interdisziplinärer Ansatz*. Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung 73, S. 10-30.
- Björnskov, Christian (2003) *The Happy Few: Cross-Country Evidence on Social Capital and Life Satisfaction*, S. 3-16 in: Kyklos, 56.
- Björnskov, Christian/Dreher, Axel/Fischer, Justina A. V. (2008) *Cross-Country Determinants of Life Satisfaction: Exploring Different Determinants Across Groups in Society*. S. 119-173 in: *Social Choice Welfare*, 30.
- Blunden, Andy (2004) *Social Solidarity versus Social Capital*. Zugriff am 17.12.08 auf: <http://www.ethicalpolitics.org/reviews/social-solidarity-2.htm>

- Böhnke, Petra (2005) First European Quality of Life Survey: Life Satisfaction, happiness and Sense of Belonging. Dublin: European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions.
- Bonfadelli, Heinz (1994) Die Wissenskluftperspektive. Massenmedien und gesellschaftliche Information. Konstanz: Ölschläger.
- Bornschier, Volker (2000) Befähigung zu Sozialkapitalbildung und wirtschaftlicher Erfolg im entwickelten Kapitalismus – neue Evidenzen aus Ländervergleichen 1980-1997, S. 373-400 in: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie, 26.
- Bourdieu, Pierre (1983) Ökonomisches Kapital - Kulturelles Kapital - Soziales Kapital, S. 183-198 in: Reinhard Kreckel (Hg.) Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderheft 2. Göttingen: Schwartz.
- Brandl, Sebastian (2002) Konzepte sozialer Nachhaltigkeit im deutschen Diskurs, S. 11-32, in: Thomas Ritt (Hg.) Soziale Nachhaltigkeit: Von der Umweltpolitik zur Nachhaltigkeit? Informationen zur Umweltpolitik 149. Wien: Bundeskammer für Arbeiter und Angestellte.
- Brandt, Martina (2009) Hilfe zwischen Generationen: Ein europäischer Vergleich. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Brandt, Martina/Szydlík, Marc (2008) Soziale Dienste und Hilfe zwischen Generationen in Europa, S. 301-320 in: Zeitschrift für Soziologie, 37.
- Budowski, Michael/Nollert, Michael (2008) Soziale Gerechtigkeiten? Perspektiven auf die Debatte, S. 12-30 in: dies. (Hg.) Soziale Gerechtigkeiten. Zürich: Seismo.
- Bühlmann, Jacqueline/Schmid, Beat (1999) Unbezahlt – aber trotzdem Arbeit. Zeitaufwand für Haus- und Familienarbeit, Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und Nachbarschaftshilfe. Neuenburg: Bundesamt für Statistik.
- Bundesamt für Raumentwicklung ARE (2009) Cercle Indicateurs. Zugriff am 01.01.2009 auf <http://www.are.admin.ch/themen/nachhaltig/00268/00552/00555/index.html?lang=de>
- Cercle Indicateurs (2005) Kernindikatoren für die nachhaltige Entwicklung in Städten und Kantonen. Zugriff am 30.11.2008 auf www.are.ch.
- Coleman, James (1988a) Social Capital in the Creation of Human Capital, S. 95-120 in: American Journal of Sociology, Vol. 94, Supplement.
- Coleman, James (1988b) The creation and destruction of social capital: implications for the law, S. 375-404 in: Notre Dame Journal of Law, Ethics and Public Policy, Vol 3.
- Coleman, James (1990) Foundations of Social Theory. Cambridge: Belknap Press.
- CSD (2001) Indicators of Sustainable Development: Framework and Methodologies. Background Paper No. 3. Division of Sustainable Development. Zugriff am 2. April 2009 auf: www.un.org/esa/sustdev/csd/csd9_indi_bp3.pdf
- Dannefer, Dale (1987) Aging as Intracohort Differentiation, Accentuation, the Matthew Effect, and the Life Course, S. 211-236 in: Sociological Forum, 2(2).
- Deindl, Christian (2009) Finanzielle Transfers zwischen Generationen. Ein europäischer Vergleich. Unveröffentlichte Dissertation am Soziologischen Institut der Universität Zürich.
- Diekmann, Andreas (2007) Dimensionen des Sozialkapitals, S. 47-65 in: Axel Franzen, Markus Freitag (Hg.) Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 47. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Diener, Ed/Seligman, Martin (2004) Beyond Money. Toward an Economy of Well-Being, S. 1-31 in: Psychological Science in the Public Interest 4,
- Diewald, Martin (1991) Soziale Beziehungen. Verlust oder Liberalisierung? Soziale Unterstützung in informellen Netzwerken. Berlin: Edition Sigma.
- DiPrete, Thomas A./Eirich, Gregory M. (2006) Cumulative Advantage as a Mechanism for Inequality: A Review of Theoretical and Empirical Developments, S. 271-297 in: Annual Review of Sociology, 32.
- Dolan, Paul/Peasgood, Tessa/White, Mathew (2008) Do we really know what makes us happy? A review of the economic literature on the factors associated with subjective well-being, S. 94-122 in: Journal of Economic Psychology, 29.
- Durkheim, Emile (1973/1897) Der Selbstmord. Neuwied: Luchterhand.
- Durlauf, Steven N. (1999) The Case „Against“ Social Capital, S. 1-5 in: Focus, 20.

- Easterlin, Richard A. (2005) Building a Better Theory of Well-Being, S. 29-64 in: Luigini Bruni, Pierluigi Porta (Hg.) Economics and Happiness – Framing the Analyse. Oxford: Oxford University Press.
- Edwards, Michael (2004) Civil Society. Cambridge: Polity Press.
- Eisentraut, Roswitha (2007) Intergenerationelle Projekte: Motivationen und Wirkungen. Baden-Baden: Nomos.
- Empacher, Claudia/Wehling, Peter (2002) Soziale Dimensionen der Nachhaltigkeit. Theoretische Grundlagen und Indikatoren. ISOE-Studentexte Nr. 11.
- Eurostat (2009) Indikatoren für nachhaltige Entwicklung. Zugriff am 26. April 2009 auf <http://epp.eurostat.ec.europa.eu/portal/page/portal/sdi/introduction>
- Farsari, Yianna/Prastacos, Poulicos (2002) Sustainable Development Indicators: An overview. Zugriff am 2. April 2009 auf www.iacm.forth.gr/regional/papers/Asteras-English.pdf
- Feusi Widmer, Roswitha (2004) Die Schweizerische Arbeitskräfteerhebung (SAKE). Konzepte, Methoden, Praktische Ausführung. Neuenburg: Bundesamt für Statistik.
- Filipp, Sigrun-Heide /Mayer, Anne-Kathrin (1999) Bilder des Alters. Altersstereotype und die Beziehungen zwischen den Generationen. Stuttgart: Kohlhammer.
- Finsveen, Ellen/van Oorschoot Wim (2008) Access to Resources in Networks. A Theoretical and Empirical Critique of Networks as a Proxy for Social Capital, S. 293-307 in: Acta Sociologica, 51(4).
- Fiscella, Kevin/Kitzman, Harriet (2009) Disparities in Academic Achievement and Health: The Intersection of Child Education and Health Policy. S. 1073-1080 in: Pediatrics, 123(3).
- Fischer-Kowalski, Marina (1998) Zum magischen Dreieck von Lebensqualität, Wohlstand und gesellschaftlichem Stoffwechsel, S. 17-44 in: Beate Littig (Hg.) Ökologie und soziale Krise oder: Wie zukunftsfähig ist die Nachhaltigkeit? Wien: Edition VHS.
- Flückiger, Yves (2003) Bruttoinlandprodukt (BIP), S. 59-60 in: Erwin Carigiet, Ueli Mäder, Jean-Michel Bonvin (Hg.) Wörterbuch der Sozialpolitik. Zürich: Rotpunktverlag.
- Franzen, Axel/Pointner, Sonja (2007) Sozialkapital: Konzeptualisierungen und Messungen, S. 67-90 in: Axel Franzen, Markus Freitag (Hg.) Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 47. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Freitag, Markus (2001) Das soziale Kapital der Schweiz: vergleichende Einschätzungen zu Aspekten des Vertrauens und der sozialen Einbindung, S. 87-117 in: Swiss Political Science Review 7(4).
- Freitag, Markus (2004) Schweizer Welten des Sozialkapitals. Empirische Untersuchungen zum sozialen Leben in Regionen und Kantonen, S. 87-118 in: Swiss Political Science Review, 10(2).
- Frey, René L. (2003) Wohlfahrt, S. 360-361 in: Erwin Carigiet, Ueli Mäder, Jean-Michel Bonvin (Hg.) Wörterbuch der Sozialpolitik. Zürich: Rotpunktverlag.
- Fukuyama, Francis (1995) Konfuzius und die Marktwirtschaft. Der Konflikt der Kulturen. München: Kindler.
- Furstenberg, Frank F./Hughes, Mary Elizabeth (1995) Social capital and successful development among at-risk youth, S. 580-592 in: Journal of Marriage and the Family, Vol. 57.
- Gesis (2009a) System Sozialer Indikatoren für Deutschland. Zugriff am 18. Mai 2009 auf <http://www.geis.org/dienstleistungen/daten/soziale-indikatoren/system-sozialer-indikatoren/>
- Gesis (2009b) Europäisches System Sozialer Indikatoren. Zugriff am 18. Mai 2009 auf <http://www.geis.org/dienstleistungen/daten/soziale-indikatoren/eusi/>
- Gabriel, Oscar W./Kunz, Volker/Rosdeutscher, Sigrid/van Deth, Jan W. (2002) Sozialkapital und Demokratie. Zivilgesellschaftliche Ressourcen im Vergleich. Wien: Facultas Universitätsverlag.
- Granovetter, Mark (1973) The Strength of Weak Ties, S. 1360-1380 in: American Journal of Sociology, 78.
- Haberkern, Klaus (2009) Pflege in Europa: Familie und Wohlfahrtsstaat. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Haberkern, Klaus und Marc Szydlik (2008) Pflege der Eltern – Ein europäischer Vergleich, S. 78-101 in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 60.

- Haug, Sonja (1997) Soziales Kapital. Ein kritischer Überblick über den aktuellen Forschungsstand. Working papers. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung.
- Helliwell, John F. (2006) Well-Being, Social Capital and Public Policy, S. C43-C45 in: *The Economic Journal*, 116.
- Helliwell, John F./Huang, Haifang/Harris, Anthony (2008) International Differences in the Determinants of Life Satisfaction. Canadian Institute for Advanced Research and Department of Economics, University of British Columbia.
- Herrmann, Vera/Tillmann, Robin (2002) The Social Capital of Switzerland. An Overview of Attempts to Define, Operationalise and Measure Social Capital. Neuenburg: Bundesamt für Statistik.
- Hirschman, Albert O. (1995) Denken gegen die Zukunft. Die Rhetorik der Reaktion. Frankfurt am Main: Fischer.
- Höpflinger, François (1999) Generationenfrage - Konzepte, theoretische Ansätze und Beobachtungen zu Generationenbeziehungen in späteren Lebensphasen. Lausanne: Réalités Sociales.
- Höpflinger, François/Hummel, Cornelia/Hugentobler, Valerie (2006) Enkelkinder und ihre Grosseltern. Zürich: Seismo.
- Höpflinger, François/Hugentobler, Valerie (2005) Familiäre, ambulante und stationäre Pflege im Alter. Perspektiven für die Schweiz. Bern: Huber.
- Höpflinger, François (2007) Frauen und Generationenbeziehungen in der zweiten Lebenshälfte, S. 255-268 in: Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.) Demografischer Wandel. Die Stadt, die Frauen und die Zukunft. Düsseldorf: MGFFL.
- Jahoda, Marie/Lazarsfeld, Paul F./Zeisel, Hans (1975) Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jörissen, Juliane/Kopfmüller, Jürgen/Brandl, Volker (1999) Ein integratives Konzept nachhaltiger Entwicklung. Wissenschaftliche Berichte FZKA 6393. Karlsruhe: Forschungszentrum Karlsruhe GmbH.
- Kaufmann, Franz-Xaver (2003) Varianten des Wohlfahrtsstaats. Der deutsche Sozialstaat im internationalen Vergleich. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kaufmann, Franz-Xaver (2004) Sozialpolitik und Sozialstaat: Soziologische Analysen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kaufmann, Franz-Xaver (2005) Schrumpfende Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kaufmann, Franz-Xaver (2009) Humanvermögen: Eine neue Kategorie der Sozialstaatstheorie, S. 95-117 in: Herbert Obinger, Elmar Rieger (Hg.) Wohlfahrtsstaatlichkeit in entwickelten Demokratien. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (2007) Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt: Campus Verlag
- Knack, Stephen/Keefer, Philip (1997) Does Social Capital Have an Economic Payoff? A Cross-Country Investigation, S. 1251-1288 in: *Quarterly Journal of Economics*, 111.
- Kriesi, Hanspeter (2007) Sozialkapital. Eine Einführung, S. 23-46 in: Axel Franzen, Markus Freitag (Hg.) Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 47. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kriesi, Irene (2003). Humankapital, S. 140 in: Erwin Carigiet, Ueli Mäder, Jean-Michel Bonvin (Hg.) Wörterbuch der Sozialpolitik. Zürich: Rotpunktverlag.
- Krysiak, Daniela (2007) Nachhaltigkeit im Spannungsfeld von intra- und intergenerationaler Gerechtigkeit, S. 129-155 in: Jahrbuch ökologische Ökonomik Band 5 (2007) Soziale Nachhaltigkeit. Marburg: Metropolis.
- Künemund, Harald/Rein, Martin (1999) There is More to Receiving Than Needing: Theoretical Arguments and Empirical Explorations of Crowding in and Crowding out. S. 93-121 in: *Ageing & Society*, 19.
- Lessenich, Stephan; Mau, Steffen, 2005: Reziprozität und Wohlfahrtsstaat. S. 257-276 in: Frank Adloff und Steffen Mau (Hg.) Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt, New York: Campus.
- Lettke, Frank/Lüscher, Kurt (2002) Generationenambivalenz – Ein Beitrag zum Verständnis von Familie heute, S. 459-488 in: *Soziale Welt*, 53.

- Levi, Margret (1996) Social and Unsocial Capital: A Review Essay of Robert Putnam's *Making Democracy Work*, S. 45-55 in: *Politics and Society*, 24.
- Lin, Nan (1999) Social Networks and Status Attainment, S. 467-487 in: *Annual Review of Sociology*, 25.
- Lin, Nan (2001a) *Social Capital. A Theory of Social Structure and Action*. New York: Cambridge University Press.
- Lin, Nan (2001b) Building a Network Theory of Social Capital, S. 28-51 in: Nan Lin, Karen Cook, Ronald Burt (Hg.) *Social Capital: Theory and Research*. London: Cambridge University Press.
- Littig, Beate/Griessler, Erich (2004) Informationen zur Umweltpolitik. Soziale Nachhaltigkeit. Informationen zur Umweltpolitik 160. Wien: Bundeskammer für Arbeiter und Angestellte.
- Lüscher, Kurt (2006) Zur Klärung der Begriffe. Memo zur Besprechung 7.12.06, Netzwerk Generationenbeziehungen. Zugriff am 4. Oktober 2008 auf <http://www.sagw.ch/de/sagw/laufende-projekte/generationen/grundlagen.html>
- Lüscher, Kurt/Liegle, Ludwig (2003) *Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft*. Konstanz: UVK.
- Lüscher, Kurt/Liegle, Ludwig/Lange, Andreas (2009) Bausteine zur Generationenanalyse, S. 1-8 in: *DJI Bulletin* 86 Plus 2/2009,
- Lüscher, Kurt/Pillemer Karl (1998) Die Ambivalenz familialer Generationenbeziehungen. Konzeptuelle Überlegungen zu einem aktuellen Thema der familienwissenschaftlichen Forschung. Zugriff am 5. Oktober 2008 auf kops.ub.uni-konstanz.de/volltexte/2000/387/pdf/387_1.pdf –
- Mackert, Jürgen (Hg.) *Die Theorie sozialer Schliessung. Tradition, Analysen, Perspektiven*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Marshall, Thomas H. (1992) *Bürgerrechte und soziale Klassen. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates*. Frankfurt am Main: Campus.
- Maslow, Abraham (1943). A Theory of Human Motivation, S. 370-396 in: *Psychological Review*, 50.
- Meadows, Donella/Meadows Dennis L./Randers, Jørgen (1992) *Die neuen Grenzen des Wachstums*. Reinbek: Rowohlt.
- Mehnert, Klaus (1977) *Jugend im Umbruch. Woher – wohin?* Zürich: Ex Libris.
- Miller, David (1999) *Principles of Social Justice*. Cambridge MA: Harvard University Press.
- Mutlak, Natalie/Schwarze, Reimund (2007) Bausteine einer Theorie sozialer Nachhaltigkeit. Eine Bestandesaufnahme sozialwissenschaftlicher Ansätze und das Beispiel der sozialökologischen Risikoforschung, S. 13-34 in: *Jahrbuch ökologische Ökonomik Band 5 (2007) Soziale Nachhaltigkeit*. Marburg: Metropolis.
- Nagel, Gerhard (1985) *Grundbedürfniskonzepte zur Entwicklungspolitik*. München: Minerva-Publikation.
- Nauck, Bernhard (2008) *Anthropologische Grundlagen der Soziologie. Vorlesungsunterlagen*. Zugriff am 22.12.08 auf <http://www.tu-chemnitz.de>.
- Nauck, Bernhard/Suckow, Jana (2003) Generationenbeziehungen im Kulturvergleich. Beziehungen zwischen Müttern und Grossmüttern in Japan, Korea, China, Indonesien, Israel, Deutschland und der Türkei, S. 51-66 in: Michael Feldhaus, Niels Logemann und Monika Schlegel (Hg.) *Blickrichtung Familie. Vielfalt eines Forschungsgegenstandes*. Würzburg: Ergon Verlag.
- Noll, Heinz-Herbert (2000) *Konzepte der Wohlfahrtsentwicklung: Lebensqualität und „neue“ Wohlfahrtskonzepte*. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Nollert, Michael (2003) Sozialkapital, S. 297-298 in: Erwin Carigiet, Ueli Mäder, Jean-Michel Bonvin (Hg.) *Wörterbuch der Sozialpolitik*. Zürich: Rotpunktverlag.
- Nollert, Michael (2004) Intermediäre Organisationen als Gegenstand der komparativen Wirtschaftssoziologie, S. 111-130 in: Michael Nollert, Hanno Scholtz, Patrick Ziltener (Hg.) *Wirtschaft in soziologischer Perspektive. Diskurs und empirische Analysen*. Münster: Lit.
- Nollert, Michael/Huser, Christian (2006) Freiwillig Aktive in der Schweiz: Einflussfaktoren und typische Profile, S. 14-55 in: Peter Farago (Hg.) *Freiwilliges Engagement in der Schweiz*. Zürich: Seismo.

- Nollert, Michael (2008) Gleichheit und Gerechtigkeit in der Marktwirtschaft: Dilemmata und Varianten liberaler Sozialpolitik, S. 89-112 in: Monica Budowski, Michael Nollert (Hg.) Soziale Gerechtigkeiten. Zürich: Seismo.
- Nollert, Michael/Huser, Christian (2009) Freiwilligenmarkt Schweiz: Chancen und Potenziale, S. 38-49 in: VM Fachzeitschrift für Verbands- und Nonprofit-Management 1/09.
- Nussbaum, Martha C. (2000) Women and Human Development. The Capabilities Approach. Cambridge: Cambridge University Press.
- Nussbaum, Martha C. (2003) Capabilities as Fundamental Entitlements: Sen and Social Justice, S. 33-59 in: Feminist Economics, 9.
- OECD (2001) The Well-being of Nations: The Role of Human and Social Capital. Paris.
- OECD (2009) Sustainable Development. Zugriff am 20. April auf http://www.oecd.org/topic/0,3373,en_2649_37425_1_1_1_1_37425,00.html
- Offe, Claus/Fuchs, Susanne (2001) Schwund des Sozialkapitals? Der Fall Deutschland, S. 417-514 in: Robert Putnam (Hg.) Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Olson, Mancur (1965) The Logic of Collective Action. Cambridge: Harvard University Press.
- Olson, Mancur (1982) The Rise and Decline of Nations, Economic Growth, Stagflation and Social Rigidities. Yale: Yale University Press.
- Ostrom, Elinor/Ahn, Toh-Kyeong (2003) Soziales Kapital und kollektives Handeln: Eine sozialwissenschaftliche Perspektive auf soziales Kapital, S. 35-83 in: Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“, Deutscher Bundestag (Hg.) Bürgerschaftliches Engagement von Unternehmen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Parsons, Talcott (1951) The Social System. Glencoe: The Free Press.
- Pena Lopez, José Atilano/Sanchez Santos, José Manuel (2007) The Olson – Putnam Controversy: Some Empirical Evidence, S. 1-10 in: Economics Bulletin, 26(4).
- Perrig-Chiello, Pasqualina/Höpflinger, François/Suter, Christian (2008) Generationen - Strukturen und Beziehungen. Generationenbericht Schweiz. Zürich: Seismo
- Portes, Alejandro/Landolt, Patricia (1996) The Downside of Social Capital, S. 18-22 in: The American Prospect, 26.
- Portes, Alejandro (1998) Social Capital: Its Origins and Applications in Modern Sociology, S. 1-24 in: Annual Review of Sociology, Vol. 24.
- Putnam, Robert (1993) Making democracy work: civic traditions in modern Italy. Princeton (N.J.): Princeton University Press.
- Putnam, Robert (1995) Bowling alone: America's declining social capital, S. 65-78 in: Journal of Democracy, Vol. 6, 1/95.
- Putnam, Robert (2000) Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community. New York: Schuster & Schuster.
- Putnam, Robert/Goss, Kristin (2001) Einleitung, S. 15-44 in: Robert Putnam (Hg.) Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Putzel, James (1997) Accounting for the 'dark side' of social capital: reading Robert Putnam on democracy, S. 939-949 in: Journal of International Development, Vol. 9, 7.
- Rat der Europäischen Union (2006) Die neue EU-Strategie für nachhaltige Entwicklung. Brüssel: Rat der Europäischen Union.
- Rauh, Hellgard (2002) Vorgeburtliche Entwicklung und Frühe Kindheit, S. 131-208 in: Rolf Oerter, Leo Montada (Hg.) Entwicklungspsychologie. Weinheim: Beltz.
- Rigney, Daniel (2010) The Matthew Effect: How Advantage Begets Further Advantage. New York: Columbia University Press.
- Rosenbaum, Heidi/Timm, Elisabeth (2008) Private Netzwerke im Wohlfahrtsstaat. Familie, Verwandtschaft und soziale Sicherheit im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Konstanz: UVK.
- Saraceno, Chiara/Olagnero, Manuela/Torrioni, Paola (2005) First European Quality of Life Survey: Families, work and social networks. Dublin: European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions.

- Schilling, Oliver/Wahl, Hans-Werner (2002) Family Networks and Life-Satisfaction of Older Adults in Rural and Urban Regions, S. 304-317 in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 54.
- Schulz, Tobias/Musgrove Häfliger, Ursula (2007) Ein Füreinander im doppelten Sinn – Folgen sozialpolitischer Veränderungen für die Freiwilligenarbeit im internationalen und schweizerischen Vergleich, S. 108–132 in: Peter Farago (Hg.) Freiwilliges Engagement in der Schweiz. Zürich: Seismo.
- Sen, Amartya (1987) *Commodities and Capabilities*. Oxford: Oxford India Paperbacks.
- Sen, Amartya (1992) *Inequality Reexamined*. New York: Russell Sage Foundation.
- Sen, Amartya (1993) Capability and Well-Being, S. 30–53 in: Martha C. Nussbaum und Amartya Sen (Hg.) *The Quality of Life*. Oxford: Clarendon Press.
- Sen, Amartya (2007) *Identity and Violence: The Illusion of Destiny*. London, New York: W. W. Norton & Company.
- Simmel, Georg (1908) Der Streit, S. 186-255 in: ders. *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Berlin: Duncker und Humblot.
- Seitz, Cornelia (2004) *Generationenbeziehungen in der Arbeitswelt. Zur Gestaltung intergenerativer Lern- und Arbeitsstrukturen in Organisationen*. Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades des Fachbereiches Sozial- und Kulturwissenschaften der Justus Liebig-Universität Giessen.
- Stadelmann-Steffen, Isabelle/Freitag, Markus/Bühlmann, Marc (2007) *Freiwilligen-Monitor Schweiz 2007*. Zürich: Seismo.
- Stamm, Margrit (2009) Zur Wirksamkeit familienergänzender Kinderbetreuung: Erkenntnisse aus der Forschung und bildungspolitische Folgerungen. S. 47-55 in: SAGW (Hg.) *Familien-ergänzende Betreuung, Erziehung und Bildung von Kindern – ein Generationenprojekt in privater und staatlicher Verantwortung*. Bern: SAGW.
- Stewart, Frances (2008) *Horizontal Inequalities and Conflict: Understanding Group Violence in Multiethnic Societies*. New York: Palgrave Macmillan.
- Stutz, Heidi/Bauer, Tobias/Schmugge, Susanne (2006) *Erben in der Schweiz. Eine sozioökonomische Analyse unter besonderer Berücksichtigung der Generationenbeziehungen*. Bern: Büro BASS.
- Suter, Christian/Perrenoud, Silvia/Levy, René/Kuhn, Ursina/Joye, Dominique/Gazareth, Pascale (2009) *Sozialbericht 2008*. Zürich: Seismo
- Szydlík, Marc (2000) *Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern*. Opladen: Leske und Budrich.
- Szydlík, Marc (2004) Zum Zusammenhang von Generation und Ungleichheit, S. 7-24, in: Marc Szydlík (Hg.) *Generation und Ungleichheit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tocqueville, Alexis de (2003 [1835]) *Über die Demokratie in Amerika*. Stuttgart: Reclam.
- UNPD (2009) Human Development. Zugriff am 2. April 2009 auf:
<http://hdr.undp.org/en/humandev/origins/>
- Van Oorschot, Wim/Arts, Will (2005) The Social Capital of European Welfare States: The Crowding Out Hypothesis Revisited, S. 5-26 in: *Journal of European Social Policy* 15.
- Vesely, Arnost (2008) Where does social capital come from? Analysis of family, school and peers factors in PISA-L datatest. Zugriff am 18.12.08 auf:
www.soc.cas.cz/download/298/Vesely_Social_Capital_ECSR_061003.pdf
- Volken, Thomas (2004) Kulturelle Konnotation von Vertrauen. Zur Validität von Vertrauen in der wirtschaftssoziologischen Forschung, S. 79-93 in: Michael Nollert, Hanno Scholtz, Patrick Ziltener (Hg.) *Wirtschaft in soziologischer Perspektive. Diskurs und empirische Analysen*. Münster: Lit.
- Wanner, Philippe (2008) *Die wirtschaftliche Situation von Erwerbstätigen und Personen im Ruhestand*. Bern: Bundesamt für Sozialversicherungen.
- Wilson, John (2000) Volunteering, S. 215-240 in: *Annual Review of Sociology*, 26.
- Winter, Ian (2000) Towards a theorised understanding of family life and social capital. Working Paper 21. Australian Institute of Family Studies.
- Woolcock, Michael/Narayan, Deepa (2000) Social Capital: Implications for Development Theory, S. 225-249 in: *Research, and Policy The World Bank Research Observer*, 15.

- World Bank (1997) Expanding the Measure of Wealth. Indicators of Environmentally sustainable Development. Washington D.C.: The World Bank.
- World Bank (2008) Overview: Social Capital. Zugriff am 21.11.08 auf <http://web.worldbank.org/WBSITE/EXTERNAL/TOPICS/EXTSOCIALDEVELOPMENT/EXTSOCIALCAPITAL/0,,contentMDK:20642703~menuPK:401023~pagePK:148956~piPK:216618~theSitePK:401015,00.html>
- World Bank (2009) Sustainable Development in the 21th Century. Zugriff am 20. April 2009 auf www.worldbank.org/
- World Commission on Environment and Development, WCED (1987) Our Common Future. Oxford: Oxford University Press.
- Zapf, Wolfgang (1984a) Welfare Production: Public versus Private, S. 263-274 in: Social Indicators Research, 14.
- Zapf, Wolfgang (1984b) Individuelle Wohlfahrt: Lebensbedingungen und wahrgenommene Lebensqualität, S. 13-26 in: Wolfgang Glatzer, Wolfgang Zapf (Hg.) Lebensqualität in der Bundesrepublik: objektive Lebensbedingungen und subjektives Wohlbefinden. Frankfurt am Main: Campus.

Anhang

Anhang 1: Indikatoren sozialer Nachhaltigkeit nach Empacher und Wehling (2002)

Anhang 2: Working-List of Indicators der CSD (2001)

Anhang 3: Daten und Indikatoren mit Verbindung zur Thematik der intergenerationellen
Beziehungen

Anhang 1: Indikatoren sozialer Nachhaltigkeit nach Empacher und Wehling (2002)

Dimension	„Sub-Dimension“	Indikator/Index	Ziele	Datenquellen
Erfüllung der Grundbedürfnisse/ Lebensqualität	Armut	Anteil der Haushalte, deren Einkommen unter 50% des Durchschnittseinkommens liegt	möglichst gering	SOEP/Datenreport
	Bildung	Anteil Erwachsener ohne ausreichende Schreib- und Lesefähigkeit (funktionale Analphabeten)	möglichst gering	IALS (Adult Literacy Survey)/UNDP
		Anteil Jugendlicher (des letzten Jahrgangs) ohne Schulabschluss	möglichst gering	StBA/Datenreport
	Arbeit	Anzahl Langzeitarbeitsloser (1 Jahr und länger)	möglichst gering	BfA/Datenreport
		Anteil Arbeitsloser	möglichst gering	BfA/Datenreport
	Wohnung	Anzahl der Obdachlosen	möglichst gering	SOEP/Datenreport (Näherungswerte)
	Gesundheit	Lebenserwartung	möglichst hoch	Stat. Jahrbücher
		Quotient: Anteil der Gesundheitsausgaben am BSP für Prävention/Anteil der Ausgaben für Behandlung	möglichst hoch	Datenreport
		Anteil der Bevölkerung mit Herz-/Kreislauf-Erkrankungen	möglichst gering	StBA?, Vorschlag des BMU für CSD-Indikatoren
Leitindikatoren	individuelle Zufriedenheit	Zufriedenheit mit: • Gesundheit • Arbeit • Einkommen • Wohnung • Umwelt	möglichst hoch	SOEP/Datenreport
	objektiv	HPI 2	möglichst gering	UNDP
	subjektiv	Allgemeine Lebenszufriedenheit	möglichst hoch	SOEP/Datenreport

Dimension	„Sub-Dimension“	Indikator/Index	Ziele	Datenquellen
Sozialressourcen	Engagement/Interesse für das Gemeinwesen	Anteil der Gesamtbevölkerung, die in politischen, sozialen oder anderen Interessensgruppen/Vereinen Mitglied ist	möglichst hoch	ALLBUS/Datenreport
	soziale Einbindung in unmittelbare Umgebung	Anteil der Bevölkerung, bei denen Beziehungen zu einem Lebenspartner oder Freunden völlig fehlen	möglichst gering	Wohlfahrtssurvey (nur bis 1988)
	Wissens- u. Humanressourcen	Anteil der Bildungs- und Forschungsausgaben am BSP	möglichst hoch	StBA, Stat. Jahrbücher
		Prozentsatz der Abiturienten/Hochschulabgänger eines Jahrgangs	möglichst hoch	StBA, Stat. Jahrbücher
	Toleranz	Ergebnisse der Einstellungsforschung, z.B.: Anteil der Bevölkerung, die der Meinung ist, in Deutschland lebende Ausländergruppen sollten gleichberechtigt sein	möglichst hoch	ALLBUS/Datenreport
	Integration	Anteil der ausländischen Bevölkerung mit interethnischen Freundschaften	möglichst hoch	Datenreport
Leitindikator	subjektiv	Anteil der Bevölkerung mit Gefühlen der: • Sinnlosigkeit • Einsamkeit	möglichst gering	SOEP/Datenreport
	„objektiv“	Zeitaufwendung für soziale, politische, ehrenamtliche Aktivitäten	möglichst hoch	StBA 1994; einmalig
Chancengleichheit/ soziale Inklusion	soziale Mobilität	Einkommen/Schulbildung der Eltern im Vergleich zum eigenen Einkommen/Schulbildung (Strukturmobilitätsquote)	Veränderungen müssen möglich sein	Mikrozensus-Zusatzuntersuchung
	Zugang zu Bildung	Anteil von Arbeiterkindern unter Studierenden	möglichst nahe am Anteil der Arbeiter an der Gesamtbevölkerung	Mikrozensus-Zusatzuntersuchung
	Geschlecht	Quotient der Arbeitszeit für bezahlte und unbezahlte Arbeit von Frauen im Vgl. zu Männern	gegen 1	UNDP 1998: war evtl. nur einmalige Untersuchung?
	ethnische u. andere Minderheiten	Anteil der ausländischen Bevölkerung unter der Armutsgrenze im Vgl. zum Anteil unter Inländern	Entsprechend der inländischen Bevölkerung	SOEP/Datenreport
Leitindikatoren	Ressourcenverteilung	Gini-Koeffizient zur Einkommensverteilung	möglichst gering	StBA/Datenreport
	Geschlecht	Gender Empowerment Measure (GEM)	gegen 1	UNDP

Dimension	„Sub-Dimension“	Indikator/Index	Ziele	Datenquellen
Partizipation	Partizipationsausmass	Wahlbeteiligung	möglichst hoch	Wahlstatistik/Datenreport
		Anteil der Bevölkerung, die sich bereits nicht-institutionalisierter Formen politischer Beteiligung (z.B. Demonstrationen, Unterschriftenaktionen, Boykott etc.) bedient hat	möglichst hoch	ALLBUS/Datenreport
		Mitglieder in Gewerkschaften	möglichst hoch	Gewerkschaftsstatistik Datenreport
	Partizipations- möglichkeiten	institutionalisierte Bürgerbeteiligung an Entscheidungsverfahren (Bürger-/Volksentscheid)	vorhanden	
		Vorhandene LA 21-Initiativen/Prozesse	möglichst viele	Datenreport
Leitindikatoren	objektiv	Index: gewichteter Anteil derer, die sich bei Wahlen und nicht-institutionalisierten politischen Protestformen beteiligen	möglichst viele	eigene Berechnungen?
	subjektiv	Zufriedenheit mit politischer Partizipation	möglichst hoch	SOEP/Datenreport

Abkürzungen:

BfA: Bundesanstalt für Arbeit
 BMU: Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit
 CSD: Commission for Sustainable Development
 IALS: International Adult Literacy Survey
 GEM: Gender Empowerment Measure
 LA 21: lokale Agenda 21

SOEP: Sozio-ökonomisches Panel
 StBA: Statistisches Bundesamt
 UBA: Umweltbundesamt
 UNDP: United Nations Development Programme

Anhang 2: Working-List of Indicators der CSD (2001)

International Goals, Targets, and Standards Related to Themes and Sub-Themes of Indicators of Sustainable Development

SOCIAL		
Theme	Sub-theme	Goals, Targets, and Standards
Equity	Poverty	i) Reduce proportion of people living in extreme poverty in developing countries by at least one-half by 2015 compared to 1990 (<i>Copenhagen95</i>). ii) Universal access to paid employment (<i>Copenhagen95</i>).
	Gender Equality	Eliminate discriminatory practices in employment (<i>Beijing</i>)
Health	Nutrition Status	Reduce severe and moderate malnutrition among under 5 year old children by 50% from 1990 to 2000 (<i>New York90</i> , <i>Copenhagen95</i> , <i>Beijing95</i> , <i>Rome96</i> ,
	Mortality	Reduce mortality rate for children under 5 years old by two-thirds of 1990 levels by 2015 (<i>Cairo94</i> , <i>New York90</i>)
	Sanitation	Universal access to sanitary waste disposal (<i>Rio de Janeiro92</i> , <i>Copenhagen95</i> , <i>Beijing95</i>)
	Drinking Water	Universal access to safe drinking water supply by 2025 (<i>Rio de Janeiro92</i> , <i>Copenhagen95</i> , <i>Beijing95</i>)
	Healthcare Delivery	i) Universal access to primary health care and reproductive health services by 2015 (<i>Cairo94</i> , <i>Copenhagen95</i> , <i>Beijing95</i>) ii) Universal immunization against measles (<i>New York90</i> ,) iii) Universal access to safe and reliable contraceptive methods (<i>Cairo94</i>)
Education	Education Level	Universal access, and completion of primary education by 2015 (<i>Jomtien90</i> , <i>Cairo94</i> , <i>Beijing95</i>)
	Literacy	Adult literacy reduced by half of the 1990 level by 2000 (<i>Jomtien90</i> , <i>Copenhagen95</i> , <i>Beijing95</i>)
Housing	Living Conditions	Provision of sufficient living space and avoidance of overcrowding (<i>Habitat II</i>)
Security	Crime	Significantly reduce violence and crime (<i>Cairo95</i>)
Population	Population Change	Stabilize world population (<i>Cairo94</i>)

Core Indicators and the Driving Force-State-Response Framework

SOCIAL					
Theme	Sub-theme	Indicator	DF	S	R
Equity	Poverty	Percent of Population Living below the Poverty Line		X	
		Gini Index of Income Inequality		X	
		Unemployment Rate	X		
	Gender Equality	Ratio of Average Female Wage to Male Wage		X	
Health	Nutrition Status	Nutritional Status of Children		X	
	Mortality	Mortality Rate Under 5 Years Old		X	
		Life Expectancy at Birth		X	
	Sanitation	Percent of Population with Adequate Sewage Disposal Facilities		X	
	Drinking Water	Population with Access to Safe Drinking Water		X	
	Healthcare Delivery	Percent of Population with Access to Primary Health Care Facilities			X
		Immunization Against Infectious Childhood Diseases			X
		Contraceptive Prevalence Rate			X
Education	Education Level	Secondary or Primary School Completion Ratio	X		
	Literacy	Adult Literacy Rate	X		
Housing	Living Conditions	Floor Area per Person		X	
Security	Crime	Number of Recorded Crimes per 100,000 Population		X	
Population	Population Change	Population Growth Rate	X		
		Population of Urban Formal and Informal Settlements		X	

(CSD 2001: 286-289)

Anhang 3: Daten und Indikatoren mit Verbindung zur Thematik der intergenerationellen Beziehungen

Survey Zielsetzung, untersuchte Bereiche	Relevante Daten/Indikatoren				
	Netzwerkressourcen	Mitgliedschaft in freiwilligen Assoziationen	Vertrauen	Unbezahlte Arbeit / freiwilliges Engagement	Subjektives Wohlbefinden
Einkommen und Lebensbedingungen in der Schweiz (SILC) Zusammenstellung von auf europäischem Niveau vergleichbaren Daten über Einkommen, Armut und Lebensbedingungen. Hauptthemen: Zusammensetzung der Haushalte; Ausbildung, Beschäftigung und Einkommen; Wohnsituation; Kinderbetreuung; Gesundheit; soziale Beziehungen. Definitiv jährliche Erhebungen seit 2007. Piloterhebungen 2004 und 2005 (Angaben zu den Daten/Indikatoren beziehen sich auf die Piloterhebungen)	- Häufigkeit der Kontakte - Praktische Hilfeleistung - Emotionale Unterstützung Jeweils separat erfragt für Verwandte, Arbeitskolleg/innen ¹⁰ , Nachbarn, Freund/innen und für das Erbringen und Erhalten von Hilfeleistungen. - Hilfe bei der Kinderbetreuung: durch Bekannte durch Verwandte	Mitgliedschaft in Gruppen/Vereinen (ähnliche Bandbreite wie im Schweizer Haushalt-Panel, siehe unten)			- Allgemeine Lebenszufriedenheit - Zufriedenheit mit persönlichen Beziehungen
Measurement and Observation of Social Attitudes in Switzerland (MOSAICH) Messung und Beobachtung sozialer Aspekte in der Schweiz. Fragen aus der Eurobarometer-Umfrage, Fragen aus dem ISSP, spezifisch schweizerischer sozio-politischer Teil und sozio-demografischer Teil. Seit 2005 bestehend, 2-jährliche Erhebungen. 2005: Erhebung zu sozialen Netzwerken (nur Schweiz)	In der Erhebung 2005: Soziale Netzwerke: Vier wichtigste Personen erfragt und dann detailliert die Art der Beziehungen bzw. des Beziehungsnetzwerkes erfragt und Angaben zu den Personen				Allgemeine Lebenszufriedenheit

¹⁰ Kontakte zu Arbeitskolleg/innen beziehen sich in der gesamten Tabelle immer auf Kontakte ausserhalb der Arbeitszeit

Mikrozensus Familie (als Datengrundlage für den internationalen Family and Fertility Survey) Überblick über Entwicklung und Lage der Familie und Geburtenhäufigkeit; Aufschluss über Wechselwirkungen zwischen Ausbildung, Erwerbstätigkeit, familialen Lebensformen sowie Geburtenhäufigkeit; Aufschluss über den Wandel der Werthaltungen über Familie und Kind, 1x durchgeführt im 1995	• Soziale Beziehungen: Kontakte mit Verwandten Kontakte mit Freund/innen Kontakte mit Nachbarschaft, jeweils Qualität und Quantität • Hilfe bei der Kinderbetreuung (wer genau)	• Mitgliedschaft in Gruppen		• Aufteilung der Arbeit im Haushalt und bei der Kindererziehung	
Schweizerische Arbeitskräfteerhebung (SAKE) Erfassung der Erwerbsstruktur und des Erwerbsverhaltens der ständigen Wohnbevölkerung, jährliche Erhebungen Thematische Zusatzmodule, nicht jährlich erhoben: Weiterbildungsaktivitäten, Migration/Mobilität, soziale Sicherheit, unbezahlte Arbeit (2000, 2004, 2007)	Mit der Erfassung des freiwilligen informellen Engagements im SAKE und Freiwilligen-Monitor werden auch Netzwerkressourcen angesprochen. Bei der Erfassung des freiwilligen Engagements steht jedoch nur das eigene „Geben“ im Vordergrund und nicht der mögliche Reziprozitätsaspekt bzw. das „Empfangen“ von Unterstützung.	Die Erfassung unbezahlter Arbeit ausserhalb des Haushaltes (SAKE) bzw. des freiwilligen Engagements in Vereinen und Organisationen (Freiwilligen-Monitor) bezieht sich auch auf die Mitgliedschaft in Vereinen, allerdings stehen die Erfassung des zeitlichen Engagements im Vordergrund und die Art der Tätigkeiten.		• Unbezahlte Arbeit im eigenen Haushalt: Haushaltsarbeit, Kinderbetreuung, Betreuung pflegebedürftiger Haushaltsmitglieder (detailliert erfasst nach konkreten Tätigkeiten und Zeitaufwand) • Unbezahlte bzw. ehrenamtliche Tätigkeit ausserhalb Haushalt (formell und informell): Art des Vereins bzw. der Tätigkeit, ausgeübte Funktion, Zeitaufwand, Entgelt	
Freiwilligen-Monitor Informationen zur Entwicklung/Veränderung des Verhaltens in der Freiwilligenarbeit, neben Qualität und Quantität u.a. auch Hintergründe, Hinderungsfaktoren, Erwartungen, Erfahrungen, genderspezifische Unterschiede. Erstmals 2006 durchgeführt, regelmässige Erhebungen alle 3-4 Jahre geplant				• Freiwilliges Engagement in Organisationen und Vereinen (Art des Vereins/der Organisation, Art der Tätigkeit, Zeitaufwand) • Freiwilliges Engagement ausserhalb von Vereinen und Organisationen und ausserhalb des eigenen Haushaltes (zb. Hüten von fremden Kindern, Nachbarschaftshilfe, Hilfe/Projekte im Wohlfahrtsquartier), Art der Tätigkeit, Zeitaufwand • Spendentätigkeit, an wen und Ausmass	

Schweizerische Gesundheitsbefragung (SGB) Beobachtung des Gesundheitszustandes der Bevölkerung, dessen Bestimmungsfaktoren, Krankheitsfolgen, Inanspruchnahme des Gesundheitssystems, Versicherungsverhältnisse, Erhebungen alle 5 Jahre	• Soziales Netzwerk: Vertrauensperson(en), unterstützende Person in Familie / Nachbarschaft, Häufigkeit von Besuchen von Familienmitgliedern, Bekannten (zw. Verwandten, Bekannten, Nachbarschaft wird nicht weiter differenziert) • Informelle Hilfe bei Einschränkungen in den Alltagsaktivitäten (Art der Hilfe und wer genau)				• Psychische Belastung • Einsamkeitsgefühl
Schweizer Haushalt-Panel (SHP) Beobachtung des sozialen Wandels und der Lebensbedingungen der Bevölkerung: Familie, Lebensstandards, Bildung, Gesundheit, Arbeit, soziale Beziehungen, Freizeit, Werte, politische Beteiligung jährliche Erhebungen	• Häufigkeit der Kontakte • Praktische Hilfeleistung • Emotionale Unterstützung Jeweils separat erfragt für Verwandte, Arbeitskolleg/innen, Nachbarn, Freund/innen und für das Erbringen und Erhalten von Hilfeleistungen.	Aktive oder passive Mitgliedschaft in Vereinen: • Kultur, Musik, Ausbildung • Sport, Freizeit • Quartiersverein, Elternvereinigung • Wohltätige Organisat. • Religiöse Vereinigung • Umweltschutz • Frauenorganisation • Mieterschutz • Gewerkschaft, Personalverband • Politische Partei	• allgemeines Vertrauen in Menschen • Vertrauen in verschiedene politische bzw. öffentliche Institutionen • Vertrauen in die Demokratie allgemein	• Aufteilung der Familienverpflichtungen • Kinderbetreuung • Ehrenamtliche/freiwillige Tätigkeit, Anzahl Stunden pro Monat • Betreuung: ältere Personen, Kinder, behinderte Personen, verwandt-nicht verwandt im gleichen Haushalt-ausserhalb	• Zufriedenheit mit persönlichen Beziehungen • Allgemeine Zufriedenheit mit dem Leben • Ausmass an Freude • Ausmass an Einsamkeit • Sinnhaftigkeit des Lebens
Sozialbericht Schweiz Systematische Sammlung von Daten und Indikatoren zur Lage und Entwicklungstendenzen der Schweizer Gesellschaft, die politische, wirtschaftliche, soziale, kulturelle und ökologische Situation betreffend. Alle 4 Jahre veröffentlicht, seit 2000.		• Organisierte Freiwilligenarbeit (Datenquelle ESS): Mitgliedschaft, Teilnahme, ehrenamtliche Tätigkeit, Spenden in Vereinen/freiwilligen Organisationen separat erfragt (12 unterschiedl. Arten Organisat.) • informelle Freiwilligenarbeit (Datenquelle ESS): Hilfe ausserhalb Familie, Arbeitsplatz und Vereinen (differenziert nach wöchentlich, monatlich, seltener) • Motive für Freiwilligeneinsatz (Datenquelle Freiwilligen-Monitor): Spass, Werte, Nutzen		• Rollenverteilung im Paar (Datenquelle ISSP): Ansichten zur Arbeitsaufteilung im Haushalt Durchschnittlicher Zeitaufwand für Hausarbeit (Stunden pro Woche) Anteil Frauen, die Hausarbeit immer übernehmen	

Eurobarometer Meinungsbarometer zur Europäischen Integration und Politik, zum einen sich wiederholende Standardbereiche, zum anderen variierende Spezial-Bereiche, wie u.a. Familie und soziale Situation, Sozialkapital, soziale Exklusion. Halb-jährliche Erhebung, Schweiz seit 1999 beteiligt, ab 2005 in der Schweiz nur noch 2-jährliche Befragungen im Rahmen des MOSAiCH (siehe weiter oben)	Special Eurobarometer 273/Wave 66.3: Social Reality in Europe (2007)				
	• Soziale Unterstützungsnetzwerke: praktische/emotionale Unterstützung durch Partner/in, Familienmitglied, Freund/in, Nachbar/in, Arbeitskolleg/in, andere (Kategorien jeweils separat erfragt)	• Aktive Mitgliedschaft bzw. ehrenamtliche Tätigkeit in Vereinen (ähnliche Bandbreite wie beim SHP erfragt), geleistete Stunden nicht erfragt		• Aufteilung Haushaltsarbeit zwischen Partner/Partnerin	
Europäisches System Sozialer Indikatoren Dauerbeobachtung der individuellen Lebensqualität und der Qualität von Gesellschaften in Europa, neues Indikatorensystem, noch am Entstehen, Schweiz beteiligt Für den Lebensbereich „Partizipation und soziale Integration“ ist das Indikatorensystem noch nicht abrufbar zum Zeitpunkt der vorliegenden Forschungsarbeit. Die angeführten Indikatoren beziehen sich also nur auf die Familie und allgemeine Wohlfahrtsmasse.	Special Eurobarometer 223/Wave 62.2: Social Capital (2005)				
	• Wichtigkeit von Familie, Freund/innen für das eigene Leben • Häufigkeit der Kontakte zu Freund/innen, Arbeitskolleg/innen, Nachbar/innen • erhaltene und geleistete praktische/emotionale Unterstützung durch/an Freund/innen, Nachbar/innen, Arbeitskolleg/innen, Bekannte (Kategorien jeweils separat erfragt)	• Mitgliedschaft in Vereinen (gleiche Bandbreite wie im Special Barometer 273) • Aktives Engagement in beteiligten Vereinen (geleistete Stunden nicht erfragt) • Wichtigkeit der Freiwilligen-Arbeit	• Allgemeines Vertrauen in Menschen		• Allgemeine Lebenszufriedenheit • Zufriedenheit mit den sozialen Beziehungen • Zufriedenheit mit der Familie
	• Unterstützung durch Familienmitglieder¹¹ im gleichen Haushalt oder ausserhalb (je separat erfragt) im Falle von Krankheit, persönlichen, finanziellen Problemen (je separat erfragt) • Wöchentliche Kontakte zu erwachsenen Kindern bzw. Eltern, die nicht im gleichen Haushalt leben		• Allgemeines Vertrauen in Menschen • Vertrauen in Institutionen	• Geschlechtsspezifisches Verhältnis des Zeitaufwandes für Haushaltsarbeit in Paar- bzw. Familienhaushalten • Hauptsächliche Verantwortung für Haushaltsarbeit in Paar- bzw. Familienhaushalten • Zeitaufwand von Männern in Familienhaushalten für ihre Kinder bzw. die Pflege von alten und/oder kranken Familienmitgliedern (als Prozentsatz der von beiden Partner/innen aufgewendeten Zeit)	• Zufriedenheit mit der Familie • Allgemeine Lebenszufriedenheit • Glück

¹¹ Partner/in, Eltern, erwachsene Kinder, Geschwister als eine einzige Kategorie Familienmitglieder

European Social Survey (ESS) Europäische Studie, Erfassung der Werthaltungen und Einstellungen und Erklärung der Reaktionen auf Veränderungen der Institutionen in verschiedenen Europäischen Ländern. Jeweils immer ein gleichbleibendes Hauptmodul und variierende 2-3 zusätzliche Themen. Seit 2002 alle 2 Jahre durchgeführt, Schweiz beteiligt.	• Häufigkeit der Kontakte mit Verwandten, Freund/innen, Bekannten, Arbeitskolleg/innen (Kategorien nicht separat erfasst) • Vertrauensperson vorhanden (ohne nachfragen, wer genau) • Unterstützung kleiner Kinder, behinderter oder alter Menschen im gleichen Haushalt (Kategorien nicht separat erfragt), ohne Häufigkeitsangaben • Unterstützung erhalten von ausserhalb des Haushalts (nicht wer und für was)	Im ESS 2002: • Mitgliedschaft in Vereinen (ähnliche Bandbreite wie im SHP), aktiv und passiv, ehrenamtliche Tätigkeit (ohne Zeiterfassung)	• Allgemeines Vertrauen in Menschen	• Aufteilung Haushaltsarbeit zwischen Partner/Partnerin • unbezahlte Hilfe ausserhalb des Haushalts an Verwandte bei Kinderbetreuung, anderer Betreuung, Haushalt, Unterhalt (Kategorien nicht separat erfragt, Zeitangaben nur nach täglich, wöchentlich, monatlich, mehrmals wöchentlich-monatlich)	• Glück, beurteilt über alle Aspekte des Lebens hinweg
International Social Survey Programme (ISSP)¹² Internationale, komparative Erhebung in mehr als 40 Ländern zu relevanten sozialwissenschaftlichen Themen. Thema jährlich wechselnd, intermittierende Wiederholungen der Hauptthemen. Erhebungen jährlich, Schweiz seit 2000 beteiligt. Seit 2005 nur noch 2-jährliche Erhebungen im Rahmen des MOSAiCH (siehe weiter oben)	• 2001: soziale Beziehungen und Unterstützungsnetzwerke • 2002: Familie und Gender-Rollen	• 2007: Freizeit und Sport			
Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE) Erfassung der wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sozialen Lage älterer Menschen (50+) in Europa; Gesundheit, Inanspruchnahme von Pflegeleistungen, ökonomische Situation, Konsum, soziales Netz, Sparen u.a. Schweiz beteiligt, Erhebungen seit 2004, alle 2 Jahre	• Häufigkeit der Kontakte der über 50-Jährigen zu ihren Kindern und Enkelkindern • Unterstützungsleistungen der über 50-Jährigen an ihre Kinder/Enkel oder von diesen • Hilfe bei der Betreuung der Enkelkinder			• Ehrenamtliches Engagement der über 50-Jährigen (mit Stunden-aufwand)	

¹² Die ISSP-Befragung in der Schweiz erfolgt zusammen mit derjenigen im Rahmen des Eurobarometer, seit 2005 unter dem neuen Namen MOSAiCH, siehe Tabelle

System Sozialer Indikatoren für die Bundesrepublik Deutschland Beobachtung der Wohlfahrtsentwicklung und des sozialen Wandels in Deutschland, 14 Themenbereiche, knapp 400 Indikatoren	• Anteil der Mithilfe bei Freunden, Nachbarn oder Verwandten (nicht separat erfragt, Häufigkeit nach wöchentlich, monatlich, seltener) • Anteil mit häufiger familienorientierter Freizeitbeschäftigung	• Anteil Vereinsmitglieder (Mitglied in mindestens einem Verein) • Anteil ehrenamtlich Engagierter (in Vereinen, Verbänden, sozialen Diensten, jede Woche, jeden Monat) • Anteil, der Mitglied in Sportverein ist			• Allgemeine Lebenszufriedenheit • Glück (allgemein) • Einsamkeit
Word Values Survey (WVS) Interkulturelle, komparative Erhebung zu Einstellungen und Werten, Arbeit, Gesundheit, Wirtschaft, Familie, Umgebung, Politik und Religion betreffend. Alle 5 Jahre durchgeführt, Schweiz beteiligt	• Wichtigkeit von Familie, Freunden (separat erfragt)	• Aktive oder passive Mitgliedschaft in Vereinen (ähnliche Bandbreite wie SHP)	• Allgemeines Vertrauen in die Menschen • Spezifisches Vertrauen in Familie, Nachbarn, bekannte Menschen, bei erster Begegnung, andere Nationalitäten, andere Religionen (jeweils separat erfragt) • Vertrauen in bestimmte nationale und internationale Institutionen		• Glück • Allgemeine Lebenszufriedenheit

Nachhaltigkeitsindikatoren mit möglicher Verbindung zur Thematik der intergenerationellen Beziehungen

	Themenbereiche der (sozialen) Nachhaltigkeit	Indikatoren
Monet (Schweiz) Indikatorensystem zum Monitoring nachhaltiger Entwicklung in der Schweiz auf nationaler Ebene, 3 Zieldimensionen: gesellschaftliche Solidarität, wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und ökologische Verantwortung Insgesamt über 120 Indikatoren Einzelne Indikatoren mit möglichem Bezug zur Thematik der intergenerationellen Beziehungen vorhanden, siehe rechte Spalte.	Zieldimension gesellschaftliche Solidarität: • Allgemeiner Grundsatz • Objektive Lebensbedingungen • Subjektive Lebensbedingungen • Verteilungsgerechtigkeit/Chancengleichheit • Stärkung des sozialen Zusammenhalts • Internationale Solidarität • Entwicklung und Erhaltung des Humankapitals	Subjektive Lebensbedingungen: • Allgemeine Lebenszufriedenheit (auch nach Altersgruppen, Daten aus dem SHP) • Psychisches Wohlbefinden (Daten aus der SGB) • Personen mit mindestens einer Vertrauensperson (Daten aus SGB) Verteilungsgerechtigkeit/Chancengleichheit: • Zeitliche Gesamtarbeitsbelastung nach Geschlecht: wöchentlicher Aufwand von Frauen und Männern in Paarhaushalten mit mindestens einem Kind unter 15 Jahren (Daten aus SAKE) Sozialer Zusammenhalt: • Aktivmitgliedschaft in Vereinen und Organisationen: gefragt nach Tätigkeit in den letzten 4 Wochen (ohne weitere Differenzierung, Daten aus SHP) • Freiwilligenarbeit: Anteil Personen, die Freiwilligenarbeit leisten (ohne genaue Differenzierung nach Qualität und Quantität, Daten aus SAKE)
Cercle Indicateurs (Schweiz) Gemeinsame Plattform von Bund, Kantonen und Gemeinden, Entwicklung eines Kernindikatorensystems für Städte und eines für Kantone, Monitoring und Vergleich angestrebt 3 Zieldimensionen: Umwelt, Wirtschaft, Gesellschaft Keine Indikatoren mit möglichem Bezug zur Thematik der intergenerationellen Beziehungen vorhanden.	Zieldimension Gesellschaft: • Lärm/Wohnqualität • Mobilität • Gesundheit • Sicherheit • Einkommens-/Vermögensverteilung • Partizipation • Kultur und Freizeit • Bildung • Soziale Unterstützung • Integration • Chancengleichheit • Überregionale Solidarität	• Indikator für soziale Unterstützung: Bezüger/innen von Sozialhilfeleistungen • Indikator für Integration: Einbürgerung von Ausländer/innen • Indikator für Chancengleichheit: Anteil Frauen in Kaderpositionen (Kanton), Anzahl externer Kinderbetreuungsplätze (Stadt)
Europäische Union (Eurostat) Hauptziel: kontinuierliche Verbesserung der Lebensqualität heutiger und zukünftiger Generationen. Gewährleistung von Wohlstand, Umweltschutz und sozialem Zusammenhalt durch effiziente Bewirtschaftung der Ressourcen und Erschliessung des Innovationspotentials der Wirtschaft. Keine Indikatoren mit möglichem Bezug zur Thematik der intergenerationellen Beziehungen vorhanden.	Themen nachhaltiger Entwicklung: • Sozioökonomische Entwicklung • Nachhaltige Konsum-, Produktionsstrukturen • Soziale Eingliederung • Demografische Veränderungen • Öffentliche Gesundheit • Klimawandel und Energie • Nachhaltiger Verkehr • Natürliche Ressourcen • Globale Partnerschaft • gute Staatsführung	Soziale Eingliederung: • Armutsgefährdungsquote nach Sozialleistungen und nach Geschlecht als Leitindikatoren • Weitere Indikatoren zur finanziellen Armut/Lebensbedingungen, Zugang zum Arbeitsmarkt und Bildung Demografische Veränderungen: • Beschäftigungsquote älterer Arbeitnehmer als Leitindikator • Weitere Indikatoren zur Demografie, Angemessenheit des Alterseinkommens und der öffentlichen Finanzstabilität

Weltbank und OECD Keine Indikatoren mit möglichem Bezug zur Thematik intergenerationeller Beziehungen vorhanden.	Weltbank: • Finanzielles Kapital • Physikalisches Kapital • Humankapital • Sozialkapital • Naturkapital OECD: • Verschiedene Umweltbereiche, wie Landwir., Klima, technischen Entwicklungen, Transport • Wechselwirkungen zwischen Umwelt und Gesundheit • Bildung	Fokus auf Wirtschaftswachstum, Sozialkapital funktional in Bezug auf seine positiven Auswirkungen auf das Wirtschaftswachstum definiert, kein Bezug zur Thematik intergenerationeller Beziehungen. Fokus auf ökologischen Dimensionen nachhaltiger Entwicklung (Umweltbeobachtung), ökonomische und soziale Faktoren dazu in Beziehung gesetzt, kein Bezug zur Thematik intergenerationeller Beziehungen.
UN-CSD: Indicators of Sustainable Development Entwicklung und Erprobung eines Indikatorensystems zur nachhaltigen Entwicklung. Herausgabe der „Working-List of Indicators“. Vier Zieldimensionen nachhaltiger Entwicklung: ökologisch, ökonomisch, sozial, institutionell. Keine Indikatoren mit mögl. Bezug zur Thematik der intergenerationellen Beziehungen vorhanden	Themen der sozialen Nachhaltigkeit: • Gleichheit • Gesundheit • Bildung • Haushalt • Sicherheit • Demografie	Einzelne Indikatoren: siehe Anhang 2
UNPD: Human Development Erhebung und Beobachtung der „menschlichen Entwicklung“ auf globaler, regionaler und nationaler Ebene Keine Indikatoren mit mögl. Bezug zur Thematik der intergenerationellen Beziehungen vorhanden.	<i>Human Development Index (HDI)</i> : Index für den Grad „menschlicher Entwicklung“: • Individuelle Lebenserwartung (Lebensdauer) • Gewichteter Anteil Erwachsener mit Schreib- und Lesefähigkeit und erreichtes Schulniveau (Bildung) • Reales Pro-Kopf-Einkommen (Lebensstandard) <i>Human Poverty Index (HPI 1 und HPI 2)</i> : besondere Berücksichtigung der Menschen, denen es am schlechtesten geht HPI 1 für Entwicklungsländer: • Prozentsatz der Menschen mit Lebenserwartung unter 40 Jahren • Anteil erwachsener Analphabeten • Mängel in der ökonomischen Versorgung • Kein Zugang zu sauberem Trinkwasser • Anteil untergewichtiger Kinder unter 5 Jahren HPI 2 für Industrieländer: • Prozentsatz der Menschen mit Lebenserwartung unter 60 Jahren • Anteil Erwachsener mit unzureichender Lese- und Schreibfähigkeit • Anteil Haushalte mit weniger als 50% des Medianeinkommens • Anteil Langzeitarbeitsloser <i>Gender-related Development Index (GDI)</i> : Erfasst dieselben Dimensionen wie der HDI, allerdings mit Augenmerk auf geschlechterspezifische Ungleichheiten. Gender Empowerment Measure (GEM): • Anteil Frauen im Parlament • Anteil Frauen in Verwaltungs- und Managementtätigkeiten • Anteil Frauen in technischen Berufen • Geschlechtsspezifischer Anteil am Einkommen	

Internet-Quellen und verwendete Literatur zu den Surveys und Nachhaltigkeitsindikatoren

Einkommen und Lebensbedingungen in der Schweiz (SILC):

- http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/infothek/erhebungen__quellen/blank/blank/silc/00.html
- <http://www.swisspanel.ch/index.php?lang=de>

Measurement and Observation of Social Attitudes in Switzerland (MOSAiCH)

- <http://www2.unil.ch/fors/?lang=de>
- <http://nesstar.sidos.ch/webview/index.jsp>

Mikrozensus Familie

- <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/04/blank/dos/mikrozensus/01.html>
- Herrmann, Vera/Tillmann, Robin (2002) The Social Capital of Switzerland. An Overview of Attempts to Define, Operationalise and Measure Social Capital. Neuenburg: BFS.

Schweizerische Arbeitskräfteerhebung (SAKE)

- http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/infothek/erhebungen__quellen/blank/blank/enquete_suisse_sur/00.html
- Feusi Widmer, Roswitha (2004) Die Schweizerische Arbeitskräfteerhebung (SAKE). Konzepte, Methoden, Praktische Ausführung. Neuenburg: Bundesamt für Statistik.

Freiwilligen-Monitor

- <http://www.freiwilligenmonitor.ch/>
- Stadelmann-Steffen, Isabelle/Freitag, Markus/Bühlmann, Marc (2007) Freiwilligen-Monitor Schweiz 2007. Zürich: Seismo.

Schweizerische Gesundheitsbefragung (SGB)

- http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/infothek/erhebungen__quellen/blank/blank/ess/01.html
- Calmonte, Roland/ Galati-Petrecca, Marilina/ Lieberherr, Renaud/ Neuhaus, Manfred/ Kahlmeier, Sonja (2005) Gesundheit und Gesundheitsverhalten in der Schweiz 1992-2002. Schweizerische Gesundheitsbefragung. Neuenburg: Bundesamt für Statistik.

Schweizer Haushalt-Panel (SHP)

- <http://www.swisspanel.ch/index.php?lang=de>

Sozialbericht Schweiz

- <http://www.sozialbericht.ch/>
- Suter, Christian/Perrenoud, Silvia/Levy, René/Kuhn, Ursina/Joye, Dominique/Gazareth, Pascale (2009) Sozialbericht 2008. Zürich: Seimso

Eurobarometer

- http://ec.europa.eu/public_opinion/index_en.htm
- Special Eurobarometer 273, Wave 66.3 (2007) Soziale Reality in Europe. Zugriff am 15. Mai 2009 auf: http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/eb_special_280_260_en.htm
- Special Eurobarometer 223, Wave 62.2 (2005) Social Capital. Zugriff am 15. Mai 2009 auf: http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/eb_special_240_220_en.htm

Europäisches System Sozialer Indikatoren

- <http://www.gesis.org/dienstleistungen/daten/soziale-indikatoren/eusi/>

European Social Survey (ESS)

- <http://www2.unil.ch/fors/?lang=de>
- <http://nesstar.sidos.ch/webview/index.jsp>
- <http://www.europeansocialsurvey.org/>

International Social Survey Programme (ISSP)

- <http://www.issp.org/>
- <http://www2.unil.ch/fors/?lang=de>

Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE)

- http://www.unil.ch/share/page61798_de.html
- <http://www.share-project.org/>

System Sozialer Indikatoren für die Bundesrepublik Deutschland

- <http://www.gesis.org/dienstleistungen/daten/soziale-indikatoren/system-sozialer-indikatoren/>

World Values Survey (WVS)

- <http://www.worldvaluessurvey.org/>
- Kriesi, Hanspeter (2007) World Values Survey. Technischer Bericht. Link 4. 1427 / 2007. Zürich: LINK Institut für Markt und Sozialforschung.

MONET Indikatorensystem

- <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/21.html>

Cercles Indicateurs

- Cercle Indicateurs (2005) Kernindikatoren für die nachhaltige Entwicklung in Städten und Kantonen. Zugriff am 30.11.2008 auf www.are.ch

Europäische Union (Eurostat)

- <http://epp.eurostat.ec.europa.eu/portal/page/portal/sdi/introduction>

Weltbank und OECD

- <http://www.worldbank.org/>
- Farsari, Yianna/Prastacos, Poulicos (2002) Sustainable Development Indicators: An overview. Zugriff am 2. April 2009 auf www.iacm.forth.gr/regional/papers/Asteras-English.pdf
- http://www.oecd.org/topic/0,3373,en_2649_37425_1_1_1_1_37425,00.html

UN-CSD: Indicators of Sustainable Development

- http://www.un.org/esa/dsd/csd/csd_aboutcsd.shtml
- CSD (2001) Indicators of Sustainable Development: Framework and Methodologies. Background Paper No. 3. Division of Sustainable Development. Zugriff am 2. April 2009 auf: www.un.org/esa/sustdev/csd/csd9_indi_bp3.pdf

UNPD: Human Development

- <http://hdr.undp.org/en/humandev/origins/>

**Weitere Forschungs- und Expertenberichte aus der Reihe
«Beiträge zur Sozialen Sicherheit»**

<http://www.bsv.admin.ch/praxis/forschung/publikationen/index.html?lang=de>

**Autres rapports de recherche et expertises de la série
«Aspects de la sécurité sociale»**

<http://www.bsv.admin.ch/praxis/forschung/publikationen/index.html?lang=fr>

**Altri rapporti di ricerca e perizie della collana
«Aspetti della sicurezza sociale»**

<http://www.bsv.admin.ch/praxis/forschung/publikationen/index.html?lang=it>

**Further research reports and expertises in the series
«Beiträge zur Sozialen Sicherheit»**

<http://www.bsv.admin.ch/praxis/forschung/publikationen/index.html?lang=en>